

Frühling | printemps | primavera 30/2017

terra

cognita

Schweizer Zeitschrift zu Integration und Migration
Revue suisse de l'intégration et de la migration
Rivista svizzera dell'integrazione e della migrazione

Zugehörigkeiten
Appartenances
Appartenenze



Schweizerische Eidgenossenschaft
Confédération suisse
Confederazione Svizzera
Confederaziun svizra

Eidgenössische Migrationskommission EKM
Commission fédérale des migrations CFM
Commissione federale della migrazione CFM

Impressum

terra cognita
Schweizer Zeitschrift zu Integration und Migration
Revue suisse de l'intégration et de la migration
Rivista svizzera dell'integrazione e della migrazione

No. 30 Frühling/printemps/primavera 2017

Herausgeberin/Editrice

Eidgenössische Migrationskommission EKM
Commission fédérale des migrations CFM
Commissione federale della migrazione CFM
Federal Commission on Migration FCM

Quellenweg 6, 3003 Bern-Wabern

Tel.: 058 465 91 16

E-Mail: ekm@ekm.admin.ch

Internet: www.terra-cognita.ch, www.ekm.admin.ch, www.facebook.com/ekmcfm

Redaktion/Rédaction/Redazione

Simone Prodolliet, Sibylle Siegwart, Sylvie Lupi

Übersetzung/Traduction/Traduzione

Marloes Vidalis (f), Marie-Claude Mayr (f), Sara Schneider (i), Caroline La Spada (d)

Gestaltung/Graphisme/Grafica

bertschidesign, Zürich

Druck/Impression/Stampa

Cavelti AG, Gossau

Titelbild/Page de couverture/Pagina di copertina

Sofia (Schweden), SWITZERS – die 193 Nationen der Schweiz. By Reiner Roduner.

Copyright Fotos

SWITZERS – die 193 Nationen der Schweiz. By Reiner Roduner und Roli Schmid.

Erscheint zweimal jährlich/Paraît deux fois par année/Esce due volte all'anno

Auflage/Tirage/Tiratura

10000 Ex. 03.2017 860393327

© EKM/CFM

Nachdruck von Beiträgen mit Quellenangabe erwünscht. Belegexemplar an die EKM.
Reproduction autorisée avec indication de la source. Remise d'un exemplaire à la CFM.
Ristampa autorizzata con indicazione della fonte. Consegna di un esemplare alla CFM.

Vertrieb/Distribution/Distribuzione

BBL, Verkauf Bundespublikationen, CH-3003 Bern
www.bundespublikationen.admin.ch
Art.-Nr. 420.900.30

Abonnement/Abbonamento

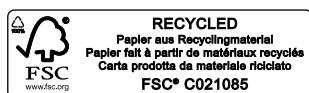
ekm@ekm.admin.ch

Preis/Prix/Prezzo: gratis

Die in den einzelnen Artikeln geäußerte Meinung muss sich mit derjenigen der EKM nicht decken.

Les points de vue exprimés dans les divers articles ne doivent pas forcément coïncider avec l'opinion de la CFM.

I punti di vista espressi nei diversi articoli non devono necessariamente corrispondere con l'opinione della CFM.



Zugehörigkeiten
Appartenances
Appartenenze

Editorial

Mobilität, Heimatgefühle
und Zugehörigkeitssinn.

Seite 4

Mobilité, patriotisme et
appartenance

Page 6

Mobilità, patria e appartenenza

Pagina 8

Illustrationen / Illustrations / Illustrazioni

Switzers – die 193 Nationen der Schweiz.

Switzers – les 193 nations de la Suisse.

Switzers – le 193 nazioni della Svizzera.

Reiner Roduner

Seite 10

Wechselnde Zugehörigkeiten

Wie ich Europäerin wurde.

Jagoda Marinić

Seite 12

Le piège national-libéral

T'es qui, toi ?

Joelle Kuntz

Page 16

Zugehörigkeit in Zeiten

nationalistischer Strömungen

Die Herkunft entpolitisieren!

Boris Previšić

Seite 18

Gegen Zuschreibungen

«Wir müssen rein ins Geschwür.»

Adrian Schröder im Gespräch mit Müslüm

Seite 22

Begriffe und Konzepte von Heimat

Migration und Zugehörigkeit.

Walter Leimgruber

Seite 26

Appartenance et identité

L'appartenance et ses entrepreneurs.

Anne Lavanchy

Page 30

Umfrage des Stapferhauses Lenzburg

Heimat – eine Grenzerfahrung.

Michael Hermann

Seite 34

Heimatgefühle in der Nase

Der Duft der Geborgenheit.

Simone Prodolliet

Seite 38

Doppelbürgerschaften

Zwei Seelen in der Brust.

Pascale Steiner

Seite 42

Parcours de naturalisation

Différences identiques.

Driton M. Kajtazi

Page 46

Nationale Zugehörigkeiten

und Fussball

Eine Frage der Karriereplanung.

Etrit Hasler

Seite 50

Neue Staatsbürgerschaft –

neuer Name?

Ić bin kein Schweizer.

Paula Scheidt

Seite 52

Un artiste apatride à Genève

Une vie sans nationalité.

Annegret Mathari

Page 56

Reintegration im Herkunftsland

Ein Blick von aussen auf die Schweiz.

Gespräch mit Adrian Portmann

Seite 58

Als Auslandschweizer im Parlament

«Wir müssen uns klar werden,
wer wir sind.»

Interview mit Tim Guldemann

Seite 60

Literatur

«Waren Sie schon einmal
in Wilderswil?»

Meral Kureysli

Seite 64

Littérature

39, rue de Berne.

Max Lobe

Page 68

Frontiere interne svizzere

Il «Fremdengraben»: come
percepirlo, comprenderlo e superarlo.

Sergei Roic

Page 72

Vivre entre deux sociétés

«Ya llegaron los Suizos...»:

Retourner, rester ou alterner ?

Claudio Bolzman

Page 76

Mehrfachzugehörigkeit

«Wir unterscheiden uns von anderen
und ähneln uns.»

Gaby Fierz

Seite 80

Eine Umfrage zu Heimat

bei jungen Menschen

Heimat ist mein Gemüse

im Kühlschrank.

Alice Galizia

Seite 82

Treffpunkt «Tropical Zone»

Welcome to Little Africa!

Alice Uehlinger

Seite 86

Zu Hause im Coiffeursalon

Der Barbier von Bern.

Michael Hugentobler

Seite 90

Construire un autre discours

Genève tire son portrait.

Ninian H. van Blijenburgh

Page 94

«Volksbräuche» und «Fremde»

Von eigensinnigen Praktiken

und umkämpftem Dazugehören.

Konrad J. Kuhn

Seite 100

Immigrati salvando

un patrimonio italiano

Alla riscossa del parmigiano.

Barbara Bachmann

Pagina 104

Le «parler bilingue»

Pertes des racines ou

appartenance multiple ?

Georges Lüdi

Page 108

Literatur

Die Heimat der zweiten Sprache.

Marica Bodrožić

Seite 112

Langue et appartenance

«Nés comme écrivains de la migration
de langue maternelle italienne.»

Entretien de Livia Apa avec

Cristina Ali Farah

Page 114

Infothek

Infothèque

Infoteca

Zugehörigkeiten

Appartenances

Appartenenze

Seite 118

Ausblick / Aperçu / Scorcio

terra cognita 31

Seite 122

Mobilität, Heimatgefühle und Zugehörigkeitssinn.

Nichts scheint gegenwärtig die Menschen mehr zu bewegen als Fragen der Zugehörigkeit. Die Tatsache, dass die Welt ein Dorf geworden ist, veranlasst offenbar viele dazu, sich vergewissern zu wollen, dass man selbst irgendwo «zu Hause» ist oder zu einer «Gruppe», in manchen Fällen auch zu einem «Volk» gehört.

Zuschreibungen und wechselnde Zugehörigkeiten

«Bekreuzigt er sich mit drei Fingern?» Das war die Standardfrage, die *Jagoda Marinić* als Kind zu hören bekam, wenn es darum ging, jemanden zuzuordnen. Serbisch-orthodox hiess das dann im Falle eines Ja; die andere Möglichkeit – im Falle eines Nein – wäre kroatisch und katholisch gewesen. «Wer bist du, woher kommst du?» Dieser Frage wird laut *Joelle Kuntz* vor dem Hintergrund vielfältiger werdender Gesellschaften eine immer grössere Bedeutung zugemessen – und zwar insbesondere von jenen, die die Definitionsmacht für Identität für sich in Anspruch nehmen. «Fragen Sie nicht mehr nach der Herkunft!», sagt deshalb *Boris Previšić* in seinem Plädoyer, um nationalistischen Tendenzen die Stirn zu bieten. Auch *Semih Yavsaner* alias *Müslüm* wehrt sich gegen Zuschreibungen: «Schwarzweiss-Denken hat keine Zukunft, keine Gegenwart, im besten Fall eine Vergangenheit.»

Konzepte von Heimat

«Was ist Heimat?» *Walter Leimgruber*, der den unterschiedlichen Dimensionen dieses Konzepts nachgeht, verweist darauf, dass Heimat nicht nur räumlich und sozial, sondern auch zeitlich gedacht wird, indem auf die unbeschwerten Jahre der Kindheit Bezug genommen wird. Der entstehende Nationalstaat machte sich dieses Gefühl zunutze, um die Gemeinschaft seiner Bürger durch das Beschwören einer gemeinsamen Geschichte und Kultur zu stärken. Der Kulturhistoriker zeigt aber auch auf, wie sehr gerade das «Gemeinsame» einem ständigen Wandel unterworfen ist und beispielsweise *Italianità* heutzutage aus dem Schweizer Alltag nicht mehr wegzudenken ist. Im Zusammenhang mit der Bildung kollektiver Identität stellt *Anne Lavanchy* die Akteure von Zugehörigkeit und Ausgeschlossenheit in den Fokus: die moralischen Instanzen des öffentlichen Diskurses.

«Was ist Heimat?» Danach fragte auch das Stapferhaus Lenzburg, das eine Ausstellung mit dem Titel: «Heimat – eine Grenzerfahrung» präsentiert. *Michael Hermann* hat im Auftrag der Ausstellungsmacherinnen die Antworten ausgewertet: Über 90 Prozent der Befragten verbinden mit Heimat Menschen, Landschaften oder Traditionen. Interessant ist, dass dabei weniger die kollektive Komponente, sondern die individuelle eine Rolle spielt. Die Einschätzung, dass das persönliche Erleben mit dem Heimatgefühl eng verknüpft wird, bestätigt sich in *unserer Umfrage* zum Duft der Heimat: Heimat riecht. Und dies ist je nach Person unterschiedlich.

(Staats-)Bürgerschaft und gesellschaftlich-politische Teilhabe

Unabhängig davon, wo jemand gefühlsmässig «zu Hause» ist, weist im modernen Nationalstaat ein Dokument – der Pass – Menschen einem Staatswesen zu. Dass diese Zuweisung nicht ein für alle Mal festgelegt sein muss, schildert *Pascale Steiner*. Sie zeigt anhand von Doppel- und Mehrfachbürgerschaften auf, dass man sich in mehreren Staatsbürgerschaften durchaus gut einrichten kann, ohne einen Identitätsverlust zu erleiden. Dennoch: Wer sich hierzulande einbürgern lassen will, tut gut daran, sich klar für eine Zugehörigkeit auszusprechen, wie *Driton M. Kajtazi* satirisch festhält. Sportlerinnen und Sportler, die über eine Doppelbürgerschaft verfügen und an internationalen Wettkämpfen teilnehmen, stehen unter dem Druck der jeweiligen nationalen Öffentlichkeit, sich für «ihr» Land zu entscheiden. *Etrit Hasler* bemerkt dazu, dass meist weniger die emotionale Bindung an einen Staat, sondern eher Überlegungen der Karriereplanung ausschlaggebend für den einen oder den andern Entscheid sind.

Abgeklärtheit statt Emotionalität verlangt man freilich von jenen, die sich in der Schweiz einbürgern lassen wollen und eine Abänderung ihres Namens aufgrund einer Weisung in Kauf nehmen müssen. Gewisse Sonderzeichen – wie etwa «é» – sind bei der Umschrift von ausländischen Namen im helvetischen System nicht vorgesehen, wie *Paula Scheidt* schildert. Mit ganz anderen Problemlagen kämpfen allerdings Personen, die staatenlos sind. *Annegret Mathari* berichtet

vom Fall eines 83-jährigen, in Genf geborenen Herrn, dessen zwei Versuche, sich einbürgern zu lassen, bislang scheiterten.

Doch auch wer Schweizer ist, nicht aber Diplome mit einem hiesigen Gütesiegel in der Tasche hat, wird mit unangenehmen Überraschungen konfrontiert sein. *Sibylle Siegwart* hat sich mit *Adrian Portmann* unterhalten, der in Österreich erfolgreich ein Studium absolvierte und später in der Tschechischen Republik als Dozent gesellschaftliches Ansehen gewann. Zurück in der Schweiz ergeht es ihm ähnlich wie vielen Zuwanderern, deren Diplome nicht anerkannt werden.

Aussenperspektiven, Innensichten und der Blick aus der Mitte

«Wir müssen uns klar werden, wer wir sind», sagt *Tim Guldimann*, der als Auslandschweizer im Nationalrat politisiert. Er verweist dabei auf die Tatsache, dass die gelebte Realität sich längst nicht mehr auf die Nation Schweiz bezieht. «Wir leben in einer vollkommen international verflochtenen gesellschaftlichen Realität.» Und gerade dies verlange eine andersartige Auseinandersetzung mit Zugehörigkeit: Einen konkreten Einblick in solche Realitäten gewähren *Meral Kureyshi* und *Max Lobe*, beide Schriftsteller, die aus der Erfahrung von Migration einen Blick darauf werfen, was die Schweiz neben idealisierten Bildern auch ist. *Sergej Roic* identifiziert aus seiner Perspektive einen «Fremdengraben», der sich als innere Grenzlinie innerhalb der Schweiz etabliert habe.

Das Uneindeutige, das aus einem Blick zwischen «hier» und «dort» zum Tragen kommt, ist Thema bei *Claudio Bolzman*, der über Migrantinnen und Migranten berichtet, die sich entscheiden müssen, entweder als «Ausländer» in der Schweiz zu bleiben oder in ihr Herkunftsland zurückzukehren, wo sie als «Schweizer» wahrgenommen werden. *Gaby Fierz*, die mit Menschen gesprochen hat, die zwischen der Schweiz und der Türkei pendeln, berichtet von Zugehörigkeit, die weder an einen Ort noch an eine Staatsbürgerschaft gekoppelt ist, sondern an eine bestimmte Lebensweise. Ähnliches zeigt die Umfrage, die *Alice Galizia* bei jungen Menschen gemacht hat: Wohlbefinden, das oft mit Heimat assoziiert wird, muss keineswegs an einen Ort gebunden sein; vielmehr geht es um Vertrautheit mit Gleichgesinnten oder die Fähigkeit, die Welt mit «demselben Filter» wahrzunehmen.

Nicht zuletzt entstehen neue Orte der Zugehörigkeit aufgrund besonderer Bedürfnisse oder Vorlieben. *Alice Uehlinger* porträtiert *Nana Zimmermann Boadi*, deren Läden «Tropical Zone» «ein Stück Afrika in der Schweiz» versprechen und demzufolge als Treffpunkt von Kundinnen afrikanischer oder lateinamerikanischer Herkunft dienen. Auch *Michael Hugentoblers* Reportage über einen Friseur in Bern unterstreicht die Bedeutung, die vielerorts Coiffeursalons als einem zweiten Zuhause zukommen.

Diskurse – Traditionen – Aneignungen

Menschen mit einer Migrationsgeschichte werden oft mit der Situation konfrontiert, dass man sie nicht als «echte» Bürgerinnen und Bürger wahrnimmt, selbst wenn sie schon sehr lange in der Schweiz ansässig sind. Die Stadt Genf versucht in ihrer Kampagne «Genève – sa guele» Gegensteuer zu einem ausschliessenden Diskurs zu geben. *Ninian H. van Blijenburgh* gibt Einblick in dieses partizipative Projekt, in dem Genferinnen und Genfer nicht nur fotografiert werden, sondern auch über sich selbst erzählen. Das Projekt «Switzers» des Fotografen *Reiner Roduner* verschreibt sich ebenfalls der Idee des Einschlusses.

Was aber, wenn Zugewanderte wie selbstverständlich an dem partizipieren, was Einheimische als «ihr Eigenes» bezeichnen? *Konrad Kuhn* hat sich mit Traditionen befasst und reflektiert darüber, was es heisst, wenn «Exoten» wie etwa der senegalesische Schwinger Dieylani Pouye in den Ring steigen oder wie die kenianisch-schweizerische Jodlerin Yvonne Apiyo Brändle-Amolo als «schwarzes Heidi» auftreten. Seiner Ansicht nach könnten Bräuche auch als dialogisches Feld gesehen werden, in dem das gelebte Dazugehören praktiziert werden kann. Dass der Erhalt von Traditionen mitunter sogar der Präsenz von Zuwanderern zu verdanken ist, beschreibt *Barbara Bachmann*: Die Herstellung des DOC-Parmigiano kann nur dadurch sichergestellt werden, weil sich eingewanderte Sikh aus Indien diesem Metier widmen.

Bleibt die Sprache, die im gängigen Integrationsdiskurs eine Schlüsselrolle spielt: Handelt es sich bei Menschen, die in zwei oder mehreren (nicht-nationalen) Sprachen kommunizieren, um «entwurzelte» Persönlichkeiten? *Georges Lüdi* verneint diese Frage explizit: Menschen, die mehrere Sprachen sprechen, sind keineswegs als «nicht-integriert» zu betrachten. Schriftsteller, die in den jeweiligen Sprachen der Länder, in die sie eingewandert sind, schreiben, sind dafür Beweis genug: *Cristina Ali Farah* etwa spielt mit den Sprechweisen ihrer Romancharaktere und lässt sie unterschiedliches Italienisch sprechen. Und *Marica Bodrožić* betont: Es geht um die selbstverständliche Aneignung der Sprache wie ein «wärmendes Kleidungsstück».

Fragen der Zugehörigkeit sind in einer Welt, die für viele unüberblickbar geworden ist, durchaus legitim. Doch anstelle einer kategorischen Ablehnung dessen, was als «fremd» betrachtet wird, wäre eine offene Auseinandersetzung unter Einbezug der gesamten Bevölkerung darüber, wer wir sind und welche Gesellschaft wir wollen, fruchtbarer und gewinnbringender. Denn: Niemand war schon immer da.

Simone Prodoliet ist Geschäftsführerin der Eidgenössischen Migrationskommission EKM.

Mobilité, patriotisme et appartenance

Rien ne semble aujourd'hui préoccuper davantage les gens que la question de l'appartenance. Le fait est que, dans un monde devenu village, beaucoup éprouvent manifestement le besoin de savoir qu'ils sont « à la maison » quelque part, qu'ils appartiennent à un « groupe », voire à un « peuple ».

Attributions et appartenances changeantes

« Se signe-t-il avec trois doigts ? », telle était la question classique qu'entendait poser *Jagoda Marinić*, enfant, lorsque l'on voulait situer quelqu'un. Autrement dit, s'il était serbe-orthodoxe. Sinon, c'est qu'il était catholique. *Joëlle Kuntz* note que, sur fond de sociétés de plus en plus plurielles, la question de l'identité et de la provenance prend une importance croissante pour ceux qui revendiquent le pouvoir de définir l'identité. D'autres, au contraire, veulent bannir le discours sur l'origine, comme *Boris Previšić*, qui appelle à résister aux tentations nationalistes. *Semih Yavsaner*, alias *Müslüm*, met lui aussi en garde contre les préjugés : « Penser en noir et blanc n'a pas d'avenir, ni de présent, tout au plus un passé. »

Conceptions d'être chez soi

Qu'est-ce que la patrie ? Que signifie être chez soi ? Explorant cette notion sous ses différentes dimensions, *Walter Leimgruber* soutient que la patrie dans le sens d'« être chez soi » peut se définir, non seulement dans l'espace et la société, mais aussi dans le temps, par référence à l'enfance et aux années d'insouciance. L'Etat-nation naissant s'était du reste servi de ce sentiment pour rapprocher les citoyens à travers une histoire et une culture communes. Mais l'historien montre aussi à quel point ces « dénominateurs communs » évoluent : témoin, l'« *italianità* » qui est aujourd'hui indissociable du quotidien suisse. En rapport toujours avec la construction de l'identité collective, *Anne Lavanchy* s'intéresse de plus près aux acteurs de l'appartenance et de l'exclusion, soit les « entrepreneurs » du discours public.

La Stapferhaus Lenzburg s'interroge, elle aussi, sur le sens de la patrie, au travers d'une exposition intitulée « Heimat – eine Grenzerfahrung » (Heimat – sur le fil des frontières). Chargé par les organisateurs de l'exposition d'analyser les réponses

à cette question, *Michael Hermann* constate que plus de 90 pourcent des personnes interrogées définissent « être chez soi » en rapport avec des personnes, des paysages et des traditions. On notera à cet égard que le paramètre collectif apparaît moins décisif que celui individuel. L'idée selon laquelle le sentiment d'appartenance est étroitement lié au vécu personnel se vérifie dans notre sondage sur le « parfum de la patrie » : la patrie a bien un parfum, et ce parfum n'est pas le même pour tout le monde.

Citoyenneté, nationalité et participation sociopolitique

Indépendamment de ce que l'on considère comme son « chez-soi », dans l'Etat-nation moderne, c'est un document, le passeport, qui rattache un individu à un Etat. Mais cette appartenance n'est pas forcément définitive. *Pascale Steiner* montre, à l'exemple des personnes qui possèdent deux ou plusieurs nationalités, que l'on peut parfaitement vivre avec plus d'une nationalité sans y perdre son identité. Même si les candidats à la naturalisation ont intérêt à revendiquer une appartenance unique, comme le fait remarquer *Driton M. Kajtazi* avec une note satirique. Tout comme les sportifs binationaux sont poussés par l'opinion à s'engager sous « leurs » maillots nationaux lorsqu'ils jouent en compétition internationale. *Etrit Hasler* note toutefois que ce choix est moins dicté par l'émotion que par des considérations pragmatiques de carrière.

Le pragmatisme est aussi de mise pour les candidats à la naturalisation suisse, qui doivent parfois se résoudre à « escamoter » leur patronyme au nom de directives sur la transcription des noms étrangers. La faute au système qui – comme le constate *Paula Scheidt* – ne comprend pas certains caractères spéciaux, tel le « é ». Les apatrides, pour leur part, connaissent des problèmes d'une toute autre nature. *Annegret Mathari* relate le cas d'un homme de 83 ans, né à Genève, auquel la naturalisation a été refusée par deux fois.

Mas les citoyens suisses ne sont pas non plus à l'abri de mauvaises surprises, si leurs diplômes ne portent pas le label qualité suisse. C'est ce qu'illustre le cas d'*Adrian Portmann*,

avec lequel s'est entretenue *Sibylle Siegwart*. Après des études en Autriche, Portmann enseigne comme chargé de cours en République tchèque, où il jouit d'une grande reconnaissance sociale. Mais de retour en Suisse, il constate – comme de nombreux immigrés – que ses diplômes ne sont pas reconnus.

Vu de l'extérieur, vu de l'intérieur et... entre deux

« Nous devons définir qui nous sommes », affirme *Tim Guldimann*, premier Suisse de l'étranger à avoir été élu au Conseil national. Il entend par là que notre réalité ne se situe plus – depuis longtemps – dans le strict périmètre de la nation Suisse. « Nous vivons socialement dans une réalité totalement internationale. » Raison pour laquelle nous devons revoir nos conceptions de l'appartenance. A l'instar de *Meral Kureyshi* et de *Max Lobe*, tous deux écrivains issus de l'immigration, qui s'interrogent sur ce qu'est la Suisse au-delà des images idéalisées. *Sergej Roic* observe, pour sa part, qu'un fossé digne d'un « Röstigraben » s'est creusé en Suisse entre locaux et étrangers.

Claudio Bolzman revient sur l'ambiguïté dans laquelle vivent les migrants qui doivent décider, soit de rester des étrangers en Suisse, soit de rentrer dans leur pays d'origine, où ils seront perçus comme « Suisses ». De ses entretiens avec des personnes vivant entre la Suisse et la Turquie, *Gaby Fierz* retient que l'appartenance n'est parfois liée ni à l'espace, ni à la nationalité, mais à un certain mode de vie. Dans le même ordre d'idées, un sondage auprès de jeunes mené par *Alice Galizia* montre que le sentiment de bien-être, souvent associé à la patrie, n'est pas nécessairement lié à un lieu, mais bien plus à la proximité de personnes partageant les mêmes idées ou au sentiment de percevoir le monde à travers le même prisme.

Bien souvent, l'appartenance se définit aussi en fonction de besoins ou de préférences spécifiques. *Alice Uehlinger* brosse le portrait de *Nana Zimmermann-Boadi*, dont les magasins à l'enseigne « Tropical Zone » promettent « un bout d'Afrique en Suisse », tout en servant de point de rencontre des clients africains ou latino-américains. Le reportage de *Michael Hugentobler* va dans le même sens, qui illustre le cas, à Berne, d'un salon de coiffure devenu une sorte de deuxième chez soi, comme on le voit ailleurs dans le monde.

Discours – traditions – appropriations

Il n'est pas rare que des personnes immigrées ou issues de la migration ne soient pas perçues comme de « vrais citoyens », même si elles sont installées en Suisse de longue date. Face à ce constat, la Ville de Genève, déterminée à combattre le discours d'exclusion, a lancé une campagne d'affichage intitulée « Genève – sa gueule ». *Ninian H. van Blijenburgh* revient sur

ce projet participatif, qui ne se contente pas de tirer le portrait des habitants de la Ville, mais raconte aussi des éléments biographiques. Enfin, dans le même ordre d'idées, le projet « Switzers » du photographe *Reiner Roduner* dresse le portrait de personnes de 193 nationalités différentes vivant en Suisse.

Mais que se passe-t-il lorsque les immigrés participent le plus naturellement du monde à ce que les autochtones considèrent comme « leur » patrimoine culturel? *Konrad Kuhn* s'est intéressé aux us et coutumes suisses et aux enjeux de la participation d'« éléments exotiques » à ces coutumes, à l'instar du lutteur suisse d'origine sénégalaise *Dieylani Pouye* ou de la « youtzeuse » d'origine kenyane *Yvonne Apiyo Brändle-Amolo*, qui monte sur scène telle une « Heidi à la peau noire ». Il souligne que les us et coutumes pourraient aussi servir de lieux de dialogue et de laboratoires de la cohésion sociale. *Barbara Bachmann* montre, pour sa part, que certaines traditions doivent même leur survie à la présence de migrants. Il en va ainsi du parmesan AOC, dont la production a été sauvée par les Sikhs indiens travaillant dans cette filière.

Reste la langue, qui joue aujourd'hui un rôle clé dans le discours sur l'intégration. A la question de savoir si des personnes parlant deux ou plusieurs langues (non nationales) peuvent être considérées comme « déracinées », *Georges Lüdi* répond résolument « non » : on ne saurait considérer comme « non-intégrée » une personne parlant plusieurs langues. Preuve en sont les auteurs qui écrivent dans la langue de leur pays d'accueil : *Cristina Ali Farah*, par exemple, joue admirablement sur les registres et les régionalismes italiens de ses personnages de roman. Et *Marica Bodrožić* de souligner qu'il faut s'approprier une langue tout naturellement, « comme on s'habille pour se réchauffer. »

Dans un monde devenu – pour beaucoup – trop complexe, il est parfaitement légitime de s'interroger sur l'appartenance. Mais plutôt que de rejeter catégoriquement tout ce qui nous paraît « étranger », il serait plus utile et constructif de parler ouvertement de qui nous sommes et de la société que nous voulons, en y associant la société tout entière. Qui, en effet, peut se targuer d'avoir toujours été là ?

Simone Prodolliet est Cheffe du Secrétariat de la Commission fédérale des migrations (CFM).

Mobilità, patria e appartenenza

Al momento niente sembra occupare le opinioni quanto la questione dell'appartenenza. Ciò non è dovuto unicamente al fatto che quando si presta particolare attenzione a un tema si è maggiormente sensibili alla quantità di articoli di stampa, contributi radiofonici e televisivi su quel tema. Il fatto che il mondo sia diventato un villaggio spinge visibilmente molte persone a sincerarsi di appartenere effettivamente a un dato luogo, a un dato gruppo, talvolta a un dato popolo.

Attribuzioni e mutevoli appartenenze

«Si segna con tre dita?» Quante volte, da bambina, *Jagoda Marinić* ha sentito gli adulti porsi questa domanda per stabilire se una persona era serbo-ortodossa (risposta affermativa) oppure croata o cattolica (risposta negativa). «Chi sei, da dove vieni?» Secondo *Joelle Kuntz*, in una società dalle sempre più molteplici sfaccettature questa domanda va assumendo viepiù importanza – in particolare per le persone che rivendicano il potere identificante delle definizioni. «Smettete di chiedere le origini delle persone!», propone pertanto *Boris Previšić* nel suo appello a tener testa alle tendenze isolazioniste e nazionalistiche. Anche *Semih Yavsaner*, alias *Müslüm*, si schermisce dinanzi alle attribuzioni: «Pensare in bianco e nero non ha futuro, non ha presente e, nel migliore dei casi, appartiene al passato.»

Le concezioni di patria

Che cos'è la patria? Nel tentativo di illustrare le molteplici dimensioni di questa nozione, *Walter Leimgruber* sostiene che la patria non si definisce unicamente in termini spaziali e sociali, bensì anche temporali, con riferimento agli anni spensierati dell'infanzia. Lo Stato nazionale nascente si è servito di questa nozione per rafforzare la comunione tra i propri cittadini attorno a una storia e una cultura comuni. Lo studioso di storia delle culture mostra però anche come proprio il patrimonio comune sia soggetto a costanti cambiamenti e come, per esempio, l'*italianità* sia ormai parte integrante e imprescindibile della realtà quotidiana svizzera. Nel quadro della costituzione di un'identità comune, *Anne Lavanchy* pone l'accento sugli attori dell'appartenenza e dell'esclusione, ossia le istanze morali del discorso pubblico.

Che cos'è la patria? Il centro culturale Stapferhaus di Lenzburg si china su questo interrogativo nel quadro della mostra: «Patria – sul filo delle frontiere». *Michael Hermann* ha valutato le risposte su incarico delle autrici dell'esposizione: oltre il 90 per cento delle persone interrogate collega la patria a persone, paesaggi o tradizioni. È interessante constatare come non sia tanto la componente collettiva quanto quella individuale e familiare a giocare un ruolo decisivo. L'idea che il vissuto personale abbia un ruolo essenziale nel sentimento patriottico è confermata dalla *nostra inchiesta* sul profumo della patria: la patria ha un odore e questo odore è diverso per ognuno.

Cittadinanza, nazionalità e partecipazione a società e politica

A prescindere da dove uno «si sente» a casa propria, nello Stato nazionale moderno è un documento – il passaporto – ad assegnare le persone a una data comunità statale. *Pascale Steiner* mostra che quest'attribuzione non dev'essere definitiva. Citando l'esempio di persone con doppia o molteplice nazionalità, essa sostiene che si può benissimo vivere con più di una nazionalità senza per questo perdere la propria identità. Tuttavia, chi desidera farsi naturalizzare ha interesse a professare chiaramente un'unica appartenenza, come illustrato in toni satirici da *Driton M. Kajtazi*. Gli sportivi binazionali che partecipano a gare internazionali sono incitati a pronunciarsi a favore della nazionalità del pubblico di turno. *Etrit Hasler* rileva al riguardo che la decisione dipende meno da vincoli emotivi con uno Stato che da considerazioni molto pragmatiche finalizzate alla carriera.

Dai candidati alla naturalizzazione in Svizzera ci si aspetta posatezza anziché emotività, per esempio laddove direttive specifiche esigono un cambiamento del nome. Come illustrato da *Paula Scheidt*, determinati caratteri speciali – per esempio «é» – non sono previsti nel quadro della traslitterazione di nomi stranieri secondo il sistema ISO-Norm 8859-15. Di tutt'altra natura sono invece i problemi con cui devono confrontarsi le persone apolidi. *Annegret Mathari* narra il caso di un 83-enne nato a Ginevra, che a ben due riprese ha tentato senza esito di farsi naturalizzare.

Anche i cittadini svizzeri i cui diplomi non portano il sigillo di qualità svizzero rischiano spiacevoli sorprese. *Sibylle Siegwart* si è intrattenuta con *Adrian Portmann*, il quale dopo essersi laureato in un'università austriaca, è diventato un docente di fama nella Repubblica ceca ma, tornato in Svizzera, si è trovato nella medesima situazione di molti immigrati i cui titoli e certificati non sono riconosciuti.

Prospettive esterne, visioni interne e uno sguardo dal centro

«Dobbiamo definire chi siamo», sostiene *Tim Guldemann*, lo Svizzero all'estero divenuto consigliere nazionale. Si riferisce al fatto che da tempo la realtà vissuta non ha più nulla a che vedere con la nazione Svizzera. «Viviamo in una realtà societale completamente intessuta di internazionalità.» Proprio per questo occorre un nuovo approccio alle nozioni di patria e di appartenenza. I due autori *Meral Kureysli* e *Max Lobe*, che scrivono alla luce della loro esperienza migratoria, gettano uno sguardo su ciò che costituisce la Svizzera al di là di immagini idealizzate. *Sergej Roic* identifica una sorta di «fossato degli stranieri» («Fremdengraben», in contrapposizione al ben noto «Röstigraben»), sorta di linea di confine venuta a consolidarsi all'interno della Svizzera.

Claudio Bolzman tematizza l'ambiguità insita in una prospettiva a metà strada tra «qui» e «là». Narra di migranti costretti a decidersi tra rimanere «stranieri» in Svizzera e tornare al loro Paese d'origine dove sono considerati «svizzeri». *Gaby Fierz* si è intrattenuta con diverse persone che vanno e vengono tra Svizzera e Turchia e ha individuato una forma di appartenenza fondata non già su luoghi e nazionalità, bensì su un determinato modo di vivere. Anche dall'inchiesta svolta da *Alice Galizia* presso un certo numero di giovani emerge una constatazione analoga: e cioè che il sentimento di benessere solitamente associato alla nozione di patria non è necessariamente connesso a un luogo, ma semmai alla familiarità con altre persone che la pensano allo stesso modo, oppure alla facoltà di guardare al mondo attraverso un «medesimo filtro».

L'appartenenza si definisce spesso anche in funzione di bisogni o preferenze specifici. *Alice Uehlinger* presenta la figura di *Nana Zimmermann Boadi*, i cui negozi «Tropical Zone» promettono «un pezzetto d'Africa in Svizzera» e fungono da luogo d'incontro per clienti di origine africana o latinoamericana. Il reportage di *Michael Hugentobler* sulla figura di un parrucchiere di Berna sottolinea come spesso i saloni di parrucchiere diventano per molte persone una specie di seconda casa.

Discorsi – tradizioni – appropriazioni

Spesso e volentieri gli immigrati o le persone con un passato migratorio devono confrontarsi con il fatto che gli altri non

li considerano Svizzeri «veri», anche se vivono in Svizzera già da parecchio tempo. Con la campagna «Genève – sa guele», la città di Ginevra tenta di contrastare questo discorso di esclusione. *Ninian H. van Blijenburgh* presenta questo progetto partecipativo in cui i Ginevrini non solo vengono fotografati ma parlano di sé. Anche il progetto «Switzers» del fotografo *Reiner Roduner*, che ritrae persone di 193 nazioni diverse residenti in Svizzera, prende il partito dell'inclusione.

Ma cosa succede quando gli immigrati partecipano, come fosse naturale, a realtà che gli autoctoni considerano «loro proprie»? *Konrad Kuhn* si è concentrato su usi e costumi svizzeri, interrogandosi sul significato che può assumere il fatto che gente da fuori abiti le nostre tradizioni, come per esempio il lottatore svizzero di origine senegalese *Dieylani Pouye* oppure la jodlerista di origine keniana *Yvonne Apiyo Brändle-Amolo*, che si presenta sulla scena come una «Heidi dalla pelle nera». Secondo lui, gli usi e costumi potrebbero essere visti anche come luogo di dialogo in cui sperimentare concretamente l'appartenenza. *Barbara Bachmann* illustra come molte tradizioni debbano addirittura la loro stessa sopravvivenza alla presenza dei migranti: la produzione del Parmigiano DOC, per esempio, è garantita unicamente grazie agli immigrati Sikh provenienti dall'India che esercitano questo mestiere.

Resta la lingua, la quale ha un ruolo del tutto cruciale nel discorso corrente sull'integrazione: le persone che parlano due o più lingue (non nazionali) vanno considerate «sradicate»? *Georges Lüdi* risponde risolutamente di no: non è giustificato considerare «non integrate» le persone che parlano più lingue. A riprova basti citare alcuni autori che scrivono nella lingua del Paese ospite: *Cristina Ali Farah* gioca con i modi di esprimersi dei suoi personaggi, modalità che si ritrovano nel loro uso della lingua italiana. *Marica Bodrožić* dal canto suo sottolinea che occorre appropriarsi con naturalezza di una lingua come di un «indumento caldo».

In un mondo diventato, per molti, eccessivamente pletorico è del tutto legittimo interrogarsi sull'appartenenza. Ma anziché rifiutare categoricamente tutto quanto ci è «estraneo», sarebbe più fecondo e proficuo discutere apertamente, con il coinvolgimento dell'intera popolazione, su chi siamo e quale società vogliamo. Giacché, diciamocelo: nessuno si trova qui da sempre.

Simone Prodoliet Direttrice della segreteria della Commissione federale della migrazione CFM.

Switzers – die 193 Nationen der Schweiz.

Die Schweiz zählt heute acht Millionen Einwohner, davon zwei Millionen Migrantinnen und Migranten aus allen 193 Nationen dieser Welt. Sie bereichern unser Land mit ihrem Wissen und ihrer Kultur. Sie eröffnen uns spannende und unbekanntere Welten und sind damit eine lebendige Verbindung zwischen der Schweiz und der Welt. Durch ihre Präsenz hierzulande tragen sie zur Vielfalt der Schweizer Identität bei. Denn Identität ist in ständiger Bewegung und wird laufend von den Menschen, die in einer Gesellschaft leben, neu definiert. *Switzers* will den Blickwinkel auf diese Vielfalt öffnen und erweitern. Die Porträts wurden 2015 im Grossformat an verschiedenen Orten der Schweiz gezeigt.

Die Abbildungen sind prominent mit dem Namen der jeweiligen Person versehen. Wer sich für die Nationalität der gezeigten Menschen interessiert, findet den Herkunftsstaat im Kleingedruckten und wird überrascht sein: Das vermeintlich Typische einer Nationalität kann nicht immer bestätigt werden. Denn Gesichter allein sagen nicht zwingend etwas über die Herkunft einer Person aus.

Reiner Roduner ist Werbefilmproduzent und Regisseur. In den letzten fünf Jahren widmete er sich auch der Fotografie und realisierte 2015 mit dem Projekt *Switzers* die grösste je in der Schweiz gezeigte Freiluft-Fotoausstellung. Im September 2016 erschien das 444-seitige Buch dazu.

Switzers – les 193 nations de la Suisse.

La Suisse compte aujourd'hui huit millions d'habitants, dont deux millions de migrants issus de 193 nations du monde. Ils enrichissent notre pays avec leur savoir et leur culture. Ils nous ouvrent des mondes inconnus et passionnants - lien vivant entre le monde et la Suisse. Leur présence dans le pays contribue à la diversité de l'identité suisse. Car l'identité est en perpétuel mouvement, elle est constamment redéfinie par les hommes et les femmes qui vivent dans une société. *Switzers* a pour ambition d'ouvrir les perspectives sur cette diversité et de les élargir. Les portraits ont été exposés en 2015 sous forme de grands formats en divers lieux de Suisse.

Le nom des personnes figurent en évidence sur les photos. Car les seuls visages ne parlent pas forcément de l'origine d'une personne. Pour ceux qui s'intéressent malgré tout à la nationalité des personnes photographiées, et ils seront étonnés, l'Etat d'origine est inscrit en petits caractères au bas de la photo. Ce que l'on croit être typique d'une nationalité ne se vérifie pas toujours.

Reiner Roduner est producteur de films publicitaires et metteur en scène. Il s'est également consacré à la photographie au cours des cinq dernières années et a réalisé en 2015, avec le projet *Switzers*, la plus grande exposition photo en plein air jamais montrée en Suisse. Le livre de 444 pages s'y rapportant est paru en septembre 2016.

Switzers – le 193 nazioni della Svizzera.

Oggi la Svizzera conta otto milioni di abitanti, di cui due milioni sono migranti provenienti da tutte le 193 nazioni del mondo. Con il loro sapere e la loro cultura, queste persone arricchiscono il nostro Paese. Ci parlano di mondi sconosciuti e avvincenti, creando un legame vivente tra la Svizzera e il mondo. La loro presenza concorre a rendere più sfaccettata l'identità del nostro Paese. Giacché l'identità è una realtà in costante mutamento che viene ridefinita in permanenza dalle persone che compongono una società. *Switzers* intende guardare a questa molteplicità in una prospettiva inedita e allargata. I ritratti che compongono la mostra sono stati esposti in formato gigante in diverse località svizzere durante il 2015.

Le immagini indicano in maniera ben visibile i nomi delle persone ritratte. Infatti il volto non sempre è indicativo dell'origine di una persona. Chi desidera conoscere la nazionalità delle persone ritratte troverà lo Stato d'origine stampato in caratteri piccoli. Non mancheranno le sorprese. Infatti non sempre le caratteristiche presuntamente tipiche di una data nazionalità vengono confermate nella realtà.

Reiner Roduner è produttore di film pubblicitari e regista. Da cinque anni si dedica anche alla fotografia. Nel 2015 ha realizzato il progetto *Switzers*, la maggiore mostra fotografica a cielo aperto mai esposta in Svizzera. Nel settembre 2016 è stato pubblicato il relativo libro di 444 pagine.



Jela

Wie ich Europäerin wurde.

Wie wird Zugehörigkeit definiert? Durch eine religiöse Gemeinschaft, in die man zufällig hineingeboren wird? Oder vielmehr über die Staatsangehörigkeit, die man über die Eltern vermittelt bekommt? Oder spielt vielleicht eine gemeinsame Geschichte eine Rolle, wo man sich «zu Hause» fühlt? Was passiert, wenn man in ein anderes Land auswandert und sich eigentlich dort zugehörig fühlt – wie beispielsweise die Kinder von Migrantinnen und Migranten? Die Schriftstellerin Jagoda Marinić reflektiert in ihrem Essay zu diesen Fragen.

Meine Eltern wurden in einem Land und in einer Zeit geboren, wo Zugehörigkeit noch stärker über den Glauben an Gott als über den Pass festgemacht wurde. «Bekreuzigt er sich mit drei Fingern?», war die erste Frage, die man zu jemandem stellte. Orthodox und serbisch, hiess das. Oder nicht? Kroatisch und katholisch wäre die andere Möglichkeit. Nur zwei Autostunden vom Geburtsort meiner Eltern entfernt standen in Mostar reihenweise Minarette. Muslime spielten jedoch keine Rolle in der dalmatinischen Gegenwart meiner Familie. Es schien alles sorgsam abgegrenzt zu sein, mit einer Strecke von knapp zweihundert Kilometer, die das Fremde vom eigenen Leben fernhielt.

Wenn ich mit meinem Onkel über das Thema sprach, wiederholte er unermüdlich, die Osmanen seien nie bis in unsere Gegend vorgedrungen. All die Wallfahrtsorte und Trutzburgen, das alles seien Bollwerke gegen Osmanen. Es muss eine Zeit gegeben haben, in der kaum etwas wichtiger war als diese Trutzburgen und der Stolz darüber, hier und dort nicht besiegt worden zu sein. Angeblich gab es keine «bei uns».

Das verschwundene Minarett

Später, als Erwachsene, fand ich «bei uns» in der Nähe ein Denkmal für das erste Minarett in dieser Gegend im dalmati-

tinischen Hinterland. Es war also nicht ganz so weit her mit der Abgrenzung. In meinem Europa waren das Erobern und Besiegtwerden ganzer Landstriche durch Osmanen eine Geschichte, die mir immer wieder erzählt wurde, und wahrscheinlich gehört deshalb für mich wie selbstverständlich alles, was in der Türkei geschieht, auch zur europäischen Geschichte.

Ich lese Autoren mit Wurzeln auf dem afrikanischen Kontinent, die nicht müde werden, zu betonen, dieser riesige Kontinent sei zu divers, um aus Afrika eine Einheit zu machen. Dennoch beziehen sie sich bei ihrem Schreiben und Denken konsequent auf diesen Kontinent, obwohl einige von ihnen Afrika erst als Teenager betreten oder ihn längst hinter sich gelassen haben. Natürlich Teju Cole. Natürlich Taiye Selasi. Neben vielen anderen. Warum spielt Europa für das Schreiben der europäischen Autoren keine vergleichbare Rolle? Oder ist es so selbstverständlich, dass wir es einfach nicht wahrnehmen?

Lange vor der EU, wie wir sie heute kennen, gab es Abkommen zwischen europäischen Ländern. Tito zum Beispiel entledigte sich eines Grossteils seiner Arbeitslosen, indem er Abkommen mit Deutschland unterzeichnete. Dieses Stück Papier und europäischer Politik sollte die Geschichte meiner Familie für immer verändern. Für meine Eltern war Jugoslawien ein Ort, an dem das Leben zu hart war. Es war der Ort, wohin Deutsche kamen, sie abzuwerben, und meine Eltern folgten ihnen in den Norden. Hart war das Leben oben auch, aber sie blieben. Sie machten aus uns Nord-Süd-Nomaden, Europäer.

Wir sind die Route von Süddeutschland nach Dalmatien über einhundert Mal abgefahren. Hoch und runter. Erst später habe ich bewusst andere Länder Europas bereist und unsere Geschichte überall wiedergefunden. Überall das Landleben, die einfachen Bauern, die, wenn das trockene Land im Süden nicht fruchtbar war, in die Fabriken des Nordens gingen. Vierzehn Millionen Menschen kamen alleine nach Deutschland. Es gab immer jene, die gingen, um in einem anderen Teil Europas das zu finden, was ihnen zu Hause nicht gegönnt schien. Die römischen Kaiser wählten

sich Dalmatien als Altersresidenz, als sei dort das schöne Leben.

Balkanisierung der Identität

Für meine Eltern war es kein Ort für ein schönes Leben. Auch das ist Europa: eine saubere Trennung der Privilegien. Ein Kontinent, auf dem Parteibücher über dein Leben entscheiden konnten. Ein Kontinent, auf dem der Faschismus einen Riss durch alle Familien gezogen hat. Opfer oder Täter fast alle, viele beides. Nicht alle europäischen Länder waren Grossmächte, die meisten Europäer kennen jedoch ein Leben in Diktaturen. Oft wird vergessen, wie jung die europäischen Demokratien sind und wie jung dieser Frieden. Die meisten sprechen von einem Friedensprojekt, das seit siebenzig Jahren währt. Das stimmt nur halb, und es unterscheidet für mich die einen Europäer von den anderen. Ich selbst musste den Kontinent verlassen, um das zu verstehen, um zu lernen, was für eine Europäerin ich war.

Ich war in Kanada, zu Gast beim Goethe-Institut und dem renommierten Munk-Center of Global Affairs. Eines Abends sass ich beim Essen mit einer Richterin, als sie fragte: «Meinst du, Europa hat sich vom Krieg erholt?» Ich war überrascht: «Nun ja, sieben Jahrzehnte sind schon eine Zeit!», antwortete ich irritiert. «Aber zwanzig Jahre nicht unbedingt! Der Krieg in Jugoslawien, der ist keine zwanzig Jahre her.» Und ich merkte, wie sich in meinem Kopf alles neu zusammensetzte: Zum ersten Mal fragte jemand nach meinem Herkunftsland so, als wäre es ein selbstverständlicher Teil von Europa. Als wären seine Wunden die Wunden Europas.

An der Universität war es von meinen Dozenten und Kommilitonen meist balkanisiert worden. Die deutschen Medien rückten den Konflikt stets weit weg, jeder fragte immer auf eine Art, als wäre das, was mit Jugoslawien geschah, vom heutigen Europa aus absolut nicht zu verstehen. Gerade in Deutschland tat man gerne so, als ob es undenkbar sei, dass der Frieden über solchen Völkerfragen zusammenbricht. Wir sprachen noch den ganzen Abend über Europa. Über Jugoslawien, die Rolle der anderen Teile der

Welt und darüber, was aus den nun kleinen Ländern geworden ist und wird.

Nach diesem Abend las ich die Bücher von US-Historikern wieder, die von der zentralen Rolle des Balkans schrieben. Des Balkans als eines Kerns Europas. Den Sommer danach stand ich auf der Festung Knin, blickte ins Tal hinab auf die alten Handelswege zum Meer, die über die Jahrhunderte hinweg umkämpft waren, und dachte an den letzten Krieg. Auch er entlang dieser historischen Ader.

Bleiben die Kämpfe in den Menschen? Es ist mit dem blossen Auge oft nicht nachvollziehbar, was ein Landstrich strategisch für eine Region bedeutet. Die meisten meiner deutschen Freunde hätten gesagt, wir stehen hier mitten im Nirgendwo. Und ich dachte an all die Ereignisse, die in diesem Nirgendwo die Geschichte dieses Kontinents geprägt haben. Und fragte mich, wieso das alles für wenige Europäer eine Rolle spielt. Alles, was sie nicht unmittelbar betrifft, scheint so weit weg für meine Generation. Fast wie in den Zeiten und im Dorf meiner Eltern.

Einmal im Sommer, als ich mit meinen Eltern die Route zurück nach Deutschland fahren wollte, versperrte uns ein gefällter Baumstamm die Strasse. Das Bild kannte man nur von Unwettern, es war jedoch eine ruhige Nacht. Aus dem Dunkel trat ein Soldat an unser Auto heran, wartete, bis mein Vater das Fenster heruntergekurbelt hatte, und befahl uns dann umzukehren: «Die Küste entlang!» Es sollte die längste Reise zurück werden. Eine Brücke, die es nicht mehr gab, war durch ein Provisorium ersetzt worden; ich sah ins Wasser und habe mich gefühlt wie vielleicht die Touristen auf Christos Steg im Lago d'Iseo.

Freiheit statt Angst

Als Kind versteht man die Tragweite einer gesprengten Brücke nicht, man sieht nur das Wasser neu. Mein Onkel, der irgendwie immer dabei war, fuhr mit seiner Familie im Wagen vor uns. Wir kamen aus dem Land raus, was blieb, war das Gefühl von Zerbrechlichkeit. Nicht nur die Brücke, die zerbombt wird. Der Soldat, der den Weg versperrt. Der Zoll-

Comment je suis devenue européenne

Mes parents sont nés dans une contrée et à une époque où l'appartenance était encore déterminée plus par la foi que par la couleur du passeport. La première question qu'on se posait alors, face à un inconnu, était s'il se signait avec trois doigts. C'est-à-dire, s'il était orthodoxe – donc serbe. Sinon, il était croate, donc catholique. A Mostar, à deux heures de route du village natal de mes parents, le paysage se bordait de minarets. Mais les musulmans ne faisaient pas partie du quotidien dalmate de ma famille. Tout était soigneusement délimité sur un espace de deux cents kilomètres qui séparaient notre petite vie de l'inconnu.

Quand j'en parlais avec mon oncle, il me répétait inlassablement que les Ottomans n'étaient jamais arrivés « jusqu'ici ». Que tous ces sanctuaires et châteaux-forts servaient de remparts contre les Ottomans. A une époque, rien ne devait compter plus que ces remparts et la fierté d'avoir résisté à l'envahisseur. Il n'y en aurait donc pas eu « chez nous ». Soit. Plus tard, à l'âge adulte, je suis quand même tombée, près de « chez nous », sur les vestiges du premier minaret édifié dans l'arrière-pays dalmate. Cette délimitation ne remontait donc pas aussi loin qu'on voulait le faire croire...

beamte, der sich aufspielt und dir am Grenzübergang in die Augen sieht, als hätte er einen DNA-Scanner in der Iris, der das Urteil über deine Reise fällt.

Es gibt ein Europa der Angst. In meiner Erinnerung sitzt diese Angst an den Grenzübergängen und wartet, bis jemand über den weiteren Weg richtet. Sie begleitete die Reisen meiner Kindheit und Jugend, als wir stundenlang Schlange standen und die Zollbeamten wie Abgesandte aus einem Reich der Willkür wirkten. Die Freiheit der letzten Jahre hatte mich diese Angst fast vergessen lassen. Ein brüderliches Europa. Vertrauen. Freiheit. Freiheit ist ein grosses Wort, zu gross für mich, doch ich dachte, es sei nicht zu gross für Europa.

Abdruck des Textes mit freundlicher Genehmigung der Autorin. Der Beitrag erschien erstmals am 29. Juli 2016 in der Neuen Zürcher Zeitung. www.jagodamarinic.de

Jagoda Marinić wurde als Tochter kroatischer Einwanderer im schwäbischen Waiblingen geboren. Sie studierte in Heidelberg Politikwissenschaft, Germanistik und Anglistik. Heute lebt sie als Schriftstellerin und schreibt Erzählungen, Theaterstücke, Essays und Romane. Ihr neuestes Buch erschien unter dem Titel «Made in Germany. Was ist deutsch in Deutschland?»



Saadet

T'es qui, toi ?

Plus le monde s'ouvre, plus il est urgent de s'accrocher à son patelin. Plus on voyage, plus il faut chérir son petit coin de terre. Plus on se mélange, plus ceux qui ne se mélangent pas rehaussent le prix de l'identité : t'es qui, toi, demandent-ils ? Il faut présenter ses racines, passer aux aveux de biographie, justifier son droit à être là.

La globalisation se paie d'une réaffirmation nationale, ethnique, religieuse et même sexuelle qui, dans certaines situations, frise le délire. L'élection présidentielle américaine a fourni le spectacle des tribus dispersées dans leur bulle respective, hostiles les unes aux autres et racolées ou vilipendées à tour de rôle par les candidats : blancs, noirs, latinos, asiatiques, sans compter les tribus femmes, homosexuels ou transgenres – l'identité se complique sans se lasser. Il y a maintenant une identité musulmane, que Donald Trump voudrait se dépêcher de limiter parce qu'intrinsèquement dangereuse. En quoi notre UDC nationale est bien d'accord.

Le statut de « premier » ambiguë

En mai dernier, un mois avant le Brexit, les Londoniens ont élu un maire musulman. Le travailliste Sadiq Khan, fils d'un chauffeur de bus pakistanais et d'une couturière, l'a emporté contre Zac Goldsmith, enfant d'une riche famille de financier franco-britannique. Ministre par deux fois dans le gouvernement de Gordon Brown, Khan s'affiche comme croyant et en supporte les conséquences, qui sont nombreuses en ces temps de terrorisme islamiste. Ses électeurs, et surtout ses adversaires, attendent de lui, « premier musulman placé à la tête d'une grande ville occidentale », des preuves de sa loyauté patriotique britannique. Il les donne. Ils veulent une attestation de sa modération religieuse. Il la fournit, tout en devant expliquer que quand il exerçait la profession d'avocat, certains de ses clients musulmans n'ont pas toujours été parfaitement ok.

C'est toujours bien d'être le premier élu d'une couche de population jusque-là exclue, le premier Noir à la Maison

Blanche, le premier Amérindien à la présidence de la Bolivie, la première femme à la chancellerie allemande. C'est une ouverture des clans sociaux aux dimensions de la vie réelle. Mais c'est aussi une stigmatisation qui peut empêcher l'élu d'être perçu comme un être composite et complexe, plus vaste que son statut de « premier ». Pour forcer le barrage de la stigmatisation, les « premiers » ont à déployer une force politique ou des ruses exceptionnelles. Un élan d'authenticité peut leur valoir la critique. Ainsi, comme aurait pu le faire n'importe quel puritain écossais ou irlandais, Sadiq Khan s'est plaint des publicités dans les transports londoniens qui présentent les femmes comme des êtres filiformes irréels, modèles en lesquels les citadines ordinaires ne peuvent se reconnaître et qu'elles subissent comme des pressions sur leur comportement. Le voilà aussitôt accusé de vouloir infantiliser les femmes et censurer les agences de publicité, ce dont un maire « musulman » est spontanément soupçonné, surtout s'il est travailliste. Venant d'un maire britannique « de souche », les mêmes mots eussent passé pour une saine mise en garde contre les dérives de la mode.

Nations et hétérogénéité

Quoiqu'elles disent sur elles-mêmes, les nations souffrent de l'hétérogénéité. L'extinction des différences par assimilation et métissage est le désir profond des sociétés « nationales ». « Il serait fort souhaitable que les Indiens s'éteignent par métissage avec les Blancs, en leur accordant la propriété de la terre », disait le libéral colombien Firmin de Vargas au 19^{ème} siècle. Au fondement de la nation est sa Créature, l'homme et la femme dotés des traits qu'elle définit comme siens. Ce peut être une fiction mais peu importe puisqu'elle fait nation : « Ainsi donc, d'un mélange de toute sorte naquit cette chose hétérogène, l'Anglais », ironisait Daniel Defoe (L'anglais bien né, 1701). D'un autre mélange de toute sorte naquit cette chose hétérogène, le maire de Londres. « Je suis un Londonien, un Britannique, un Européen, un croyant de l'islam d'origine asiatique avec un héritage pakistanais, un père et un mari », dit l'élu. A part un maire de Londres, toutes ces couches de culture ont-elles produit un homme de l'universel ou quelque chose d'autre qui n'a pas encore de nom ? Le poète antillais Edouard Glissant, qui a beaucoup réfléchi à

Nationale Identität in Zeiten der Globalisierung

ces choses-là, aimait le mot « archipélique ». Il avait entrevu l'impossibilité de l'universalité quand toutes les cultures se trouvent exposées les unes aux autres, condamner à s'entre-frotter. « Nous voilà tous métis, le cul entre deux chaises », disait déjà Montaigne. Quelques conclusions à tirer ? « Est-ce que la pensée de l'universel, qui s'est si magnifiquement et somptueusement réalisée dans la pensée de l'Occident, est encore à même, à elle seule, et dans son système, de nous fournir des ouvertures d'horizon pour le monde dans lequel nous vivons actuellement », demandait Glissant ? Il posait la question à Stéphane Hessel lors des journées d'inauguration de la nouvelle salle des droits de l'homme à Genève. Hessel avait collaboré à la rédaction de la Déclaration universelle des droits de l'homme des Nations Unies quand l'Occident, vainqueur du nazisme et du fascisme en 1945 projetait sa mission civilisatrice sur l'ensemble de la planète. Le poète antillais, qui avait fait l'expérience de la décolonisation, c'est-à-dire de la séparation par différenciation, ne pouvait croire en la possibilité de l'unité du monde.

Ce que le monde a toutefois en commun, universellement, depuis la disparition des empires, est l'Etat national, figure unique d'organisation et de représentation des populations sur tout le pourtour de la planète. L'Etat national définit les identités, leurs fluctuations, la marge d'accueil des étrangers, immigrants ou réfugiés. Sa tendance naturelle est à la sévérité. Qu'il défende les populations « de souche », « vrais Finlandais », « vrais Français », « vrais Anglais », ou qu'il défende l'assimilation des nouveaux venus à la masse des autochtones, c'est toujours vers l'homogénéité qu'il tend. Le maire de Londres plaît à ses électeurs londoniens non parce qu'il est différent d'eux mais parce que tout musulman qu'il soit, il s'est fait plus londonien qu'eux. Qu'elle fonctionne par exclusion ou par inclusion, l'identité est un gendarme intransigeant dans la vie des Etats nationaux. Elle ordonne les circulations intérieures et extérieures. Sauf qu'elle est inapte à surmonter sa contradiction majeure avec la libéralisation économique qui jette sur le marché mondial les capitaux, les biens et les personnes. L'identité nationale n'est pas compatible avec l'économie libéralisée du 21^{ème} siècle. C'est l'impasse politique de cette formation hybride que l'essayiste français Jean-François Bayard appelle le « national-libéralisme » : « une gouvernamentalité qui met en synergie l'intégration capitaliste mondiale et l'Etat-nation, au lieu de les opposer ». D'où le contre-sens absolu qui organise le débat public.

Retour de la préférence nationale

Loin de chercher à adapter peu à peu leur cadre de référence identitaire à la réalité d'un monde en mouvement, comme ils l'ont tenté avec l'Union européenne, les Etats nationaux durcissent plutôt leur credo ethno-religieux. La préférence nationale fait un retour remarqué avec l'exacerbation des consciences identitaires particularistes. En France, un Nicolas Sarkozy en appelait aux Gaulois avant de se voir ravir le succès par son ri-

Je mehr sich die Welt öffnet, desto grösser wird das Bedürfnis nach dem eigenen Nest. Je mehr man reist, desto mehr schätzt man den Ort, wo man sich zu Hause fühlt. Und je pluralistischer eine Gesellschaft wird, desto mehr erhöhen jene, die sich gegen Diversität aussprechen, den Preis der Identität: Wer bist du, woher kommst du?, fragen sie. Man muss seine «Wurzeln» offenlegen, über seine Biographie Auskunft geben, sich rechtfertigen, weshalb man hier ist.

Nationalstaaten, ob sie sich nun dem Prinzip des Ausschlusses oder der Integration verschrieben haben, wachen mit Argusaugen über die «Identität» seiner Mitglieder. Allerdings sind sie nicht in der Lage, den grossen Widersprüchen zu begegnen, die die liberale Wirtschaftsordnung verursacht: Kapital, Güter und Menschen sollen zwar auf dem Weltmarkt frei zirkulieren können. Die nationale Identität ist mit der liberalisierten Wirtschaft des 21. Jahrhunderts jedoch nicht kompatibel. Nationalstaat und Markt widersprechen sich – es kommt zu einer Wertekrise. Die Figur des Migranten wird zum Sündenbock. Und wenn er Muslim ist, werden noch mehr Steine geworfen.

val François Fillon qui tente une synthèse « nationale-libérale » entre la ruralité catholique – on le voit sur son tracteur dans la Sarthe – et l'urbanité laïque du marché – il se montre chez les Ferrari à Capri. Le nationalisme pour les pauvres, le libéralisme pour les riches, comme ironise Jean-François Bayard.

La Suisse n'échappe pas au piège national-libéral. Le vote contre « l'immigration de masse » du 9 février 2014 et son application très soft en 2016 en est même une caricature. D'un côté la revendication du peuple suisse de pouvoir contrôler lui-même et lui seul les flux de l'immigration; de l'autre, la globalisation du marché du travail régulée par des institutions non nationales avec lesquelles il est nécessaire de collaborer pour ne pas se couper des débouchés économiques extérieurs, sources de la richesse nationale. Souveraineté et marché se contredisent. C'est une crise de valeurs. La figure de l'immigré en est le bouc émissaire. S'il est musulman, il reçoit encore plus de pierres.

Joelle Kuntz, journaliste, est chroniqueuse au Temps, auteure notamment d'un essai sur les frontières d'un monde globalisé, « Adieu à Terminus » (2004), d'une histoire de la Suisse pour les nouveaux venus « L'Histoire suisse en un clin d'oeil » (2006) et d'un essai sur la souveraineté, « La Suisse ou le génie de la dépendance » (2014).

Die Herkunft entpolitisieren!

Multinationalität und Multilingualität sind in gewissen Kreisen ein durchwegs hoch angesehenes Gut, mit dem man aber sehr behutsam umgehen muss und nicht hausieren gehen sollte. Ansonsten gerät man in das Fahrwasser eines Gegendiskurses zu isolationistischen und nationalistischen Tendenzen. Gefangen in einem solchen Konfliktschema gehen die gegenwartsrelevanten Themen verloren. Darum: Fragen Sie nicht mehr nach der Herkunft!

November 2002. Erst ein Jahr zuvor haben wir unser Ensemble für Neue Musik in Sarajevo gegründet – als Zeichen des hoffnungsvollen Aufbruchs in eine Zeit jenseits interethnischer Verwerfungen und Schranken. Und jetzt bin ich unterwegs mit der Truppe durch fast alle Länder der jugoslawischen Konkursmasse. Dank der grosszügigen Unterstützung durch Pro Helvetia führen wir Strawinskys *Histoire du soldat* (1918), basierend auf Ramuz' Vorlage, in bosnokroato-serbischer Übersetzung auf. Die Situation nach dem Krieg scheint immer dieselbe zu sein: Man kann dem Krieg einfach nichts mehr abgewinnen, die Kriegsausbruchseuphorie ist schon längst verflogen. Selbst das eigene Leben ist sinnlos geworden. Übrig bleibt nur noch der Pakt mit dem Teufel, um allenfalls noch in Saus und Braus ja nicht zu Besinnung zu kommen. Diese Tristesse ist heute wie damals kaum zu überbieten. Und da – auf der letzten Station unserer Tournee in der Hauptstadt des Kleinstaats – bekomme ich das Angebot für meinen dritten Pass. Schliesslich sei im Hinterland mein Name verbreitet, die Herkunft also erwiesen, der finanzielle Aufwand verhältnismässig bescheiden. Das Angebot ist verlockend.

Die dritte Staatszugehörigkeit

Die dritte Staatszugehörigkeit werde ich mir aber zwei Jahre später durch eine zivile Ehe erwerben, eine Staatszugehörigkeit, welche nichts mit meiner Herkunft zu tun hat und mir

nicht in die Wiege gelegt worden ist. Noch ist eine dreifache Staatszugehörigkeit offenbar nicht alltäglich, sie findet schnell Erwähnung und stösst auf Anklang. Es wäre kein Problem gewesen, mir noch einen vierten und fünften Pass zusätzlich anzueignen. Doch Bewunderung ist nicht angebracht: Weiterhin radebreche ich in den zwei zu spät hinzugekommenen Idiomen; meine Monolingualität (ein typisches Kind der 1970er-Jahre) lässt sich nicht verbergen – auch wenn man sich als Musiker immer um den richtigen Akzent und um die Feinheiten zwischen Sprachen und Sprachfamilien bemüht.

Natürlich wirkt die eigene Namensmaske verführerisch, mich hier zunächst auf Hochdeutsch anzusprechen. Es ist aber nur der nationalen Gesetzgebung geschuldet, dass ich so heisse, wie ich heisse: Und dann hat der Vorname noch irgendwie mit dem Nachnamen zusammen zu passen – so jedenfalls die Überlegung der Eltern. Übrigens würde meine Söhne im Land ihrer Muttersprache immer noch dasselbe Schicksal ereilen: Obwohl sie hier den Nachnamen der Mutter übernehmen, braucht es dort derjenige des Vaters zu sein. So kann man das Verwirrspiel munter weiter treiben. Natürlich hatte ich das Glück, als Nicht-Exot mit zunächst exotischem und spätestens mit dem Beginn der Kriege im postjugoslawischen Raum auch negativ markierten Nachnamen in einer gesellschaftlichen Schicht aufzuwachsen, in welcher diese Konstellation mir nicht zum Nachteil gereichte. Und am Verwirrspiel hatte ich durchwegs mein Vergnügen, obwohl ich mir natürlich die Rolle meines Namens in mühsamer sprachlicher und habitueller Detailarbeit aneignen musste – mit bescheidenem Resultat und Erfolg.

Doch woher rührt nun das Bedürfnis, die Mehrfachzugehörigkeit exemplarisch positiv zu deuten? Ich zögere, bin hin- und hergerissen: Einerseits sind ja hybride Rollen, welche sich nicht eindeutig einordnen lassen, für das gesellschaftliche Leben notwendig. Andererseits ist mir völlig klar, dass dieses Spiel nicht von gesetzgeberischen Zufällen abhängen kann, obwohl ich mich mit Rollen identifiziere, die mir positiv zugeschrieben werden. Es gibt aber zwei Argumente, welche mir die negative oder positive Bewertung von so genannter multipler Herkunft oder Nationalität verbieten: erstens die

kriegerische Erfahrung in meinem (?) Vaterland; zweitens der Verdacht, dass selbst die positive Bewertung nur als Reaktionsmuster innerhalb eines Metanarrativs zu deuten ist, in dem wir heute im «Westen» zu erstarren drohen.

Nationale Zugehörigkeit als Kampffeld

Ethnische Zugehörigkeit war nicht Ursache, sondern Folge der Kriege auf dem Gebiet des ehemaligen Jugoslawiens. Natürlich mussten die kriegerischen Handlungen narrativ und diskursiv vorbereitet werden. Dazu am besten geeignet war ein Opfernarrativ, aus dem heraus man sich gegen den imaginierten Gegner wehren musste. Und so befeuerte die kriegerische Realität die nationalistischen Narrationen selbst. Noch heute ärgere ich mich über die Frage nach meiner Herkunft. Nicht, dass mir das Interesse an meiner Person nicht schmeicheln würde; nicht, dass ich mich für die nationale Zuweisung schämen müsste. Ich habe eine genug differenzierte und genug kritische Einschätzung der Rolle «meiner» Vaternation. Doch was hat diese Nation überhaupt mit mir zu tun? Eigentlich nichts – ausser dass sie leider Ergebnis kriegerischer Auseinandersetzungen ist, welche eine eigene Dynamik entwickelt haben (und dies jenseits von Zugehörigkeiten, obwohl diese als Legitimation für die Konflikte dargestellt und entsprechend weiter kolportiert werden). Nationale Zugehörigkeit, aber auch nationale Zugehörigkeiten bleiben ein Kampffeld, dem man sich konsequent entziehen müsste, wenn man nur könnte – womit ich zum zweiten Argument komme.

Die Frage nach dem Ei des Kolumbus zu stellen, ist hier müsig: Reagiert die gegenwärtige Nationalismuswelle auf eine liberale Transnationalität oder umgekehrt? Man kann sich – so hat dies bereits Watzlawick festgestellt – der Symmetrie der Interpunktion im Konfliktfall nicht einfach entziehen. Selbst das Einnehmen einer übergeordneten Position wird nur als Verstärkung der eigenen Person interpretiert. Das macht die Fronten im Konfliktfall so hart. Die jeweils äusserst knappen Ergebnisse zur hart umkämpften und medial hochstilisierten Frage in Bezug auf nationale Öffnung oder Abschottung im letzten Jahr 2016 (Brexit, US-Wahlen, österreichische Bundespräsidentenwahlen etc.) deuten nur darauf hin, dass sich Fronten bilden, welche eigentlich durchlässiger sein könnten und der lebensweltlichen Komplexität der heutigen Zeit (Automatisierung, Big Data, Erderwärmung etc.) in keiner Weise entsprechen.

Gegen den Herkunftsdiskurs

Es widerstrebt mir daher zutiefst, eine höchst konstruierte Trinationalität gegen eine angeblich nationale Monokultur in Anschlag zu bringen. Je nach Kriterium wie Familienzusammensetzung, ökonomische Möglichkeiten, legislative Normen usw. ändert sich die Komplexität meiner sogenannten Identität grundsätzlich. Damit möchte ich keinen Identitäts-

Dépolitiser l'origine

Pour peu d'avoir le nom qu'il faut, on pourrait presque s'amuser à collectionner les nationalités. Mais ce jeu, l'auteur – déjà titulaire de trois nationalités – se l'interdit. D'une part, comme il le montre à la lumière des conflits post-yougoslaves, l'origine ne doit jamais s'interpréter comme une cause de conflit mais comme une de ses rémanences. D'autre part, ce discours sur l'origine est aussi responsable d'une division de l'« Occident » en deux fronts d'importance égale avec, d'un côté, des « libéraux » et, de l'autre, des « nationalistes ». Un dilemme dont il faudra trouver l'issue.

diskurs relativieren. Im Gegenteil: Wenn ich im lokalen Migrationsrat Wallisellen die Mitglieder darauf hinweise, dass Kinder mit erkennbarem Migrationshintergrund spätestens mit der Einteilung in Leistungsklassen für die Oberstufe aus organisationsstrukturellen Gründen systematisch schlechter bewertet werden, dann unterstelle ich der Schule keinen latenten Rassismus. Vielmehr gibt es eine starke Relation zwischen Elternbeteiligung, Bildungsnähe und Bewertung des Kindes – leider unabhängig von dessen Potenzial. Die Frage lautet also nicht: Wie kann die Schule weniger rassistisch agieren?, sondern: Wie können Lehrpersonen das Potenzial ihrer Schüler und Schülerinnen optimal identifizieren?

Den Herkunftsdiskurs gilt es vollständig zu entpolitisieren, um die richtigen und hilfreichen Fragen zu stellen. Ab und zu spreche ich mit dem Asylbewerber Beneke, der seit mehr als einem halben Jahr regelmässig das von uns organisierte Fussballtraining besucht. Ich verkneife mir aber immer die Frage nach seiner Herkunft, um Antworten zu bekommen, die zeigen, wo der Schuh wirklich drückt. Und heute ist es bitterkalt.

Boris Previšić hat sich zum Konzertflötisten ausgebildet und über den Verein pre-art den künstlerischen Austausch innerhalb Südosteuropas gefördert. Seit 2015 ist er SNF-Förderprofessor der Literatur- und Kulturwissenschaft an der Universität Luzern. Daneben wirkt er als Präsident des Migrationsrats Wallisellen.



Faduma



Jordi

«Wir müssen rein ins Geschwür.»

Der Berner Semih Yavsaner hat mit seiner Figur Müslüm einen schweizweiten Sympathieträger geschaffen. Seine Parodie eines stereotypischen türkischen Einwanderers ist für ihn aber weitaus mehr als nur ein Mittel zur Überwindung von Vorbehalten gegenüber Migranten.

Eigentlich sollte es hier um Migration gehen. Genauer um Künstler, die Zuschreibungen auf «Fremde» parodieren. So wie Bendrit, so wie Baba Uslender, so wie Semih Yavsaner. Der 37-jährige Berner tut mit seiner Figur Müslüm genau das: Er tritt mit seiner Parodie eines stereotypischen Türken so liebenswürdig, humorvoll und direkt auf, dass ihm niemand Paroli bieten kann. Alle mögen Müslüm. Das Fremde wird plötzlich als originell und charmant empfunden. Seine Figur und seine Absichten aber auf die Migrationsproblematik zu reduzieren, ringt Yavsaner – eindringlicher Blick, schnittige Daunenjacke, blaue Nikes, graue Wollmütze, einen Grüntee vor sich – nur ein Seufzen ab. Das Thema langweilt ihn, wie er beim Interview in einem Café im Berner Lorrainequartier mehrfach klarstellt. Die Probleme liegen für ihn längst ganz woanders. Und seine Ziele sind sowieso viel grösser.

Semih Yavsaner, wieso hat Ihre Figur Müslüm Erfolg?

Weil er ist. Weil er einfach selbstverständlich ist. Weil er keinen Konventionen gehorcht. Und weil er schlussendlich eben mehr ist als eine Figur. Er ist ja auch irgendwie Teil von mir.

Die Figur Müslüm ist wie Sie türkischer Abstammung. Sie überhöhen den kulturellen Hintergrund der Figur ironisch.

Ja, vor allem in ästhetischer Hinsicht.

Gab es dafür ein Vorbild?

Eigentlich nicht. Ich habe schon mit 16 das gemacht, was zwanzig Jahre später Baba Uslender, Bendrit und andere angefangen haben. Diese Witze mit dem Schweizer und dem Ausländer. Dieses Hin- und Herspringen.

Im Freundeskreis?

Nein, bei der alternativen Berner Radiostation Radio Rabe. 1997 war das. Ich habe dort meine eigene Sendung gehabt. Eine der Rubriken war ein Fluchwettbewerb. Die Hörer konnten anrufen und sich gegenseitig beschimpfen. Ich war der Ringrichter. In einer anderen Rubrik habe ich einen Albaner nachgemacht. Er hiess Ovomalton.

Wie ist das angekommen?

Gut. Die Leute fanden das lustig. Aber die Reaktionen auf den Fluchwettbewerb waren noch heftiger. Nach einem halben Jahr musste ich den Sender verlassen.

Wieso haben Sie sich damals einen Albaner als Figur ausgesucht?

Weil sie einfach DAS Thema waren damals. Als Gastarbeiterkind hatte ich viele albanische Freunde. Sicher 40 Prozent der Leute in meinem Umfeld waren Albaner. Es gab auch ein paar berühmte Gangs. Die Albaner Gangster Posse AGP zum Beispiel. Vor denen war niemand sicher.

Haben Sie Ihren Migrationshintergrund eigentlich irgendwann ausgelotet? Haben Sie je versucht herauszufinden, wie viel Türke in Ihnen steckt?

Äuä! Das interessiert mich überhaupt nicht. Hat mich auch nie interessiert. Ich denke vielmehr: Das ist doch alles selbstverständlich. An meinen Konzerten handle ich das Thema ganz schnell ab. Ich frage: «Wie viele Schweizer sind da? – dann gehen ein paar Arme hoch. «Wie viele Ausländer sind da?» – dann gehen noch mal ein paar Arme hoch. Am Schluss frage ich: «Und wie viele Menschen sind da?» – Spätestens dann ist jedem klar, worum es geht. Wieso reden wir über den Scheiss? Es geht doch um etwas viel Universelleres. Es ist, wie wenn man als Kind Michael Jackson hört. Man versteht nichts, aber man fühlt die Musik. Sie ist, weil sie ist. Und das, was ist, kann weiss, schwarz, gelb oder braun sein. Das spielt überhaupt keine Rolle.

Trotzdem baut Ihre Figur auf dem Anderssein auf. Sie spielen mit Klischees.

Ich muss mit Klischees spielen. Sonst würde ich nicht stattfinden. Stellen Sie sich vor, wenn da plötzlich

einfach Semih Yavsaner auf der Bühne stehen würde. Da würde niemand zuhören. Ich könnte auch mein ganzes Leben hier im Café Kairo sitzen und mit Gleichgesinnten darüber philosophieren, wie schlimm die Welt ist. Ändern würde sich nichts. Wir müssen rein ins Geschwür. Genauso selbstverständlich wie die Gegenseite. Wir können nicht einfach sagen, wir ziehen unsere Birkenstocks an und stricken unsere Pullis und dann ist die Welt in Ordnung. So läuft das nicht. Entweder wir handeln, oder wir werden gehandelt.

Wie läuft es dann?

Man muss versuchen, alle anzusprechen – oder zumindest möglichst viele. Und zwar auf eine zeitgemässe Art. Denken Sie nur an all die Anti-Drogen- und Anti-Sucht-Kampagnen, die schon lanciert wurden und null Wirkung hatten. «Süpervitamin» ist emotional. «Süpervitamin» wählt nicht den weiten Weg über die Ratio – und vermittelt doch mehr Bewusstsein als all diese teuren, am Reissbrett erdachten Aufklärungskampagnen.

Könnte man sagen, Müslüm stösst immer wieder ins gleiche Horn?

Das darf man gerne sagen. Die Intention hinter meiner Musik ist tatsächlich immer die gleiche. Alles ist farbig, alles ist Tanz und Bewegung, egal ob «Erich Hess», «Samichlaus», «Süpervitamin» oder «La Bambele». Es geht um Liebe, um Solidarität.

Worum wird es auf dem nächsten Album gehen – wenn nicht um Migration und Integration?

Wie gesagt: Das Thema Schweizer oder Ausländer langweilt mich. Dass ich ständig mit dem konfrontiert werde, ist ein Witz. Während ich mich immer und immer wieder erklären muss, wachsen hier draussen Geschwüre, über die niemand redet. Die Smartphones und iPhones zum Beispiel, die das menschliche Dasein auf 15 cm reduzieren. Die Menschen halten den Kopf ständig so, als würden sie sich schämen. Darüber muss man sprechen. Aus Solidarität ist Solodarität geworden. Heutzutage tut man so, als würde man an irgendwas Anteil nehmen, aber eigentlich geht es nur darum, sich selber ins rechte Licht zu rücken und eine Belohnung abzuholen. Siehe Facebook, siehe Social Media.

Ist Müslüm mit den Jahren politischer geworden?

Politik ist verdammt schwer zu definieren, finde ich. Aber die Antwort lautet wohl: Eigentlich nicht. Ich bekenne mich ja nicht zu rechts oder links. Müslüm geht einfach geradeaus. Ganz direkt, ohne Filter. Müslüm gibt sich dem hin, mit all seinen Fähigkeiten. Er äussert seine Absichten in der Ausdrucksform Musik. Und dann passieren Sachen. Die Leute erkennen die Selbstverständlichkeit in der Musik wieder – egal ob sie Schweizer sind oder Ausländer. Weil sie eben durch Selbstverständlichkeit entsteht.

Müslüm ist Türke. Würde die Figur auch mit einem anderen Migrationshintergrund funktionieren? Als Syrer vielleicht?

Keine Ahnung. Ich weiss nicht, wie viel Müslüm noch mit der Türkei zu tun hat. Aber grundsätzlich bildet die Reibung, die zwischen verschiedenen Kulturen entsteht, eine dankbare Grundlage für die Bildung einer Figur. Es gibt Stereotypen, die sich dafür besonders anbieten, wie der Inder, der Albaner, der Türke. Und je mehr der Stereotyp im jeweiligen Umfeld vertreten ist, desto mehr bietet er sich an, persifliert zu werden.

Der Syrer hätte da wahrscheinlich Pech.

Tja. Aber wenn man's extrem formuliert, wäre der Syrer vielleicht in zwei, drei Jahren extrem aktuell. Der Syrer selber hat dann aber das Vorrecht, sich drüber lustig zu machen. Es ist ja kein Sich-lustig-Machen, sondern ein Verarbeiten. Kunst entsteht dort, wo die Not am grössten ist. Immer.

Müslüm hat sehr viele Botschaften. Analysieren Sie, welche davon warum erfolgreich geworden sind?

Äuä! Nein! Ich analysiere nicht, ich produziere.

Man könnte sagen, dass eher die harmlosen Songs erfolgreich geworden sind. Jene, die sich gegen Konsum, Industrie und Egoismus richten, kommen schlechter an.

Die müssen auch nicht so erfolgreich sein.

Könnten sie es denn sein?

Ich glaube, die Mischung macht's. Man kann nicht einen im grossen Stil auf «Fuck the System!» machen und das Gefühl haben, dass einem alle dabei zuhören. Deshalb muss man mit einer Verpackung, mit einer Melodie arbeiten. Um die Leute anzulocken, muss man auf dem Album auch etwas haben, das lockerflockig daherkommt. Das hat ja die SVP mit «Welcome To SVP» auch versucht. Mit dem Unterschied, dass ihnen die Herzlichkeit und das Talent fehlt.

Trotzdem gehen die komplexeren Botschaften bei Ihnen unter. Man kennt hauptsächlich Ihre Singles. Die differenzierteren Stücke gehen unter.

Tja, man könnte auch kapitulieren. Hier. Jetzt. Sofort. Aber ich finde, man muss zumindest versuchen, seine Message so gut wie möglich zu streuen. Ziel muss sein, ein kollektives Bewusstsein zu generieren. Wir haben uns schon sehr weit entfremdet von allem, was natürlich ist. Darum geniesse ich das auf der Bühne auch so. Weil ich dann für einhalb Stunden in eine Scheinwelt abtauchen kann.

Eine vereinfachte Welt.

Logisch. Eh. Wir können nicht auf intellektueller Ebene irgendwas beeinflussen. Die Entscheidungen der Leute finden nicht auf dieser Ebene statt. Müslüm sagt: «Schwarzweiss-Denken hat keine Zukunft, keine Gegenwart, im besten Fall eine Vergangenheit.»

«Dobbiamo calarci nella melma.»

Il personaggio di Müslüm, incarnato dal bernese Semih Yavsaner, riscontra la simpatia generale. Questa parodia costruita sullo stereotipo dell'immigrato turco è per lui molto di più che un semplice mezzo per vincere le riserve nei riguardi dei migranti. Il 37-enne bernese incarna il personaggio con tale amabilità e umorismo, ne fa una figura così diretta, che è semplicemente impossibile resistergli. Tutti amano Müslüm. Lo straniero d'improvviso è percepito come originale e affascinante.

Interrogato sui motivi che lo spingono a giocare sui cliché, Yavsaner risponde: «Devo giocare sui cliché. Diversamente non avrei consistenza. Provate a immaginare cosa succederebbe se improvvisamente sulla scena salisse semplicemente Semih Yavsaner. Nessuno ascolterebbe. Potrei anche stare tutta la vita seduto a un tavolino del Caffè Cairo e discutere con persone che la pensano come me, filosofando su come va male il mondo. Ma questo non cambierebbe nulla. Dobbiamo calarci nella melma. Ciò è altrettanto evidente quanto il suo contrario. Non basta infilarsi un paio di birkenstock e un maglione sferruzzato a mano e credere che il mondo è a posto. Non è così che funziona. O agiamo o ci lasciamo fare.»

Hat schon jemand Müslüm Paroli bieten können?

Ich betrachte das nicht als kompetitives Ding. Ich wünschte mir zum Beispiel, das Schweizer Fernsehen wäre in Bezug auf mein Format «Müslüm Television» ein bisschen offener gewesen für das Aufeinanderprallen von verschiedenen Meinungen. Stattdessen hat man alle Reibung neutralisiert. Ich hatte zum Beispiel Erich Hess als Gast und habe mit ihm auch ganz, ganz brisante Sachen diskutiert. Aber das haben sie schliesslich einfach rausgeschnitten. Das hat mich sehr enttäuscht.

Hatten Sie eigentlich von Anfang an geplant, dass sie eines Tages hinter der Figur Müslüm hervortreten?

Ich habe nichts geplant. Nichts. Darum ist es auch so gut rausgekommen. Weil ich keine Erwartungen hatte. Ich habe das aus einer Selbstverständlichkeit heraus gemacht. Mir war ziemlich klar, dass alle Menschen meine Absichten dahinter verstehen und darauf reagieren würden.

Aber die Figur ist limitiert – sonst würden Sie sie ja jetzt nicht erklären.

Logisch! Die Limitierung ist die grosse Herausforderung.

Wo liegt die Grenze genau?

Das ist verdammt schwierig zu sagen. Die wird immer fließender. Wenn ich live unterwegs bin, improvisiere ich zwischen den Liedern sehr viel. In letzter Zeit denke ich immer öfter: Shit, das ist jetzt schon fast Semih, nicht mehr Müslüm.

Was sind das für Momente?

Eben genau, wenn ich so gesellschaftskritisch werde. Kürzlich hat Müslüm sein Publikum gefragt – bitte denken Sie sich seinen Akzent dazu: «Warum ist es eigentlich legitim, dass wir uns wildfremde Gegenstände in unsere Körper rammen? Silikon, Botox, Gesichter aufspritzen. Warum ist das legitim und warum ist die Begegnung zwischen Menschen nicht legitim?» – Da habe ich mich selber gefragt: Wo ist eigentlich der Typ abgeblieben, der Telefonscherze gemacht hat?

Adrian Schröder ist freier Journalist und Buchautor und arbeitet hauptsächlich für den «Tages-Anzeiger». Sein Kerngebiet ist die Popmusik – speziell die Entwicklung des Rap.



Jassim

Migration und Zugehörigkeit.

In manchen schweizerdeutschen Dialekten, etwa im Appenzellischen, wird heute noch ein Ausdruck verwendet, der die enge Verbindung von Besitz und Heimat anzeigt: Das «Hemet» ist nichts anderes als das Haus, das einem gehört und in dem man lebt. Ganz selbstverständlich ist es hier ein Bauernhaus, denn ein Grossteil der Bevölkerung hat früher als Bauern gelebt und gearbeitet. Und ganz selbstverständlich ist die Existenz davon abhängig, dass man ein «Hemet» sein Eigen nennt, das man bewirtschaften kann.

Eine Heimat haben, eine bestimmte Tätigkeit ausüben und über Besitz verfügen, gehören beim Begriff des «Hemet» zusammen. Das zeigt sich auch daran, dass diejenigen Kinder, die dieses «Hemet» nicht übernehmen konnten, die Heimat verlassen mussten. Die Nachkommen von Bauern, die den Hof nicht erben, mussten sich ihren Lebensunterhalt anderswo verdienen, als Knechte, Mägde, Handwerker, Söldner, Arbeiterinnen. Sie wurden entwurzelt, weil bei ihnen Heimat, der elterliche Hof, und Lebensunterhalt, die bäuerliche Arbeit, zusammenfielen und der Verlust des einen auch den Verlust des anderen bedeutete. Und wer gar kein «Hemet» besass, war ohnehin schlecht dran, denn ohne Hof liess sich in den Dörfern nicht gut leben. Man war Knecht oder Magd, Tagelöhner oder Hintersasse, geduldet zwar, solange man sich ernähren konnte, aber ohne Rechte und häufig ohne Besitz. Denn auch die Rechte, etwa dasjenige, sein Vieh auf die Allmende oder die Alp zu treiben, aber auch Mitspracherechte im Dorf, gab es nur für die Besitzenden, die in der Regel seit langem hier ansässig, hier verwurzelt waren. Verlor man sein Bürgerrecht, verlor man sein Bleiberecht. Und verlieren konnte man es schnell, durch Armut, durch eine missliebige Heirat, durch ein uneheliches Kind, durch einen Konfessionswechsel, durch ein kleines Vergehen. Daher waren schon immer viele Menschen mobil, verdienten ihren Lebensunterhalt umherziehend, als Bettler, Gauklerin, Handwerker oder Söldner.

Die Heimat war für diejenigen, die etwas besaßen: Die Rechte waren an Eigentum gebunden. Der 1848 gegründete Bundesstaat erliess daher sehr schnell eine neue Gesetzgebung zu den Heimatlosen, wies die Fahrenden, auch Vagabunden genannt, einer Gemeinde zu, die sie einbürgern musste. Aber ohne Verdienst, den es oft genug nicht gab, zogen diese Menschen bald wieder weg. Heimat blieb daher weiterhin ein Privileg, über das nicht alle verfügten.

La maladie suisse

Seit der Romantik setzte eine weitere Sicht auf die Heimat ein, nun wurde diese sentimental beschrieben und besungen, Dichter schilderten sie in den blumigsten Worten, Maler pinselten sie in den grellsten Farben. Und je mehr Menschen mit der zunehmenden Verstädterung und Industrialisierung aus ihrer Heimat wegzogen, um fremdes Brot zu essen, umso intensiver wurde die Heimat beschworen und besungen.

Heimat beschreibt die Welt, in der man lebt, arbeitet, sein soziales Netz hat. Mit dieser Welt ist man vertraut, man kennt die Landschaft, die Menschen, die Sprache, die Sitten und Bräuche. Geht man anderswo hin, ist man ein Fremder, muss sich all das, in das man in der Heimat quasi automatisch hineingewachsen ist, erarbeiten. Das ist ein schwieriger und mühseliger Prozess, der dazu führt, dass sich die Menschen nach ihrer Heimat sehnen. Und nur wenn dieser Prozess gelingt, fühlt man sich mit der Zeit auch am neuen Ort heimisch. Oft wird man aber vom Heimweh geplagt, gerade wenn man es in der neuen Umgebung schwer hat. Den Schweizer Söldnern wurde angeblich das Singen von Kuhreihen verboten, weil sie melancholisch wurden und davon liefen. Das Heimweh wurde daher auch *maladie suisse* genannt. Und noch im 20. Jahrhundert beschrieb Karl Jaspers in seiner Dissertation «Heimweh und Verbrechen», wie etwa Frauen, die als Kindermädchen in fremde Haushalte kamen, aus Heimweh die schlimmsten Verbrechen begingen, etwa die ihnen anvertrauten Kinder umbrachten, um nur schnell wieder heimkehren zu können.

Die Vertrautheit der Heimat ist aber nicht nur eine räumliche und eine soziale, sondern auch eine zeitliche. Heimat steht oft

für die Jahre der Kindheit, der Unbeschwertheit, des Umsorgt- und Aufgehobenseins, für eine Zeit, an die mancher Erwachsene sehnsüchtig zurückdenkt. Damit steht sie auch für ein psycho-soziales Gefühl, für Geborgenheit und Sicherheit.

Imagined communities

Der entstehende Nationalstaat machte sich dieses Gefühl zunutze, um die Gemeinschaft der in ihm Lebenden zu stärken, indem er sich als neue Heimat anbot, grösser und abstrakter zwar als das kleine «Hemet», aber doch verbunden etwa durch gemeinsame Sprache, vertraute Verhaltensweisen, Rituale und Abläufe, das Beschwören einer gemeinsamen Geschichte und Kultur. Wo das nicht gegeben war – wie in der Schweiz – schuf man eine gemeinsame Basis, etwa indem man die alpine Kultur als verbindendes Element herausstrich, die Geschichte trotz der langen Kriege und Auseinandersetzungen als eine gemeinsame darstellte, aber auch Formen und Orte der Begegnung schuf, mit dem Militärdienst etwa, der die Männer mit anderen Landesgegenden vertraut machte, oder dem Welschlandjahr für die Frauen, mit den grossen eidgenössischen Festen, die zehnt-, manchmal hunderttausende Turner, Schützen oder Sänger zusammenführten, mit Festspielen, in denen die Helden gefeiert wurden, mit Symbolen wie der Flagge und der Nationalhymne, die das Verbindende hervorhoben.

Heimat wird auf diese Weise zu einer abstrakten Dimension. Benedict Anderson spricht von der *imagined community*, der «vorgestellten Gemeinschaft», die eine Nation darstelle. Man kennt sich zwar nicht mehr, die Menge ist unüberschaubar geworden, aber dennoch fühlt man sich in ihr wohl, traut ihr, sieht sich als Teil von etwas Grösserem.

Doch wie aus der kleinen Heimat immer Menschen ausgegrenzt worden sind, werden sie es auch aus der grossen. Der Pass bestimmt darüber, ob man dazugehört oder nicht – in einer abstrakteren Weise zwar als das Bürgerrecht einer Gemeinde, aber ebenso ausschliessend. Wer nicht dazugehört, hat auch hier keine Heimat und damit keine Rechte. Er darf nicht bleiben oder nur, sofern er geduldet, von den Einheimischen akzeptiert wird. Die Emotionen sind hier ebenso stark wie im lokalen Bereich, und sie können auch gezielt einge-

setzt werden von der Politik, um sich gegen die Fremden zu wenden und sie für alle möglichen Probleme und Missstände verantwortlich zu machen. Und gibt es keine Fremden, die von weit her kommen, erfindet man Fremde in den eigenen Reihen. Die Juden etwa galten lange Zeit als fremd und tun es oft immer noch, die Fahrenden und Umherziehenden ebenfalls.

Italianità

Menschen, die an einen neuen Ort kommen, fühlen sich nicht nur fremd, weil alles anders, ungewohnt, unvertraut, nicht so wie daheim ist, sondern weil sie auch die Zurückhaltung, Abneigung, Verachtung, Kälte oder das Desinteresse der bereits Ansässigen spüren. Es dauert lange, manchmal mehr als eine Generation, bis sie so etwas wie Heimatgefühle entwickeln. Wobei sich ohnehin die Frage stellt, ob man noch einmal die gleiche Beziehungsintensität entwickeln kann wie in der Kindheit. Wird man gezwungen, seine Heimat zu verlassen, als Flüchtling oder als Migrant, der keine Wahlmöglichkeit hat, ist das schwierig, vielleicht unmöglich. Ein Mensch, der über seine Migration frei entscheidet, der das Neue liebt und der neugierig ist, kann sich hingegen eher neue Heimaten schaffen. Und ohnehin gibt es die ewig Liebenden und die viel Liebenden – auch was Heimat betrifft.

Umgekehrt verändert sich die Heimat durch die Auseinandersetzung mit dem Fremden und den Fremden, aber auch durch generelle gesellschaftliche Entwicklungen. Von vielen wird das als «Überfremdung» empfunden. Gemeint sind damit kulturelle Elemente, die traditionellerweise nicht dazugehören. Das Merkwürdige an dieser Wahrnehmung ist allerdings die Tatsache, dass sich die Grenzen des «Vertrauten» und des «Fremden» ständig verschieben. Was gestern noch fremd war, ist heute vertraut, vielleicht bald einmal sogar wesentlicher Bestandteil der Heimat.

Der schweizerische Lebensstil hat sich in vielerlei Hinsicht verändert, die *Italianità* zum Beispiel ist stark geworden, angefangen bei der Küche, die zum festen Bestandteil des Alltags wurde, der ohne Pasta und Pizza, Espresso und Cappuccino, Olio di Olive extra vergine und Aceto balsami-

co gar nicht mehr zu denken wäre. Aber auch italienische Mode, Design und Kunst und selbst die Gestaltung öffentlicher Räume wurden mit Blick auf eine zunehmend *out-door*-orientierte, gleichsam mediterranisierte Gesellschaft und einen entsprechend definierten *way of life* zum neuen Ideal der einheimischen Bevölkerung, zum neuen Bestandteil der Heimat sozusagen. Die angeblich so fixen kulturellen Grenzen der Heimat werden daher dauernd neu verhandelt.

Heimat ist ein Prozess. Entwickelt sich das gesellschaftliche Umfeld aber zu rasant, verlieren die Menschen den Boden unter den Füßen, sie werden «entwurzelt». Insbesondere Migrantinnen und Migranten kennen dieses Gefühl bestens. Aus der Auseinandersetzung zwischen alter Heimat und neuem Lebensmittelpunkt ergibt sich für sie oft eine Konstellation der Zerrissenheit, zerrissen zwischen den Wertvorstellungen von «hier» und von «dort», zwischen den sozialen Systemen und kulturellen Erwartungen, den Geschlechter-, Familien- und Nachbarschaftsmodellen. Nur zu häufig sehnen sich viele nach einem Leben in der ach so geliebten Heimat, die sie oft jahrzehntlang nur noch aus der Perspektive des Urlaubers wahrnehmen. Ziehen sie dann hin, etwa im Rentenalter, stellen sie mit Schrecken fest, dass ihnen die Heimat fremd geworden ist. Sie hat sich verändert, denn die Zeit steht nirgends still, Gesellschaften verändern sich trotz aller Beschwörung der Traditionen unaufhaltsam. Das Bild der Heimat, das die Migrantinnen und Migranten im Kopf gespeichert haben, ist das Bild einer Welt, wie sie vor Jahrzehnten gewesen war. Aber auch die Auswanderinnen und Auswanderer selber haben sich verändert, haben vieles aus der neuen Umgebung übernommen, ohne zu realisieren, dass diese ihnen immer vertrauter, heimischer geworden ist.

Die Migrantisierung der Gesellschaft

Heute scheinen solche Gefühle der Zerrissenheit allgegenwärtig zu sein, sehen sich doch grosse Teile der Gesellschaft mit ähnlichen Empfindungen konfrontiert, ohne je migriert zu sein. Sie leiden unter der Auflösung einst als fix geltender sozialer, geschlechtlicher oder kultureller Grenzen (die umgekehrt aber auch als neue Freiheiten interpretiert werden

können und die auch entsprechend genutzt werden). Offene Ränder, Übergänge, Verflechtungen, Ineinanderfliessen, multiple Zuschreibungen prägen zunehmend die Gesellschaft. Viel ist daher von *Mélange*, *Bricolage*, *Kreolisierung* und hybrider Identität die Rede. Das Lob der Vermischung, wie es sich etwa in der Literatur und in der Kulturtheorie (Salman Rushdie, Homi Bhabha) findet, wird von vielen Menschen allerdings nicht geteilt. Sie erleben sich entweder als zerrissen, entwurzelt, nirgends zugehörig oder aber sehen im Hybriden das Unreine und Zwitterhafte, das Elemente zusammenführt, die «eigentlich» nicht zusammengehören. Und doch ist die Mehrfachzugehörigkeit im Sinne auch mehrerer Staatsbürgerschaften ein immer häufigeres Phänomen. Einfache Zuordnungen zu einem Staat, zu einer Gesellschaft, zu einer Kultur werden seltener. Mobilität, Wahlmöglichkeiten und Grenzüberschreitungen öffnen daher die Gesellschaft, führen aber auch zu Verlust- und Überforderungsängsten. In der Zeit nach den 1950er-Jahren waren es primär migrantische Biografien, in denen diese Gefühle der Entfremdung zum Ausdruck kamen, während die sesshafte Gesellschaft noch als stabil, verortet und Normen kaum in Frage stellend erschien. Das hat sich in der jüngsten Vergangenheit grundlegend verändert. In diesem Sinne haben die letzten Jahrzehnte zu einer Art Migrantisierung der gesamten Gesellschaft geführt, durch die gesellschaftlichen Entgrenzungsprozesse sind die Erfahrungen und Empfindungen der Heimatlosigkeit allgemein geworden.

Die Durchmischung wie die schnelle Veränderung stellen für die einen eine Bereicherung, für die anderen eine Bedrohung dar. Im 19. und frühen 20. Jahrhundert waren es die Industrialisierung und Urbanisierung, heute sind es die Europäisierung und Globalisierung, die einen «Vertrautheitschwund» (Hermann Lübke) erzeugen. Das, was gestern noch vertraut, weil so wie immer war, etwa im Dorfbild oder im Quartier, ist heute abgerissen, renoviert, saniert, modernisiert, durch einen Neubau ersetzt. Dieser Vertrautheitschwund wächst im Verhältnis zum Tempo des wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Wandels. Deshalb ruft Wandel Heimat auf den Plan – und die Heimatschützer. Es ist kein Zufall, dass die erste Heimatschutzbewegung um die Wende vom 19. zum 20. Jahrhundert auf dem Höhepunkt der Indus-

Migration et appartenance

trialisierung entstanden ist und dass heute wieder so viel von Heimat die Rede ist. Es ergibt auf jeden Fall Sinn, sich mit dem Wandel kritisch auseinander zu setzen. Aber es ergibt wenig Sinn, den Wandel aufhalten zu wollen, indem man die Heimat einzufrieren versucht. Diejenigen, die stets von der Heimat und deren Bewahrung reden, feiern häufig einen Zustand, den es gar nie gegeben hat, betreiben Oberflächenpolitik und Fassadenmalerei, bauen blüemleti Trögli, plätschernde Holzbrunnen und Dorfzentren, die angeschrieben werden müssen, damit man sie als solche erkennt.

Heimat ist etwas Schönes und Prägendes, aber auch etwas Fragiles und Einengendes. Das kommt in den Werken derjenigen zum Ausdruck, die sich intensiv mit ihr auseinandersetzen, als Schriftstellerinnen, bildende Künstler oder Filmemacherinnen. Wir reiben uns zwangsläufig an ihr, weil sie uns prägt, weil sie sich in uns hinein frisst, uns formt, auch wenn wir mit manchen dieser Formen und Prägungen nicht glücklich sind. Eine intensive Auseinandersetzung mit der Heimat kann deshalb wehtun – und ruft damit seltsamerweise die gleichen Gefühle hervor wie der Verlust von Heimat.

«Hemet» dans le dialecte appenzellois désigne d'abord la propre maison, la propre ferme, le foyer. Seul celui qui est propriétaire possède un foyer, celui qui en est dépourvu doit s'en aller. Ainsi, qui n'est pas citoyen d'une commune n'est que toléré, il peut rapidement perdre son droit de demeurer, devenant mendiant, diseuse de bonne aventure, marchand ambulante ou artisan. Avoir un foyer, une patrie, est un privilège. Les autres souffrent du mal du pays, la «maladie suisse». L'Etat national du 19^e siècle a renforcé la communauté formée par ses citoyens en se proposant comme nouvelle patrie, certes plus grande et plus abstraite que le petit «hemet», mais tout de même unie par une langue commune, des rituels et des processus familiaux, ainsi que par l'évocation d'une histoire et d'une culture communes. De cette manière, la patrie devient une dimension plutôt abstraite, une *imagined community*, une «collectivité imaginée». Mais cette communauté est toujours envisagée comme sédentaire, ce qui n'est pas le cas. Nombreux sont ceux qui quittent leur patrie pour se construire une existence ailleurs, d'autres battent la campagne comme nomades et comme «vagabonds». L'industrialisation amène finalement de plus en plus de migrants qui viennent ici pour travailler. Ils ne se familiarisent pratiquement pas avec leur environnement, mais se sentent étrangers et déracinés; ils rêvent d'un retour au pays. Ce sentiment de perte d'identité se répand de plus en plus à l'ensemble de la société. Avec la remise en question de la croissance économique ininterrompue et de l'accroissement continu de la prospérité, avec la pénétration grandissante du capital, des biens, des médias et des personnes dans le monde, avec les défis de la mondialisation qui éveillent de nombreuses craintes liées à la perte, de plus en plus de personnes se sentent apatrides, déracinées, même lorsqu'elles ne sont jamais parties. La perte d'identité vient hanter un monde sans frontières, auquel la visibilité de la «hemet» fait défaut.

Walter Leimgruber leitet das Seminar für Kulturwissenschaft und Europäische Ethnologie der Universität Basel. Er forscht zu Migration und Integration, zu visueller und materieller Kultur, zu Kultur und Kulturpolitik. Er ist Präsident der Eidgenössischen Migrationskommission EKM.

L'appartenance et ses entrepreneurs.

L'appartenance, et plus spécifiquement l'appartenance en lien avec la notion de patrie et le sentiment d'être, ou non, « chez soi », est étroitement liée au concept d'identité collective. En explorant le rôle de certains « entrepreneurs de morale » dans les administrations, cet article jette un nouveau regard sur l'appartenance et ses frontières en montrant qui se voit exclu : par exemple des Suisses affectés par les dispositifs légaux liés aux étrangers.

L'appartenance collective est basée sur une communauté imaginée autour de symboles tels que la nation, l'ethnie, la culture et/ou la religion. Or, en Suisse, les trois dernières décennies se sont révélées riches en recherches et manifestations diverses dédiées à ce sujet. Un bref survol de ces appartenances permet de dégager deux constats.

Premier constat : la frontière au cœur de l'appartenance

Appartenir, c'est s'identifier et être identifié comme appartenant à un groupe. De fait, la question de l'appartenance devient pertinente à partir du moment où il y a plusieurs possibilités, où plusieurs groupes se côtoient. Pour Barth (1995), « l'ethnie » fonctionne comme un marqueur qui permet de (re)produire la frontière entre « notre groupe » et « les autres ». Contrastes et différenciations se trouvent au cœur des définitions identitaires, et ce au détriment d'hypothétiques « noyaux culturels ». En d'autres termes, ce ne sont pas tant les références culturelles communes et partagées qui définissent l'identité collective, que la définition de ceux dont nous nous distinguons, ces autres qui ne font pas partie de notre groupe.

Si ce besoin semble commun à toutes les sociétés humaines, il n'a pas pour nécessaire corolaire l'exclusion et le rejet : certaines sociétés sont basées sur des dynamiques d'inclusion de l'altérité, comme la société amérindienne mapuche (Boccaro

1998). De fait, les mécanismes d'enfermement et d'exclusion semblent être l'apanage des états-nations qui nous sont familiers. La production des frontières identitaires a été abondamment traitée dans la littérature scientifique et sa vulgarisation, et notamment dans le numéro 13 de *terra cognita* (2008), qui abordait les thèmes de la culture (Wicker), du plurilinguisme (Skenderovic), et de la religion (Roost Vischer).

Second constat : questionner son identité, une spécificité helvétique ?

Parallèlement à ces réflexions, la question de savoir ce que signifie l'appartenance à la Suisse a rencontré un engouement certain, peu démenti depuis qu'il s'est cristallisé autour de la devise « *La Suisse n'existe pas* », créée par l'artiste Ben pour le pavillon suisse à l'exposition universelle de Séville en 1992. Au cours des dix dernières années, les médias du service public s'en font l'écho, notamment par des émissions télévisées ou radiophoniques telles que « Nous autres/Wir Anderen » ou l'opération spéciale « Les Suisses », à laquelle les humoristes romands Vincent Kuchol et Vincent Veillon ajoutaient une ironie non dénuée de pertinence analytique. La devise de Ben est actuellement reprise par l'Académie Suisse des Sciences Humaines qui a lancé un cycle de conférences de trois ans sous le titre « La Suisse existe/La Suisse n'existe pas ».

Ces exemples illustrent la propension, marquée d'une certaine complaisance, à se demander qui « nous sommes » en tant que « Suisses ». Cette question est souvent reprise en lien avec l'idée que la Suisse représenterait un *Sonderfall* en raison de sa politique étrangère (neutralité qui n'exclut pas la solidarité avec les plus défavorisés, longue abstention face à l'adhésion à l'ONU), de ses mécanismes gouvernementaux (Confédération, collège de conseillers fédéraux, démocratie directe) et de sa longue histoire de pluralisme, notamment linguistique. Au-delà de ces supposés traits distinctifs, dont la pertinence n'est que peu questionnée, le questionnement lui-même me semble particulièrement significatif : « chez nous, les Suisses », la capacité réflexive est élevée au rang de qualité nationale, source de différenciation voire d'un certain orgueil. Mais qui peut légitimement questionner « nous, les

Suisses, nous sommes»? Et qui en est exclu? En d'autres termes, dans la question «existons-nous en tant que Suisses», qui représente ce «nous»?

Les entrepreneurs de morale

Ces questions concernent les questions de légitimité et de norme. Elles en appellent au concept d'entrepreneurs de morale (Becker 1973), une expression qui désigne un groupe social dominant, caractérisé par son pouvoir d'imposer ses normes morales. En l'occurrence, les entrepreneurs de morale associent un « nous » valorisé à une compétence réflexive : nous, indiscutablement Suisses, pouvons questionner l'appartenance collective et ses significations, selon nos propres termes. Ce processus implique l'étiquetage d'autres groupes comme déviants ou indésirables, les outsiders selon les termes de Becker. Les entrepreneurs de morale reproduisent les frontières de l'appartenance suisse en taxant d'autres groupes sociaux d'illégitimes. Deux exemples illustrent l'action des entrepreneurs de morale et leurs enjeux concernant les frontières de l'appartenance : l'espace public visuel et l'espace administratif.

L'espace public visuel, ou quand la solidarité maintient « les autres » à distance

Fin 2016, l'association Helvetas a lancé «Changer vraiment», une campagne publicitaire comprenant cinq différentes affiches. Chaque affiche mettait en scène trois personnes en gros plan. D'âges différents, chacune se voyait attribuer une brève inscription rédigée à la 3e personne. L'une de ses trilogies, par exemple, comprenait trois figures féminines : à gauche, la plus âgée était barrée de l'inscription : «Se cachait dans les buissons», au milieu, une femme mûre avec l'inscription «Allait aux latrines», et une fillette, à droite, avec les mots «Tire la chasse d'eau». En dessous, le nom de l'association et le slogan de la campagne, «Changer vraiment». En sus de celle-ci, thématiquant l'hygiène, les vignettes des autres trilogies faisaient référence à l'analphabétisme, à la misère et à des infrastructures insuffisantes.

Qui est regardé ?

Présentées en dehors d'un contexte concret, ces personnes étaient identifiées visuellement par deux marqueurs : leur couleur de peau, noire, et leur habillement, coupé dans des tissus bariolés, aux motifs «ethniques». Ces marqueurs renvoient à une Afrique fantasmée, réduite à la misère, au manque d'hygiène, à l'analphabétisme (les thématiques de chacune des trilogies), ainsi qu'à la passivité : l'amélioration en trois moments (des buissons aux toilettes par exemple), symbolisé par les générations, se voyait attribuée à l'action d'Helvetas, et de sa communauté de donateurs, ce « nous » solidaire que passants se voyaient invités à rejoindre.

Qui regarde ?

Que peut-on savoir de ces passantes et passants, dont le regard était sollicité? Les affiches les positionnent comme des gens « d'ici », en opposition à « ceux de là-bas ». En dehors de toute contextualisation autre que l'apparence des personnes représentées, ce « là-bas » est celui de gens à la peau noire. Par contraste, « nous, ici » sommes donc implicitement blancs, capables d'action, solidaires, et jouissons d'une situation privilégiée. Amalgamés, ces attributs deviennent synonymes les uns des autres, ce qui exclut de cette communauté imaginée et valorisée certains groupes, et notamment des Suisses, ici, et non Blancs.

Bureaucratiser l'appartenance

Mes recherches ont montré que l'administration publique peut remplir une fonction similaire d'entrepreneuse de morale en excluant certains groupes sociaux de la légitime appartenance helvétique (Lavanchy 2013 ; 2014). A l'état civil, la lutte contre des mariages abusifs est en lien direct avec les autorisations de séjour, et donc dirigée contre des non Suisses. Elle exclut cependant certaines catégories de Suisses. Par exemple, un employé m'a commenté le dossier d'un couple composé d'une Suisseuse et d'un Africain (la nationalité de ce dernier ne m'a pas été précisée) de la manière suivante : « celle-là, c'est la deuxième fois qu'elle veut épouser un Africain. Elle a déjà divorcé une fois d'un Africain. Mais si elle les aime tellement, pourquoi ne va-t-elle pas là-bas ? ».

Cette citation montre qu'à l'instar de ce qui se passe dans l'espace public, les « Africains » n'appartiennent pas légitimement à un « ici Suisse et blanc ». Mais elle rend aussi manifeste que l'exclusion s'étend à certaines catégories de Suisses, par exemple à qui les fréquente intimement, qui feraient mieux d'aller « là-bas ». Les dispositions liées aux autorisations de séjour touchent donc aussi des Suisses, et surtout des Suisseuses, qui voient leurs droits affectés par des articles de la LEtr ou de la LAsi.

La dichotomie entre les nationaux et les autres – soumis à des dispositifs légaux spécifiques qui restreignent certains droits – se voit questionnée, les frontières de l'appartenance nationale et des droits y afférant (liberté de choix pour se marier ou conclure un partenariat, en l'occurrence). Le constat qui montre que les Suisses sont aussi affectés par les lois pour les non-nationaux se retrouve dans le travail de Mukiza et Ryser (en préparation). Elles s'intéressent aux pères sans statut légal d'enfants suisses, ayant obtenu la nationalité de leur mère. En interrogeant des fonctionnaires actifs dans les milieux de la petite enfance et dans les milieux scolaires, elles posent l'hypothèse que ce type de paternité se voit affecté par l'asymétrie statutaire des différents membres de la famille, et donc que des enfants légitimement suisses voient leur vie

Konstrukteure von Zugehörigkeit und Ausgeschlossensein

Zugehörigkeit ist eng mit dem Konzept der kollektiven Identität verknüpft. Die Frage, wer sich wo zugehörig fühlt, hat immer auch mit der Definition dessen zu tun, wer nicht dazu gehört. Das Bedürfnis, zu einer Gemeinschaft zu gehören, ist eine anthropologische Konstante. Dabei spielt weniger eine Rolle, was Mitglieder einer Gesellschaft als Gemeinsamkeit definieren, sondern wie sie sich gegenüber «den andern» abgrenzen. Diese Abgrenzung ist in der Regel mit negativen Attributen behaftet – es gibt aber auch Beispiele, wo dies nicht der Fall ist.

In der Schweiz gibt es seit einigen Jahrzehnten eine Debatte darüber, was denn als «schweizerisch» zu bezeichnen ist. Nicht zuletzt löste der Satz des Künstlers Ben «La Suisse n'existe pas» eine breit geführte Diskussion zu dieser Frage aus. Die Autorin zeigt auf, dass die Debatte rund um die Definition «schweizerischer Eigenart» auch von «moralischen Instanzen» beeinflusst wird. Anhand des Redens über «die andern» bei Eheschliessungen zwischen Schweizerinnen und «Afrikanern» zeigt sie auf, wie in Zivilstandesämtern Einschluss und Ausschluss auf Behördenebene «produziert» werden.

quotidienne profondément marquée par les dispositifs légaux en apparence exclusivement destinés à des non-nationaux.

En Suisse, les frontières de l'appartenance, symbolique ou légale, sont contrôlées par des entrepreneurs de morale dont le travail de légitimation du « nous » exclut certaines catégories de la population. L'appartenance à un « nous » symbolique défini par son bien-être, sa capacité d'action et son ethos solidaire exclut implicitement des couleurs de peau autre que blanche. L'appartenance légale à la communauté des nationaux ne garantit pas la permanence des droits qui sont pourtant associés à la nationalité suisse, notamment dans le libre choix d'un conjoint et dans la garantie d'une vie familiale dans laquelle les deux parents peuvent s'impliquer.

Bibliographie

- Barth, Fredrik**, 1995, Les groupes ethniques et leurs frontières, dans Poutignat, P. et J. Streiff-Fenart, *Théories de l'ethnicité*. Paris: PUF: 203-249.
- Becker, Howard S.**, 1973, *Outsiders: Studies in the Sociology of Deviance*. New York: The Free Press, 147-153.
- Bocara, Guillaume**, 1995, Guerre et ethnogenèse Mapuche dans le Chili colonial. *L'invention du soi*. Paris: L'Harmattan.
- Lavanchy, Anne**, 2013, L'amour aux services de l'état civil. Régulations institutionnelles de l'intimité et fabrique de la ressemblance nationale en Suisse. In: *Migrations Sociétés* 150: 61-77.
- Lavanchy, Anne**, 2014, Die Gefühlswelt des Gesetzes: die heikle Umsetzung von eherechtlichen Vorschriften im Zivilstandsamt. Dans *FAMPRA*, 1 (2014): 92-117.
- Mukiza, Clélie et Alexia Ryser**, (en préparation), Père sans statut légal: quels droits? Vécus d'une asymétrie statutaire (travail de bachelor, HETS, Genève).
- Roost Vischer, Lilo**, 2008, Religiosität und Geschlechternormen. Tradition oder Neo-Traditionalisierung? *terra cognita* 13: 82-86.
- Skenderovic, Damir et Christina Späti**, 2008, Sprache als Identitätsmerkmal, Identitätspolitik in der vielsprachigen Schweiz. *terra cognita* 13: 32-36.
- Wicker, Hans Rudolf**, 2008, Nationalität, Ethnizität und andere Konstruktionen. Imaginierte Gemeinschaften. *terra cognita* 13: 14-18.

Anne Lavanchy est anthropologue, professeure-chercheure à la HES-SO Genève depuis 2014 et chercheure associée à l'Université de Neuchâtel. Ses recherches portent notamment sur les formes structurelles des discriminations (racisme et sexisme), et l'interculturalité.



Emine

Heimat – eine Grenzerfahrung.

Was heisst Heimat? Womit verknüpfen Menschen in der Schweiz Zugehörigkeit? Das Stapferhaus Lenzburg hat über 1000 Personen dazu befragt. Die Ergebnisse zur Heimat-Befragung: Für die meisten Befragten bedeuten Menschen, Traditionen und Landschaften Heimat. Und: Der Heimatbegriff bezieht sich längst nicht mehr nur auf einen Ort oder ein Kollektiv, sondern ist vielmehr sozial, kulturell und individuell bedingt.

Hören, riechen oder schmecken? Welcher dieser Sinne vermag bei uns ein Gefühl von Heimat auszulösen? Tausend Personen aus der deutsch- und französischsprachigen Schweiz haben an der Chilbi-Tournee des Stapferhauses einen Fragebogen zum Thema Heimat ausgefüllt. Daraus entstanden ist eine mentale Landkarte der Heimatgefühle und -begriffe in der Schweiz. Woran machen die Bewohner und Bewohnerinnen dieses Landes Heimat fest? Wovon sehen sie diese bedroht? Aber auch: Mit welchen Sinnen wird sie erlebt? Die Antwort auf die Eingangsfrage lautet: Es ist der Geruchssinn. Während Geräusche nur bei 30 Prozent Heimatgefühle auszulösen vermögen, werden Gerüche von zwei Dritteln der Menschen mit Heimat verbunden. Es mag sich dabei um den Geruch eines Sommerregens, um den Duft von Heu oder eines geliebten Menschen handeln – das Spezielle an Gerüchen ist, dass sie vom Bewusstsein unkontrolliert direkt in die tiefsten Schichten des Gehirns gelangen. Einige sind dort seit frühester Kindheit verankert. Vertraute Gerüche vermögen Heimatgefühle zu wecken, weil sie direkt mit Emotionen und Erinnerungen verbunden sind. Genau diese Verbindung ist die mentale Basis des Heimatgefühls.

Konkret festgemacht wird Heimat vor allem an drei Sphären: Jeweils über 90 Prozent der Befragten finden in «Menschen», «Landschaften» oder «Traditionen» ihre Heimat. Dies zeigt, dass der Heimatbegriff längst nicht mehr auf Orte oder Regionen beschränkt ist, sondern auch soziale

und kulturelle Komponenten besitzt. Auffällig ist dabei, dass nicht kollektive Bezüge im Vordergrund stehen, sondern vielmehr individuelle beziehungsweise familiäre. So wird Heimat weniger durch religiöse Traditionen als durch Familienrituale wie das gemeinsame Essen oder die Ferien produziert. Und es sind nicht Vereinskollegen, sondern Freunde und Familienmitglieder, die am ehesten Heimat schaffen können.

Die Schweiz noch vor dem Kanton, der Stadt und dem Dorf

Bedeutungslos ist das kollektive Element jedoch nicht. Rund zwei Drittel der Befragten verbinden Heimat mit einem Ort auf der Landkarte. Dies zeigt sich bei der Frage nach dem Raumbezug von Heimat. Zwar spielt auch hier das Private eine relativ wichtige Rolle. Für etwas mehr als ein Drittel der Befragten, die Heimat mit einem Ort verbinden, ist Heimat die eigene Wohnung oder das Elternhaus. Am häufigsten wird jedoch mit 50 Prozent Nennungen die «Schweiz» als Bezugsrahmen von Heimat als Ort gesehen. Das Nationale sticht dabei gegenüber allen anderen politischen Ebenen heraus. Nur gerade sieben Prozent nennen «Europa» ihre Heimat. Angesichts der politischen Grosswetterlage vermag dies nicht wirklich zu erstaunen. Erstaunlicher ist, dass in der Schweiz mit ihrer föderalen Tradition der «Kanton» nur gerade elf Prozent Nennungen erfährt und damit nicht viel mehr Identität zu schaffen vermag als Europa. Das eigene «Dorf» oder die eigene «Stadt» kommen zwar auf 38 Prozent, liegen damit dennoch deutlich hinter der nationalen Ebene zurück.

Die Auswertung der Heimat-Befragung macht deutlich, dass neben den individualisierten und familiären Bereichen die Nation «Schweiz» als einziges starkes kollektives Bezugssystem für Heimat übriggeblieben ist. Dies ist nicht Ausdruck eines übersteigerten Nationalismus, sondern vielmehr eine Folge der Erosion der Bindungskraft anderer kollektiver Bezugssysteme. Nur der Nationalstaat scheint heute dem Individualismus und dem Rückzug ins Private noch gewachsen zu sein. Doch auch dieser ist von einer Bedeutungserosion nicht gefeit. Zumindest zeigen die Zahlen, dass die Schweiz als Heimat bei den älteren Befragten eine weit stärkere Rolle

spielt als bei den jüngeren. Für 70 Prozent der über 55-Jährigen ist die Schweiz der Bezugsraum für Heimat, bei den unter 46-Jährigen liegt der entsprechende Wert gerade noch bei 40 Prozent.

So vielfältig wie die Vorstellungen von Heimat sind, so vielfältig sind auch die wahrgenommenen Bedrohungen für diese. Wenn es um die Bedrohung der Heimat geht, teilen sich die Befragten in zwei gleich grosse Gruppen. Die eine Hälfte sieht die eigene Heimat als bedroht an, die andere nicht. Besonders häufig sehen über 55-jährige rechtsstehende Menschen mit tiefer Bildung eine Bedrohungslage. Dazu kommen aber auch Personen, die in ihrem Leben mehr als sechs Mal umgezogen sind. Es scheint, als stelle häufiges Umziehen das Gefühl der Verwurzelung in Frage.

Berge als idealtypische Refugien und Trutzburgen

Geht es um die konkreten Bedrohungen, so schwingt das Thema «Naturzerstörung» (35%) oben aus, gefolgt vom gleichgelagerten Thema «Überbauungen» (28%). Erst dann folgen die «fremden Kulturen» (27%). Es erstaunt nicht, dass dabei insbesondere politisch rechts positionierte Personen in fremden Kulturen eine Gefahr sehen. Dies gilt auch für den «Islam» und «Terrorismus». Interessant ist jedoch, dass diese trotz grosser medialer Präsenz insgesamt von weniger als einem Zehntel als heimatbedrohend wahrgenommen werden. Das politische Gegenstück dazu bilden «Nationalismus» und «Kapitalismus», die von ähnlich wenigen als bedrohlich wahrgenommen werden – aber eben vor allem von Linksstehenden.

Auch die am stärksten verbreitete Furcht vor «Naturzerstörung» ist politisch nicht komplett neutral. 44 Prozent der Personen, die links oder in der Mitte stehen, teilen diese. Bei den Rechtsstehenden sind es jedoch auch immerhin 32 Prozent. Tatsächlich scheint die Natur in der Schweiz so etwas wie die grosse Heimatklammer zu sein. Dies zeigt besonders eindrucksvoll die Auswertung der «Landschaften», welche die Menschen mit Heimat verbinden. Mit klarem Abstand führen hier nämlich die «Berge» (60%) vor den «Seen»

(45%), den «Wiesen und Feldern» (42%) sowie den «Wäldern» (35%). Erst dann folgen mit 29 respektive 27 Prozent die «Dörfer» und «Städte». Selbst bei Städterinnen und Städtern wecken Berge eher Heimatgefühle als der städtische Raum. Ob vermittelt durch den Geruch frischer Bergluft oder nicht, die Berge als idealtypische Refugien und Trutzburgen scheinen sich in diesem Land in den tiefsten Schichten des Bewusstseins als wichtigster Bezugsraum der Heimat verankert zu haben.

Methodisches

Der Heimat-Fragebogen wurde im Rahmen der Chilbi-Tour des Stapferhauses von tausend Personen ausgefüllt. Aufgrund dieser speziellen Selektion der Teilnehmenden ist die erhobene Stichprobe nicht repräsentativ für die Bevölkerung der Schweiz. Dennoch ist die Zusammensetzung der Befragten in soziodemographischer Hinsicht bemerkenswert ausgeglichen. Übervertreten sind vor allem die Jüngeren, Frauen und Personen mit einer höheren Bildung. Um Aussagen für die Bevölkerung der Schweiz insgesamt zu machen, wurden Geschlecht und Alter proportional zur realen Bevölkerungszusammensetzung gewichtet. Das heisst, dass die gegenüber der Gesamtbevölkerung untervertretenen Gruppen in der Auswertung stärker berücksichtigt wurden als die übervertretenen. Statistische Gewichtungsmethoden sind heute auch in der Wahlforschung üblich. Sie ergeben eine mit klassischen Telefoninterviews vergleichbare Repräsentativität.

Literatur

Stapferhaus Lenzburg (Hg.), 2017, Heimat. Eine Grenzerfahrung. Zürich: NZZ libro.

«HEIMAT. Eine Grenzerfahrung»

**Ausstellung im Staperhaus Lenzburg
vom 11. März 2017 bis 25. März 2018**

Viel wird in diesen Tagen über Heimat geredet. Über verlorene Heimat, über neue Heimat und über eine Heimat, die vielleicht nicht mehr ist, was sie einmal war. Aber was ist Heimat? Ein Ort oder ein Gefühl? Eine Nation oder eine Kindheitserinnerung? Und welche Heimat wollen wir?

Das Staperhaus lädt zu einer Entdeckungsreise ein: Von der ersten Heimat bis in die Weiten des Weltraums. Dazwischen können Angst, Sehnsucht und Zuversicht erfahren werden. Man wagt das Risiko und ist doch in Sicherheit. Auf einer Riesenrad-Fahrt begegnet man Vorurteilen und im Spiegelgarten sich selbst. Es gibt Einblicke in eine fremde Heimat, und man macht sich auf die Suche nach seiner ganz persönlichen, wobei man auf die grossen Heimat-Fragen unserer Zeit stösst.

«HEIMAT.* Sur les fils des frontières»

**Exposition à la Staperhaus Lenzburg
du 11 mars 2017 au 25 mars 2018**

La Staperhaus Lenzburg invite à un voyage exploratoire à la découverte de ce qui permet de se sentir chez soi. Le parcours est aventureux, interactif et amusant, menant de nos frontières intérieures à des frontières extérieures. Nous découvrons de nouvelles facettes de nous-mêmes et voyons le monde différemment.

* Sans équivalent en français, le concept allemand « Heimat » renvoie – brièvement dit – au fait de se sentir chez-soi.

Heimat – sur les fils des frontières

A l'occasion des fêtes foraines, la Staperhaus a interrogé mille personnes de Suisse germanophone et francophone sur le thème de la patrie, sur la notion d'être chez-soi. A partir des résultats, l'on a pu établir une carte de Suisse « mentale » selon les notions de patrie et les sentiments suscités par ce sujet. A quoi les habitants de ce pays rattachent-ils la patrie ? Selon eux, quelles sont les menaces qui pèsent sur elle ?

Concrètement, la notion d'être chez-soi est rattachée à trois éléments. En effet, pour plus de 90 pourcent des personnes interrogées, ce sont « des personnes », « des paysages » ou « des traditions ». Cela montre que cette notion ne se limite plus du tout aux lieux ou aux régions, mais qu'elle possède des composantes sociales et culturelles. Il est frappant de constater que ce sont les rapports individuels ou familiaux qui sont mis en avant et non les rapports collectifs. Ainsi, le sentiment d'être chez-soi est plutôt porté par des rituels familiaux, comme les repas en commun ou les vacances, que par des traditions religieuses. Et ce ne sont pas des collègues ou des camarades les plus susceptibles de créer le sentiment de patrie, mais les amis et les membres de la famille.

Michael Hermann ist Politgeograf und Leiter des Forschungsinstituts sotomo. Zuletzt erschienen ist von ihm die Essaysammlung «Was die Schweiz zusammenhält».



Lars

Der Duft der Geborgenheit.

Vieles, das einem lieb ist, lässt sich aus der Heimat mitnehmen, wenn man in ein fremdes Land einwandert oder dort Zuflucht sucht. Fotos von Angehörigen, Bilder heimatlicher Landschaften, Musik auf Tonträgern, Schmuckstücke, die man vielleicht von den Eltern oder Grosseltern erhalten hat. Was sich allerdings nicht mitnehmen lässt, sind Düfte. Sie lassen sich (bisläng jedenfalls) nicht auf einem Medium festhalten. Dabei spielen Gerüche eine wichtige Rolle, wenn man sich an Heimat erinnert.

Wer wiederholt an einen Ort reist, sei es nun in sein eigenes Herkunftsland oder auch nur an eine Destination, die einem wichtig oder lieb ist, mag sich erinnern: Die Gerüche, die einem bereits beim Aussteigen aus dem Zug oder aus dem Flugzeug entgegenwehen, wecken unwillkürlich ein Wiedererkennen, ein Gefühl der Vertrautheit. Das müssen nicht nur angenehme Gerüche sein wie beispielsweise eine frische Meeresbrise, der Duft von gebratenem Fleisch oder von frischem Brot. Auch Gerüche von Abfall, von verrottetem Fisch oder überreifen Früchten, von dem Duft eben, der in der Luft liegt, können jenes Gefühl wecken, wieder «angekommen» zu sein.

Wie riecht Heimat?

Der Biologe und Mediziner Hanns Hatt, der seit vielen Jahren zu Geruch forscht, erklärt die Verbindung von Düften mit Heimatgefühlen mit der Tatsache, dass die Nase rund eine Million unterschiedlicher Gerüche wahrnehmen kann und diese jeweils mit Emotionen paart. Im Gegensatz zum Geschmackssinn, der nur gerade einmal fünf verschiedene Geschmacksrichtungen unterscheidet, ist die Zunge damit eher armselig ausgestattet. Dafür spielt die Nase eine umso wichtigere Rolle.

Die Nase sendet ihre Informationen über den Riechkolben ins Gedächtniszentrum und ins Emotionszentrum. Fühlt

man sich im Moment, in dem man einen Duft wahrnimmt, zufrieden und geborgen, so löst dieser Duft auch beim späteren Riechen Zufriedenheit und Geborgenheit aus. Bei der Mehrheit der Menschen findet diese Form der «Abspeicherung» von als angenehm empfundenen Düften in der Kindheit statt, als man sich aufgehoben fühlte: So vermittelt der Duft des Sonntagsbratens von Grossmutter oder das Parfüm von Mamas Haarspray, der Geruch des Kuhstalls, wo man in den Ferien frische Milch holte, oder die Ausdünstungen von Benzin an der Tankstelle, wo man mit dem Vater das Auto volltankte, Wohlbefinden. Heimat eben. Wenn solche Düfte später wieder auftauchen, kommt ein Gefühl der Vertrautheit auf.

Heimatliche Gerüche in der Fremde aufleben lassen

Da das Gehirn Erfahrungen im Verbund mit Düften fast zehn Mal länger abspeichert als Bilder, kommt dem Riechen – so Hanns Hatt – eine grosse Bedeutung für emotionale Zustände zu. Gerüche und Düfte, die man in jungen Jahren wahrgenommen hat, kann man bis ins hohe Alter bewahren. Man trägt sie als Erinnerungsstücke mit, bis sie wieder gerochen werden können. Wer sich längere Zeit in einem fremden Umfeld aufhält, wird – so kann man folgern – seltener in den Genuss solch sinnlichen Wohlgefühls kommen, da entsprechende Gerüche fehlen. Nicht von ungefähr spielt deshalb das Zubereiten heimatlicher Speisen eine so zentrale Rolle: primär jedoch nicht wegen des Geschmacks, sondern wegen der Aromen, die dabei in die Nase steigen.

Viele Projekte im Integrationsbereich, die sich mit kulinarischen Themen befassen, nehmen (unbewusst?) auf diese Zusammenhänge Bezug. Das letztjährige Secondo-Theaterfestival etwa liess in einer «Bäckerei der Kulturen» täglich den «Duft von Brot» erzeugen: von Hirsefladen, Tortillas, Naanbrot und vielen anderen mehr. Und wenn an Festen der Vielfalt gekocht wird, geht es nicht nur um schmackhafte Speisen, sondern um die Düfte, zwischen denen man sich bewegt.

Grosser Beliebtheit erfreuen sich denn auch Kochbücher, die Rezepte von Migrantinnen und Migranten zusammenstellen.

Der Verein Solinetz in Zürich beispielsweise lancierte vor kurzem ein Kochbuch-Projekt. Gemeinsam mit Flüchtlingen realisierte der Verein das Buch «Heimat im Kochtopf», das nicht nur in «migrationsaffinen» Kreisen auf grosses Interesse stiess. So schrieb die Rezensentin der «Schweiz am Sonntag»: «Shelay Fassolia, Mluchia, Kabeli palau – das klingt in unseren Ohren alles ziemlich fremd. Aber wie köstlich das riecht, schon allein, wenn man die Rezepte liest!»

Gerüche und Düfte, die an Heimat erinnern

Eine kleine Umfrage bei Menschen mit und ohne Migrationsgeschichte zur Frage, welchen Duft sie mit Heimat verknüpfen, förderte eine breite Palette unterschiedlichster Gerüche zu Tage.

Die grosse Mehrheit nannte Gerüche, die mit (traditionellem) Essen verknüpft sind:

- Der Duft eines langsam köchelnden Tomatensugos, der sich im ganzen Haus meiner Grossmutter ausbreitete.
- Der Duft des Essens meiner (sri-lankischen) Mutter; das berührt mich, und ich fühle mich sofort daheim.
- Der Duft von Bratwurst mit Rösti, der mir im Ausland wehmütig in der Nase liegt.
- Der Duft von frisch gebackenem Bauernbrot (der ist in Franken allgegenwärtig) und sonntags Bratensosse.
- Der Duft des von der Bäckerei Dorizzi in Poschiavo gebackenen «panin» (Semmeli), worauf ein bisschen Ei gepinselt war. Diesen Duft roch man von der Piazza aus einer Entfernung von fünfzig Metern, und wir Kinder wussten: Aha, der Dorizzi «l'ha sfurnù i panin» (er hat soeben neue Semmeli gebacken). Die Schule war nebenan, und so haben Dutzende von Kindern zuerst fünf, später zehn Rappen von den Eltern erhalten, um ein panin zu kaufen. Der wunderbare Geruch des panin da Dorizzi ist in den 1990er-Jahren mit der Schliessung der Bäckerei für alle Ewigkeit verschwunden, aber nicht im Gehirn.
- Der Duft, der beim Grillieren von Pfefferschoten entsteht: Ich erinnere mich dann an die glücklichen Momente im Kreis meiner Familie, als meine Mutter für uns Kinder Salate aus gegrilltem Gemüse, die auf einem

Lehmstövchen auf Holzkohle gebraten wurden, zubereitete.

Gerüche und Düfte aus der Natur wecken für eine zweite Gruppe der Befragten Heimatgefühle:

- Das Parfum der Mimosen im Frühjahr und das Aroma von Holzfeuer im Winter.
- Mit Duft der Heimat verbinde ich den Geruch von Gras und Heu, Lindenblüten und Seeluft.
- Frisch geschnittene Wiese...
- Der Duft von Pinien, der sich mit Meeresbrise vermischt und der Geruch von nasser Erde nach einem Sommerregen in der Toscana.
- Alpenluft (verbinde ich mit meinem Grosi in den Bergen) und Kuhdreck (ich bin neben einem Bauernhof aufgewachsen)!
- Bei «uns» roch es immer nach Odel (Gülle), da es so viele bewirtschaftete Felder gab. Irgendein Bauer hat da immer geodelt (gedüngt).
- Heimat bedeutet für mich frische Bergluft und würziger Waldduft im Frühjahr.

Bei einer dritten Gruppe ist es eher Gestank oder ein Gemisch aus verschiedensten Gerüchen, die in ihrer Kombination an bestimmte Orte der Heimat – aber nicht nur! – erinnern:

- Duft der Kindheit, Gestank auch. Beides vermischt. Geräuchertes Schweinefleisch, Kohl, Tante Neda, Onkel Ante, Prgomet, Kölnisch-Wasser auf Vaters Hals. Wir geben in der Familie immer nur ein Stichwort und wir wissen, das ist der Duft, Geruch von «dort». Es beschreiben zu wollen, zielt ins Ungenaue. Die Schweiz assoziiere ich mit dem Geruch des Kantonsspitals, von Fussballschuhen, des Käseladens und mit dem Parfüm Isphan.
- Der Duft nach «lejía» (Javelwasser), der objektiv ja nicht gut riecht, aber in jedem Hauseingang in Spanien wahrgenommen werden kann. Bei meiner Grossmutter roch es oft auch so. Ich liebe den Geruch, obwohl ich ihn nicht mag.
- Die Vielfalt der Düfte macht die Würze des Lebens, einerseits die Düfte meiner eigenen Heimat (Käse, Schokolade... sie alle duften unverkennbar), andererseits die

L'odeur du pays

Lorsqu'on immigré dans un pays étranger, il y a nombre de choses aimées de son pays que l'on peut emporter avec soi. Des photos de famille ou des paysages du pays, de la musique sur des supports sonores, des souvenirs qui ont peut-être été offerts par les parents ou les grands-parents. Mais ce que l'on ne peut pas emporter, ce sont les senteurs. Jusqu'à présent, elles ne se laissent pas capturer sur un support. Alors que les odeurs jouent un rôle important lorsqu'on se souvient de son pays.

Quand on interroge les gens, qu'ils soient issus de la migration ou non, à propos des parfums qu'ils identifient à leur pays, la plupart évoquent des odeurs de plats (traditionnels) ou des fragrances associées à la nature. Mais, pour certains, les odeurs agréables ne sont pas les seules à jouer un rôle, les odeurs désagréables comptent aussi: « Le parfum de l'enfance, la puanteur aussi. Ils s'entremêlent. L'odeur de la viande de porc fumée, le chou, tante Neda, oncle Ante, le village de Prgomet, l'eau de cologne sur le cou du père. Dans la famille, il suffit de nommer un mot clé et nous savons immédiatement à quel parfum, à quelle odeur de là-bas il se rapporte. Vouloir le décrire tend à l'imprécision ».

Düfte von Gewürzen aus fremden Ländern. Der Mix macht es aus.

- Eine leicht schwüle Luft und eine bestimmte Form von Abgasgestank erinnern mich an die Türkei, insbesondere an Istanbul. Im Gegenzug fühlt sich die im Spätherbst / Anfang Winter einsetzende, leicht schneidend frische Luft sehr nach Heimat Schweiz an. Ebenso ist in meiner Wahrnehmung der Duft der Wiese typisch für die Schweiz wie auch der Geruch von Erde und Bäumen. Wiederum an die Türkei erinnert mich die Meeresluft; wenn alle Kleider nach einem Strandaufenthalt nach Salzwasser riechen.

Fazit: Orte der Verbundenheit riechen einfach wunderbar gut oder wunderbar abscheulich. Aber nie fade. Und: Die manchmal etwas belächelten Feste der Kulturen, an denen gekocht wird, tragen für Zugewanderte vielleicht doch mehr zum Wohlbefinden in einer fremden Gesellschaft bei, als man gemeinhin vermuten würde. Was letztlich wieder dem Integrationsprozess zugutekommt.

Literatur

Bogner, Manuel, 2016, Warum uns Gerüche an unsere Heimat erinnern. <http://ze.tt/warum-die-heimat-so-gut-riecht/aufgerufen-am-18-dezember-2016>

Hatt, Hanns, Dee, Regine, 2012, Das kleine Buch vom Riechen und Schmecken. München: Knaus Verlag.

Vitali, Séverine, Markus, Ursula, 2015, Heimat im Kochtopf. Rezepte von Flüchtlingen aus aller Welt. Zürich: Rotpunktverlag.

Simone Prodolliet ist Ethnologin und Geschäftsführerin der Eidgenössischen Migrationskommission EKM.



Nicolas

Zwei Seelen in der Brust.

Bis in die Mitte des 20. Jahrhunderts wurde die doppelte Staatsbürgerschaft sowohl im internationalen Recht als auch von den meisten Staaten bekämpft. Die Loyalität der Staatsangehörigen gegenüber dem Staat, dem sie zugehörten, wurde als absolut und unteilbar betrachtet. Ein Blick in den Alltag zeigt jedoch, dass Personen mit doppelter Staatszugehörigkeit nicht in einem ständigen Dilemma stecken. Vielmehr nutzen sie die Möglichkeiten der Doppelbürgerschaft situativ. Heimat ist für sie längst nicht mehr an einen Ort gebunden.

Als Andrea bei einem Aufenthalt in Ecuador Christoph kennenlernte, änderte dies ihr Leben. Schnell war ihr klar, dass sie mit ihm eine Familie gründen wollte. Andrea – deutsche Staatsangehörige – und Christoph – Schweizer Bürger – heirateten 1991 in Olten. «Mit der Heirat wurde ich automatisch Schweizer Bürgerin», erzählt Andrea. Weil sie nicht auf ihre deutsche Staatsbürgerschaft verzichtete, war sie fortan deutsch-schweizerische Doppelbürgerin und dies, obwohl Deutschland die Doppelbürgerschaft durch Einbürgerung erst 2007 erlaubte. Auch Andreas Kinder waren Doppelbürger und – da die EU 1992 mit dem Vertrag von Maastricht die Unionsbürgerschaft eingeführt hatte – waren sie gleichzeitig auch Bürger der europäischen Union.

Erikas Vater – ein österreichischer Staatsangehöriger – war in den 1960er-Jahren aus der Steiermark in die Schweiz emigriert. Er hatte einen österreichischen Pass, Erikas Mutter war Schweizer Bürgerin. Da weder die Schweiz noch Österreich Doppelbürger akzeptierten, und Erikas Mutter bei der Heirat das Schweizer Bürgerrecht beibehalten wollte, gehörten Erikas Eltern unterschiedlichen Staaten an. 1964 kam Erika in Luzern zur Welt. Mit der Geburt wurde sie Österreicherin. 1978 wurde das Schweizer Bürgerrechtsgesetz revidiert: Fortan sollten Kinder aus sogenannten Mischehen das Schweizer Bürgerrecht der Mutter bei Geburt erwerben, so-

fern die Familie in der Schweiz ansässig war. Das Gesetz sah zudem eine Übergangsregelung vor. Diese ermöglichte es der vierzehnjährigen Erika, innert Jahresfrist das Bürgerrecht der Mutter zu beantragen. «Es war nie meine Art gewesen aufzubegehren, doch als meine Mutter mir eröffnete, dass ich Schweizer Bürgerin werden sollte, war ich irritiert.» Die Mutter erledigte die nötigen Formalitäten und schon bald erhielt die Familie ein Schreiben, dass Erika jetzt Schweizer Bürgerin sei. Damit verlor sie die österreichische Staatsbürgerschaft.

Johanna verbrachte ihre Kindheit in Ulrichen. Als Johanna zwölf Jahre alt war, entschieden ihre Eltern, dass sie in einem katholischen Mädchenpensionat besser aufgehoben sei. Nach dem Abschluss wurde Johanna nach Freiburg in die Handelsschule geschickt. Dort lernte sie Franco kennen. Er war in Triest aufgewachsen und hatte gerade seine Ausbildung abgeschlossen. Um Geld zu verdienen, nahm er in der Schweiz eine Stelle an. Johanna und Franco waren sich auf Anhieb sympathisch. 1976 heiratete das Paar. Johanna hätte die italienische Staatsbürgerschaft erhalten, hätte sie bei der Heirat nicht darauf bestanden, das Schweizer Bürgerrecht beizubehalten. Bald darauf fand Franco in Italien eine Stelle. Kurz nach dem Umzug kam Paolo als Italiener zur Welt. Carla wurde 1986 geboren: Sie war bei Geburt schweizerisch-italienische Doppelbürgerin. Grund für Carlas doppelte Staatsangehörigkeit war die Gleichstellung der Schweizerinnen und Schweizer im Bürgerrecht: Ab 1985 waren auch Kinder von Schweizer Müttern bei Geburt automatisch Schweizer Bürger. «Dank einer Übergangsregelung konnte ich das Schweizer Bürgerrecht nachträglich auch für Paolo erwirken», sagt Johanna.

Der Nutzen

1995 liessen sich Johanna und Franco scheiden. Johanna beschloss, mit Paolo und Carla in die Schweiz zurückzukehren. «Was hätte ich tun sollen? Ich musste arbeiten, musste für mich und meine Kinder sorgen. In der Schweiz war es für mich einfacher, eine Stelle zu finden». Paolo hatte die obligatorische Schulpflicht in Italien abgeschlossen. 1995 erhielt er das Aushebungsaufgebot und trat wenig später in die Schwei-

zer Armee ein. Carla beendete die Sekundarschule und fand eine Lehrstelle als Kauffrau.

Erikas Vater ist längst pensioniert. Tagsüber sitzt er jetzt gerne in seinem Arbeitszimmer und repariert Uhrwerke. Zwar weiss er nach all den Jahren, wie die Schweizer ticken, einbürgern lassen wollte er sich jedoch nie. Wozu hätte er auch ein so aufwändiges und kostspieliges Verfahren auf sich nehmen sollen? Als Bäcker war er nachts tätig. Am Tag, wenn andere arbeiteten, verbrachte er Zeit mit der Familie. Für Politik hat er sich nie interessiert. An Abstimmungssonntagen pilgerte die Familie nicht zum Gemeindehaus, denn auch seine Frau durfte bis 1971 nicht abstimmen. Nach Abschluss der Sekundarschule absolvierte Erika bei einer jüdischen Familie, die aus Schweden stammte, das Haushaltslehrjahr. «Kulturell war das für mich eine neue Welt», sagt Erika. Nach mehreren Praktika fand sie schliesslich eine Lehrstelle als Kleinkindererzieherin. «Ich mag meinen Beruf. Die Kinder und ihre Eltern kommen aus der ganzen Welt. Der Kontakt zu ihnen ist für mich bereichernd.» Erika unternimmt nur selten grosse Reisen, ihre Leidenschaft gilt dem Garten: Ein vielfältiger Kosmos im Kleinen.

Andrea ist berufstätig. Als Flugbegleiterin fliegt sie von Frankfurt aus rund um die Welt. Zurück in der Schweiz engagiert sie sich in Vereinen und nimmt am politischen Leben teil. «Ich hätte mir nicht vorstellen können, in einem Land zu leben, ohne ein vollwertiges Mitglied zu sein, mit allen Rechten und Pflichten. Schon bald nach der Heirat konnte ich an einer eidgenössischen Abstimmung teilnehmen.» Bei der Arbeit hat Andrea immer den deutschen Pass dabei. «Bis 2008 war das Reisen mit einem Schweizer Pass umständlich. Die Schweiz war nicht Teil des Schengen-Raumes. Schweizer Bürger wurden in Europa wie *Drittstaatenangehörige* behandelt.» Als ihr im Frankfurter Flughafen einmal das Handgepäck abhanden kam, war sie dennoch froh, einen zweiten Pass zu haben, mit dem sie vorübergehend zwischen Arbeits- und Wohnort hin und her pendeln konnte.

Paradigmenwechsel

Auch wenn die doppelte Staatsbürgerschaft von den Staaten lange Zeit bekämpft wurde, war sie im Alltag verbreitet. Grund dafür war einerseits die steigende Zahl der *binationalen Ehen* und andererseits die *Gleichstellung von Frauen und Männern im Schweizer Bürgerrecht*.

Seit 1978 können Schweizerinnen das Bürgerrecht an ihre Kinder «vererben», vorausgesetzt die Familie lebt zum Zeitpunkt der Geburt in der Schweiz. Wie die Mutter von Erika stellten 40'000 weitere Schweizer Mütter einen Antrag, um das Schweizer Bürgerrecht ihrer Kinder nachträglich anerkennen zu lassen. Doch erst nachdem 1981 der Gleichstellungsartikel in der Bundesverfassung verankert war, kam es zu ernsthaften Bestrebungen, Frauen und Männer im Bürgerrecht gleichzustellen. Seit 1985 erwerben alle Kinder aus bi-

nationalen Ehen das Bürgerrecht ihrer Schweizer Mütter. Während einer dreijährigen Übergangsfrist konnten Kinder, die vorher geboren worden waren, das Schweizer Bürgerrecht nachträglich erwerben. Wie Johanna machten 100'000 Schweizer Mütter von diesem Recht Gebrauch. Ihre Kinder wurden über Nacht zu Doppelbürgern.

Im Hinblick auf die Doppelangehörigkeit erfolgte der eigentliche Paradigmenwechsel jedoch im Jahr 1992: Das Verbot der Doppelbürgerschaft wurde aufgehoben. Damit gehörte die Schweiz für einmal zur europäischen Avantgarde. Seit 1992 werden ausländische Ehefrauen von Schweizern nicht mehr automatisch Schweizerinnen. Wie ausländische Ehemänner von Schweizerinnen können auch sie das Schweizer Bürgerrecht nur noch durch Einbürgerung erlangen.

Doppelbürger zählen

Auslandsschweizer, welche die Staatsbürgerschaft des Wohnsitzlandes erwerben, müssen die zusätzliche Staatsbürgerschaft ihrer Schweizer Vertretung melden. Im Auslandsschweizerregister wird seit 1926 Buch geführt: Mehr als zwei Drittel der registrierten Auslandsschweizer sind doppelte Staatsangehörige.

Als sich Bundesrat Arnold Kohler im Parlament für die Aufhebung des Verbots der doppelten Staatszugehörigkeit stark machte, wusste er nicht genau, wie viele Schweizer Doppelbürger in der Schweiz lebten. Er ging davon aus, dass ihre Zahl aufgrund von *binationalen Ehen* stark gestiegen war. Sein Argument für die Streichung des Verbots bezog sich nicht auf die Schweizer Bürger, die noch ein weiteres Bürgerrecht erworben hatten, sondern vielmehr auf die *Einbürgerung von Ausländern*. Der Verzicht auf die Staatsangehörigkeit der Eltern würde, so Koller, für ausländische Jugendliche ein beträchtliches Einbürgerungshindernis darstellen. Viele von ihnen seien nicht gewillt, einen Teil ihrer Identität abzugeben und würden deshalb von einer Einbürgerung absehen. Die Wirtschaftsverbände forderten deshalb Erleichterungen. Da sich Doppelbürgerschaften ohnehin nicht vermeiden liessen und die Schweiz gelernt habe, mit Doppelbürgerschaften zu leben, sei es an der Zeit, dieses Verbot aufzuheben.

Erstmals wurden Zahlen zu den Schweizer Doppelbürgern in der Volkszählung von 2000 – der letzten statistischen Vollbefragung – erhoben. Damals lebten rund eine halbe Million Schweizer Doppelbürger im Land. Mehr als zwei Drittel der Doppelbürgerschaften betrafen Italien, Deutschland, Frankreich, Grossbritannien, Spanien und Österreich. Etwas mehr als die Hälfte waren Schweizer Staatsangehörige durch Geburt oder Heirat, die andere Hälfte wurde im Zuge der Einbürgerung zu doppelten Staatsangehörigen. In regelmässigen Abständen werden in den Aushebungszentren Rekruten zum Thema *Multikulturelle Schweiz* befragt. Jeder zehnte junge

Deutschschweizer und jeder fünfte junge Westschweizer geben auf dem Fragebogen an, Doppelbürger zu sein.

Eine Zerreißprobe?

Bis in die Mitte des 20. Jahrhunderts wurde die doppelte Staatsbürgerschaft im internationalen Recht und auch von den meisten Staaten bekämpft. Als *Sujets Mixtes* seien doppelte Staatsangehörige per definitionem mehreren Staaten verpflichtet. Damit steckten sie in einer Zwickmühle, denn die Loyalität der Staatsangehörigen gegenüber dem Staat sei absolut und unteilbar. Doppelte Staatsangehörige seien in ihrer Identität einer ständigen Zerreißprobe ausgesetzt.

Obwohl oft behauptet, stecken Doppelbürger nicht in einem ständigen Dilemma. Vielmehr nutzen sie die Möglichkeiten, die sich ihnen durch die Doppelbürgerschaft bieten, situativ. Für Johanna ist klar: «Weil meine Kinder doppelte Staatsangehörige sind, haben sich für sie sowohl in Italien als auch in der Schweiz Perspektiven eröffnet. Als Italiener wäre es für sie schwieriger gewesen, in der Schweiz Fuss zu fassen». Andrea sagt, dass die doppelte Staatszugehörigkeit ihren Alltag abbilde. «In meinem Leben gibt es keinen fixen Lebensmittelpunkt». Auch Erika, die mit vierzehn Jahren die österreichische Staatsbürgerschaft gegen die schweizerische eintauschen musste, sieht es pragmatisch: «Für mich ist Heimat nicht an einen Ort gebunden. Heimat ist für mich dort, wo ich mich geborgen fühle». Laut Duden ist *Heimat* in der Mehrzahl unüblich. Für eine wachsende Zahl von Menschen ist sie aber längst zum Plural mutiert.

Due cuori in petto

Fino alla metà del ventesimo secolo la doppia cittadinanza è stata combattuta sia dal diritto internazionale sia dalla maggior parte degli Stati. La lealtà dei cittadini nei riguardi dello Stato era assoluta e indivisibile. Uno sguardo alla realtà quotidiana mostra che, contrariamente a quanto spesso si pretende, le persone binazionali non vivono un costante dilemma. Semmai, a seconda delle circostanze, sfruttano al meglio le possibilità offerte loro da questa doppia appartenenza. Johanna è chiara al riguardo: «Grazie alla doppia nazionalità, i miei figli hanno prospettive sia in Italia sia in Svizzera. Se fossero soltanto italiani sarebbe stato più difficile per loro costruirsi una vita in Svizzera». Andrea spiega che la doppia cittadinanza riflette la sua realtà quotidiana. «Nella mia vita non c'è un unico centro d'interessi». Anche Erika, che all'età di quattordici anni ha dovuto rinunciare alla nazionalità austriaca a favore di quella svizzera, vede la cosa in maniera pragmatica: «Per me la patria non è legata a un luogo. Patria per me è dove mi sento al sicuro». Il vocabolario considera inusuale declinare al plurale la nozione di patria. Per un numero crescente di persone, invece, la patria è diventata ormai da tempo un concetto plurale.

Pascale Steiner ist wissenschaftliche Mitarbeiterin im Sekretariat der Eidgenössischen Migrationskommission EKM.



Alexandors

Différences identiques.

Guri Ura est un candidat à la naturalisation. Dans son pays d'origine, il se sent autochtone d'ailleurs, et en Suisse, étranger d'ici. Guri Ura veut acquérir la nationalité suisse. Il doit répondre à une série de questions posées par Pierre Pont, Gentiane Rive et Rock Graben, responsables des candidats à la naturalisation. Extrait d'une pièce de théâtre.

Kevin Gashi : Mesdames, Mesdemoiselles, Messieurs, cher public, aujourd'hui, M. Guri Ura candidat à la naturalisation se présente devant vous.

Après la *Star Academy*, le *Loft*, la *Nouvelle Star*, la *Ferme Célébrités*, l'*Île de la tentation* et la *Junior of the Senior Academy*, voici, ce soir à la télé, pour la première fois devant vous : la *Nature Star*. Une émission où Guri Ura va tenter d'être naturalisé et de devenir une Star. Une étoile avec une place dans le ciel helvétique.

Le verdict populaire dans ce domaine n'est pas nouveau, mais que cela se passe à la télé, oui, c'est nouveau. Le verdict du public, votre verdict va décider du sort de notre candidat, unique, dans cette émission : la *Nature Star*.

A la fin de l'émission, vous pouvez voter pour votre candidat préféré :

Si vous êtes d'accord envoyez un SMS et tapez 1.

Si vous n'êtes pas d'accord, envoyez un SMS et tapez 1.

Si vous êtes indécis, envoyez un SMS et tapez 1.

Pour ma part, en tant qu'animateur culturel, médiateur culturel, intermédiaire et intermittent culturel, je reste à votre disposition pour vous influencer dans votre choix.

M. Guri, notre candidat, le vôtre aussi, est né ici, en Suisse. Ses parents sont nés au Kosovo. Guri parle et pense en albanais, mais il pense et il parle aussi en français. Parfois, il lui arrive de parler en albanais et de penser en français et parfois

il pense en français et il parle en albanais. (soupir)... Guri pense beaucoup.

L'été passé, Guri était en vacances au Kosovo. Oui, Guri a décidé de faire un régime pour garder sa silhouette « svelte » et on ne peut que l'encourager. Mais ses tantes, ses oncles, ses cousines, ses cousins et ses amis au Kosovo ne veulent rien entendre : ils lui servent à gogo du fli, du passoul, du pité avec de la viande, du pité avec du fromage, du pité avec de la courge, du pité avec des orties, du pité avec des épinards, du pité avec des poireaux et du pité avec... avec du pité. Vous avez compris, pité c'est une spécialité culinaire et s'écrit :

P. I. T. É. et non P. I. T. T. E. T. C'est comme mon nom Gashi qui s'écrit G. A. S. H. I. et non G. A. accent circonflexe, C. H. I. S. Quel gâchis si on confond gâchis et Gashi ou Pittet et pité.

Mais, comment refuser toutes ces spécialités chargées de beaucoup d'émotions et imprégnées de calories, de beaucoup de calories.

De plus, si Guri mange chez tante Lindita, il doit manger aussi chez tantes Ardita, Mirdita ou Afrodita, chez oncles ... enfin, il doit manger chez tout le monde. Sinon, ils sont nombreux à se vexer s'il mange ailleurs. Tout son régime, tous ses efforts pour ressembler à la sculpture de ses stars préférées des émissions de télé-réalité fondent après ses passages culinaires au Kosovo. « Le pire, dit Guri et je le dis aussi exactement que Guri le dit, c'est qu'à chaque fois que je vais au Kosovo, malgré tout cet accueil et ces excès culinaires, j'ai une de ces envies et nostalgie de la fondue, la raclette, le papet vaudois, la saucisse aux choux et la saucisse au foie ».

Ma foi, Guri au Kosovo se sent autochtone d'ailleurs. En Suisse, Guri se sent étranger d'ici.

Pierre Pont, Guri Ura, Gentiane Rive et Rock Graben sont autour de la table au milieu de l'écran de télévision qui est illuminé alors que la scène autour est sombre.

Pierre Pont lit un texte devant lui : Monsieur, M. Guri Ura ?
Guri Ura : Oui, Gouri Oura.

Pierre Pont : Gouri Oura ou Guri Ura ? Je prononce mal votre prénom ?

Guri Ura : Vous aussi le prononcez juste.

Gentiane Rive, à Rock Graben : Question de prononciation.

Rock Graben, à Gentiane Rive : Certes. Ils se prononcent bien les deux. J'adore la polyphonie des accents différents. À Rio les accents ne laissent pas d'espace à la monotonie monocorde. « Se comprendre, c'est dire la même chose avec des mots à soi », disait mon grand-père.

Gentiane Rive, réagit : Oh, là, ce n'est pas de ton grand-père cette phrase.

Rock Graben : Je n'ai pas dit que c'est lui qui l'a dit le premier, j'ai juste dit que c'est lui qui le disait. C'est de lui que j'entendais cette phrase.

Gentiane Rive : Penser bien et parler mal vaut plus que parler bien et penser mal.

Rock Graben : C'est encore mieux de penser bien et de parler bien.

Pierre Pont, strict : Pour bien faire, revenons à nos chers collègues. Donc, M. Guri Oura, né à Lausanne, originaire du Kosovo.

Guri Ura : Oui, originaire de Kosove, né à Lausanne, grandi en Suisse.

Pierre Pont : Né le 1^{er} janvier.

Guri Ura : Oui. Le jour d'après, le lendemain du 31 décembre. Evidemment.

Rock Graben, à Gentiane Rive : C'est pas évident de demander la date de naissance.

Gentiane Rive, à Rock Graben : C'est encore moins évident de donner sa date de naissance.

Rock Graben : J'aime pas fêter mon anniversaire.

Gentiane Rive : Dire qu'au collège, tu fêtais plusieurs fois par année ton anniversaire.

Rock Graben : Nouvelle fête, nouvelle situation, nouvelle...

Gentiane Rive : Nouvelle nouveauté. Tu as toujours allumé la bougie par les deux mèches.

Rock Graben : Sache que ce n'est pas évident de tenir une bougie qui brûle de deux côtés simultanément.

Gentiane Rive : Oh, le pauvre : « C'est pas évident de tenir la bougie qui brûle de deux côtés » ! Que tu es éclairé, illuminé.

Rock Graben : Je tiens à préciser que tenir une bougie enflammée de deux côtés c'est plus évident et davantage plus lumineux. Je ne tiens à ...

Pierre Pont coupe la parole à Rock Graben et à Gentiane Rive : Tenons-nous plutôt à notre émission. M. Guri Ura, je dois vous poser une série de questions. Je dois remplir toutes les cases, donc il faut répondre à toutes les questions. Répondez librement.

Guri Ura : Difficile de répondre librement devant tous ces gens.

Gentiane Rive : Ne vous inquiétez pas, M. Ura. Le public de notre émission est sympa. Il est habité par de bonnes intentions.

Guri Ura : Je n'en doute pas mais ce n'est pas pour eux que je m'inquiète.

Rock Graben à Gentiane Rive : J'admire les gens qui sont à l'aise lorsqu'ils parlent en public. Mon grand-père était un orateur hors pair.

Gentiane Rive, à Rock Graben : Certains, je les aime encore plus quand ils se taisent. Que devient-il ton grand-père ?

Rock Graben : Il est avec ma grand-mère.

Gentiane Rive : Je croyais qu'elle était morte, ta grand-mère.

Rock Graben : Oui, elle l'est.

Gentiane Rive, l'air attristé : Oh, je suis désolé pour ton grand-père. Je ne savais pas. Depuis longtemps ?

Rock Graben : C'était juste avant le concert *Coco-Gogo-Laguna*, à Rio.

Gentiane Rive : Connais pas.

Rock Graben : Pourtant, ils sont renommés partout.

Gentiane Rive : Selon les dires de Monsieur, je n'aurais pas de grandes références musicales.

Rock Graben : Difficile de ne pas les connaître.

Gentiane Rive : Facile quand tu connais ta bande de musiciens.

Rock Graben : Avec un minimum de connaissances musicales, difficile de les rater.

Gentiane Rive, l'air un peu vexé : J'ai un maximum de respectabilité pour ton garage-groupe musical, pourtant...

Pierre Pont à Gentiane Rive et Rock Graben : Un peu de respect pour notre public.

Gentiane Rive : Mais, j'aime le public. Je ne peux pas lui manquer de respect. Je suis ici pour lui.

Rock Graben : J'adore entièrement la moitié du public. La jolie moitié. Comment pourrais-je ne pas respecter cet électorat vénéré. La piété du public n'est ignorée par personne. Je suis personne pour le mettre en doute. Chaque voix du public compte. La moitié des télévisions, des politiciens, des marchands, des sportifs et des écrivains lui sont des fervents supporters, l'autre moitié sont des fanas. Non, non, finalement, j'aime le public entier, tout en adorant sa douce moitié.

Gentiane Rive : Sois impartial, il te faut adorer l'entier.

Rock Graben : J'aime une moitié, j'adore l'autre moitié. C'est motivant.

Pierre Pont, continue comme s'il ne s'était rien passé : M. Guri, quelles sont vos motivations pour devenir suisse ?

Guri Ura : Mes motivations pour venir en Suisse ?

Pierre Pont : Non, pas pour venir en Suisse, pour devenir Suisse.

Guri Ura : Oui, mais avant de devenir il faut venir.

Pierre Pont, un peu énervé : Bon, quelles sont vos motivations pour venir en Suisse ?

Guri Ura : C'est pas moi qui suis venu en Suisse. Ce sont mes parents qui sont venus ici. Je suis né ici et je n'ai pas choisi. Mes parents furent très motivés pour venir en Suisse, moi je suis encore plus motivé pour le devenir.

Pierre Pont : Résultat des courses, je mets que vous êtes motivé pour devenir Suisse.

Silence

Rock Graben, à Gentiane : Ils sont revenus tes parents de leur voyage au Groenland ?

Gentiane Rive : Oui, mais pas avec le même avion. Leur relation bat de l'aile.

Rock Graben : Les miens ont aussi du plomb sur les ailes.
Gentiane Rive : De plus en plus de gens veulent voler de leurs propres ailes. En même temps, je n'ai jamais vu dans la rue autant de gens bras dessus-bras dessous.
Rock Graben : Mon père dit qu'il vit une vie de volière.
Gentiane Rive : Le mien dit qu'il n'a jamais connu l'envolée.
Rock Graben : Certes, devenir pilote est à la page de nos jours.
Gentiane Rive, en soupirant : Tant de gens libres veulent respirer l'ère moderne.
Rock Graben : C'est la postmoderne-attitude. Trop c'est trop. Il faut qu'on se libère de toutes ces libertés qui nous privent de tout.
Gentiane Rive : Chacun a la liberté de se sentir envahi. Tu te sens libre, même à chaque fois occupé.
Rock Graben : Je te sens venir.
Pierre Pont, en suivant scrupuleusement sa liste de questions : M. Guri, vous vous sentez Suisse ou Albanais du Kosovo?
Guri Ura : Je me sens bien en Suisse.
Pierre Pont, agacé : Vous ne répondez pas à ma question. Ma question est si vous vous sentez suisse et non comment vous vous sentez en Suisse ?
Guri Ura : Je me sens bien ici en Suisse. Je me sens même très bien en Suisse. C'est plus important de me sentir bien, que de me sentir juste suisse, sans bien. J'aime la Suisse.
Gentiane Rive, à Rock Graben : Rien que de me poser cette question, je me sens déjà l'être un peu.
Pierre Pont : Et le Kosovo, vous l'aimez ?
Guri Ura : Mes parents aiment la Kosove. J'adore mes parents.
Pierre Pont : Vous aimez plus le Kosovo ou la Suisse ? Je dois le marquer dans mon questionnaire.
Guri Ura : Par amour pour la Kosove, j'adore la Suisse. Je vis en Suisse, avec de l'amour pour mon pays la Suisse, mais aussi avec de l'amour pour mes parents. Il n'y a pas de mal d'être comblé d'amour.
Gentiane Rive : Non, au contraire. Comblé d'amour un jour, comblé d'amour toujours. L'amour est le père de l'altruisme. La passion est sa mère.
Kevin Gashi, fait une brève apparition à l'écran : L'amour m'habite tellement que j'en ai assez à léguer à mon prochain, et à ma prochaine.

Pierre Pont : Qu'est-ce que vous aimez le plus, chez nous en Suisse ?
Guri Ura : Chez nous ? En Suisse ? La Suisse.
Pierre Pont : La Suisse ?
Guri Ura : Oui, la Suisse.
Rock Graben : Qu'est-ce que vous aimez le plus au Kosovo ?
Guri Ura : En Kosove, j'aime le plus la Kosove.
Rock Graben : Pourtant, c'est très différent entre ici et là-bas.
Gentiane Rive, à Rock Graben : Remarque, les Genevois et les Valaisans sont si différents des Jurassiens et des Tessinois. Les Zurichois d'un côté et les Zougais de l'autre sont si loin

Identische Unterschiede

Pierre Pont: Was lieben Sie am meisten an der Schweiz?
Guri Ura: Bei uns? In der Schweiz? Die Schweiz.
Pierre Pont: Die Schweiz?
Guri Ura: Ja, die Schweiz.
Rock Graben: Was lieben Sie am meisten im Kosovo?
Guri Ura: In Kosove liebe ich Kosove.
Rock Graben: Aber zwischen hier und dort besteht doch ein ziemlicher Unterschied ...
Gentiane Rive, an Rock Graben gerichtet: Schau, die Genfer und die Walliser sind doch auch ziemlich verschieden von den Jurassiern und den Tessinern. Auch die Zürcher und Zuger unterscheiden sich. Meine Grosseltern, die Weinbauern im Waadtland waren, wussten nicht mal, worüber sie mit den Bauern im Norden des Kantons sprechen sollten.
Rock Graben: Unsere Unterschiede sind oft ähnlich. Im Übrigen ...
Gentiane Rive unterbricht Rock Graben: Ihr Deutschschweizer.
Guri Ura wendet sich an Pierre Pont: Ja, die Unterschiede sind vergleichbar. Aber natürlich ähnlich.
Gentiane Rive präzisiert: Identische Unterschiede.

l'un de l'autre. Mes grands-parents vigneron vaudois ne sauraient pas de quoi causer avec les paysans nord-vaudois.
Rock Graben : Nos différences sont souvent semblables. A part...
Gentiane Rive coupe la parole à Rock Graben : Vous les Alémaniques.
Guri Ura s'adresse à Pierre Pont : Oui, des différences semblables. Mais naturellement similaires.
Gentiane Rive, précise : des différences identiques.

Extrait de la pièce de théâtre « M. Guri Ura, l'étranger d'ici ». Impression avec l'autorisation de l'auteur.

Driton M. Kajtazi est enseignant de français dans un collège à Yverdon-les-Bains et auteur de plusieurs ouvrages littéraires. Il est membre fondateur de l'Institut Suisse d'Etudes Albanaises ISEAL.



Fah Yik

Eine Frage der Karriereplanung.

Sportlerinnen und Sportler, die sich zwischen ihren Nationalitäten entscheiden müssen, erhalten eine ganz besondere Aufmerksamkeit. Ihre Entscheide – insbesondere im Fussball – werden in der Öffentlichkeit breit diskutiert, und es werden Motive hineininterpretiert. Für die Betroffenen selbst sind meist nur berufliche Fragen entscheidend.

Es hätte das Sturmduo werden sollen, das die Schweizer Fussballnationalmannschaft zu neuen Erfolgen schiesst: Mladen Petric und Alex Frei. Zweifellos zwei der talentiertesten Stürmer ihrer Generation – einer Fussballergeneration, welche die Schweizer Fussballfans träumen liess, nicht einfach nur davon, dass man endlich wieder regelmässig an internationalen Turnieren teilnehmen würde, sondern sogar plötzlich vom Europameistertitel, am besten gleich im eigenen Land.

Zu grösseren Erfolgen kam es, zum Titel bekannterweise nie, und ob es wirklich einen Unterschied gemacht hätte, ist Kaffeesatzleserei – bekannt ist nur, dass sich Mladen Petric vor der U21-EM 2002 entschied, nicht für die Schweizer Nationalmannschaft zu spielen. Petric, ein Sohn kroatischer Immigranten, der mit drei Jahren in die Schweiz kam und in Neuenhof AG aufwuchs (den Aargauer Akzent hört man ihm bis heute an), hatte bis dahin zwei Länderspiele für die Schweizer Jugendmannschaften gespielt und just, als es um die Qualifikation für ein internationales Turnier ging, entschied er sich plötzlich für Kroatien – und das, ohne wirklich eine Erklärung dafür zu liefern. Übrigens bis heute nicht.

Für das «Blut» oder für die «Nati»?

Entsprechend heiss waren die Gerüchte und Vorwürfe, die schnell kursierten, insbesondere, aber nicht nur in den Boulevardmedien. Petric hätte sich für sein «Blut» und gegen sein «Land» entschieden, hiess es. Ein «Verräter» sei er. Doch auch ein anderes Gerücht hielt sich hartnäckig: Dass

sich Alex Frei, der schon damals in ebenjenem U21-Team als Sturmspitze gesetzt war, und Mladen Petric nicht ausstehen konnten. Dieses Gerücht wurde zwar von beiden immer wieder öffentlich bestritten. Sie machten jedoch nie ein Geheimnis daraus, dass sie nicht gerade dicke Freunde waren.

Als der ebenfalls aus dem Aargau stammende Doppelbürger Ivan Rakitic sich vier Jahre später ebenfalls für Kroatien entschied, warf dies noch höhere Wellen: Rakitics Familie wurde öffentlich beschimpft, er selber erhielt Morddrohungen und der «Blick» forderte lauthals, Rakitic (oder eventual der kroatische Verband) müsse das Geld zurückbezahlen, das der Schweizer Fussballverband in seine Ausbildung gesteckt hätte – eine angesichts der rechtlichen Situation absurde Forderung. Denn für die Ausbildung der Fussballer ist grundsätzlich der Verein, nicht der Verband zuständig – und ob diese ihre Aufwendungen verrechnen und damit die Mobilität von jungen Spielern einschränken dürfen, ist seit einem Urteil des Sportgerichtshofs CAS vom Januar 2015 ebenfalls fraglich.

Die Diskussion wurde erneut befeuert, als im Mai 2016 der Kosovo als neues Mitglied in den europäischen Fussballverband UEFA aufgenommen wurde – und somit erstmals berechtigt war, an internationalen Wettbewerben teilzunehmen. «Verlassen Shaqiri, Xhaka & Co. bald unsere Nati?», titelte der «Blick» und lieferte schon im Lead die Antwort: «Vieles spricht dafür.» Und tatsächlich erlaubte die rechtlich verworrene Situation um die internationale Anerkennung des Kosovo damals verschiedene Interpretationen, wovon eine den Verbandswechsel eines Spielers einmalig ermöglicht, wenn der Verband neu begründet, bzw. anerkannt wird – von dieser Möglichkeit machte allerdings nur der ehemalige Nati-Stürmer Albert Bunjaku Gebrauch, der schon seit Jahren nicht mehr für die Schweiz aufgelaufen war.

Peinlich an der Geschichte war eher, dass der «Blick» diese Aussagen machte, ohne dass die betroffenen Spieler sich dazu wirklich geäussert hatten – kein Wunder, steckten sie doch in den intensiven Vorbereitungen zur Europameisterschaft in Frankreich, für die sich die Schweiz nicht zuletzt

Appartenance nationale et football

Les sportifs binationaux sont sous les feux de l'opinion au moment de choisir la nationalité qu'ils vont défendre en sélection nationale. Dans le football plus que partout ailleurs. Médias et supporters imaginent souvent que ce choix est dicté par l'émotion ou par des considérations nationalistes, ce qui suscite des réactions passionnées. Pourtant, les faits le montrent, le choix du maillot se fonde généralement sur des considérations très pragmatiques et n'est qu'une simple étape de leur plan de carrière.

Le choix de porter le maillot, d'une sélection nationale, n'est pas qu'une affaire d'attachement à une nation, mais aussi, et peut-être surtout, une affaire de plan de carrière. Car si jouer en équipe nationale est avant tout honorifique et ne rapporte guère que des cacahuètes comparé aux salaires à six chiffres des joueurs de certains clubs, la participation d'un joueur à une compétition internationale accroît sensiblement sa valeur de transfert, et inversement, sa valeur chutera rapidement en cas de non-sélection, quelles que soient ses prestations en club.

dank ihren kosovarischen Doppelbürgern Xherdan Shaqiri, Valon Behrami und Granit Xhaka qualifiziert hatte. Stattdessen legte der Sportchef des «Blick», Felix Bingesser, noch ein Scheit ins Feuer, indem er einen Kommentar mit dem Titel «Dann geht doch!» verfasste, in dem er unter anderem schrieb: «Es genügt nicht, sich nur in eine Mannschaft zu integrieren. Die Fans haben auch den Anspruch, dass sich Schweizer Nationalspieler mit Land und Leuten identifizieren. Vorbehaltlos.» Und: «Diese Identifikation ist in unserem Land und in unserer Nati verloren gegangen. Eine besorgniserregende Entwicklung.»

Letzterer Satz bezog sich auf eine Kampagne, die der «Blick» schon zuvor gefahren hatte: Dabei ging es um die Frage, weswegen nur die wenigsten Spieler der Nati vor den Spielen die Hymne mitsingen. Dabei wurde völlig ausgeblendet, dass es in der Geschichte der Schweizer Nati nur ein paar vereinzelte Spieler gegeben hatte, welche den Schweizerpsalm mitschmetterten, wie ein Beitrag der «Rundschau» während der Europameisterschaft aufzeigte.

Nationale Verbundenheit oder Blick auf die Karriere?

Doch viel wichtiger: Der «Blick» blendete aus, dass die Entscheidung für oder gegen eine Nationalmannschaft eben nicht nur eine Frage der nationalen Verbundenheit ist, sondern grundsätzlich eine der Karriereplanung. Denn auch wenn die Einsätze in Nationalmannschaften bis heute als ehrenamtliche Arbeit gelten und im Vergleich zu den Millionenalären im Vereinsfussball kaum ein Trinkgeld abwerfen, so ist klar, dass internationale Einsätze den eigenen Transferwert in die Höhe schiessen lassen bzw. das Fehlen dieser den eigenen Wert ins Bedeutungslose absinken lassen kann, egal wie gut man im Heimverein spielt.

«[Internationale Einsätze] – das ist das erste, was sich die Sportchefs heute anschauen», sagte denn auch FC St.Gallen-Profi Ermir Lenjani in einem Interview mit dem «Strassenmagazin Surprise» vor der Europameisterschaft 2014. Lenjani kam als Dreijähriger aus dem Kosovo in die Schweiz und wurde in Winterthur zum Fussballer. Als er seine ersten

Schritte in den Profi-Ligas machte, kam der albanische Verband auf ihn zu, der ihm anbot, ihm eine Einbürgerung in Albanien zu ermöglichen. Da der Kosovo damals zumindest fussballerisch noch nicht anerkannt war, rekrutierte der albanische Verband fleissig Talente aus der Nachbarprovinz, darunter auch die Schweizer Doppelbürger Amir Abrashi und Taulant Xhaka.

Natürlich sei er geschmeichelt gewesen, erzählte Lenjani damals, auch wenn er sich überlegte, ob er nicht noch ein bisschen warten sollte, bis vielleicht ein Aufgebot der Schweizer Nati käme. «Aber bei Albanien war klar, dass ich zu Einsätzen kommen würde, und ich wollte vor allem spielen.» Seine Karriereentwicklung spricht dafür, dass es die richtige Entscheidung war – nach den Einsätzen an der Europameisterschaft in Frankreich wechselte er in die französische Liga, zu Stade Rennes, wo übrigens einst auch Alex Frei gespielt hatte.

Etrit Hasler ist Slampoet und Journalist und verfasst die zweiwöchentliche Kolumne «Fussball und andere Randsportarten» in der Wochenzeitung WOZ. Er ist als Kind einer Schweizer Mutter und eines kosovarischen Vaters geboren und ist Stadtparlamentarier und Kantonsrat in St.Gallen.

Ić bin kein Schweizer.

Robert Matešić muss seinen Namen falsch schreiben, wenn er sich einbürgern lassen will. So schreiben es die Richtlinien laut der «Weisung über die Bestimmung und Schreibweise der Namen von ausländischen Staatsangehörigen» vor. Denn Sonderzeichen aus andern Sprachen können nur begrenzt zur Anwendung kommen. Während jedoch die Sonderzeichen aus westeuropäischen Sprachen in den Zeichensatz der eidgenössischen Verwaltung Eingang gefunden haben, fehlen diejenigen für osteuropäische Idiome.

Mit dem Lineal zieht Robert Matešić einen Strich durch seinen Namen und schreibt ihn in Druckbuchstaben auf die gepunktete Linie: Matešić. Ausgesprochen: Ma-te-schitsch. Gefehlt hat das aufsteigende Strichlein, der Akut, über dem c. Bitte kontrollieren Sie die Daten genau, hiess es im Schreiben des Zivilstandsamts der Stadt Zürich. Er faltet das A4-Blatt mit dem korrigierten ć, steckt es in den Umschlag und macht einen Abendspaziergang zur Sihlpost, um das Dokument noch am selben Tag zurückzuschicken. Es geht um nichts Geringeres als seine Einbürgerung. Zum Glück, denkt er, hat er den Fehler noch rechtzeitig entdeckt.

Robert Matešić, Arzt in einer psychiatrischen Klinik nahe Zürich, hat den roten Pass mit dem kleinen weissen Kreuz beantragt, so wie mehr als 30 000 weitere Menschen jedes Jahr. Die meisten von ihnen stammen – noch vor Italien und Deutschland – aus dem ehemaligen Jugoslawien, so auch Matešić. Seine Eltern wanderten 1970 nach Deutschland aus, wo er 1975 als jugoslawischer Staatsbürger zur Welt kam und aufwuchs. Nach dem Medizinstudium trat er eine Stelle im schweizerischen Embrach an. Seit zwölf Jahren lebt er nun im Kanton Zürich, die Schweiz ist ihm zur Heimat geworden. Als Kroatien 1991 seine Unabhängigkeit errang, wurde er automatisch Kroat. Im Alter von 26 Jahren tauschte er die kroatische Staatsbürgerschaft gegen die deutsche. Und nun, mit 41 Jahren, möchte er Schweizer werden.

Kein Sonderzeichen «ć»

Fünf Tage nachdem er seinen Namen korrigiert hat, am 13. Juni, erhält Robert Matešić wieder einen Brief vom Zivilstandsamt. Noch im Hausflur öffnet er ihn und liest: *Sehr geehrter Herr Matešić, Leider findet das Sonderzeichen ć im elektronischen Zivilstandsregister der Schweiz keine Anwendung und kann nicht erfasst werden. Wir bitten Sie um Kenntnisnahme, dass wir Sie, wie in der Bestätigung der erfassten Personendaten angegeben, mit folgender Schreibweise im elektronischen Zivilstandsregister führen: Matešić.*

Ein Strichlein über dem c soll nicht möglich sein? Am nächsten Tag wählt Robert Matešić die Nummer des Zivilstandsamts Zürich. «Tut uns leid», bedauert die Mitarbeiterin am Telefon, «da können wir Ihnen leider nicht helfen.» Zwar benötige man im Zivilstandsamt keinen Buchstaben dringender als das ć, aber es stehe nun mal nicht in der Tabelle der zugelassenen Sonderzeichen.

«Bevor mein Name zu Matešić umgewandelt wird, verzichte ich lieber vollständig auf die Sonderzeichen», sagt er. «Dann möchte ich lieber Matesic heissen.» Ganz deutsch. So stehe es auf seinem Briefkasten, so seien seine Rechnungen adressiert. Diese Schreibweise sei zwar falsch, aber immerhin konsequent.

Dies sei, antwortet die Mitarbeiterin des Zivilstandsamts, leider nicht so einfach. Alle Sonderzeichen, die im Standardzeichensatz stehen, müssen angewendet werden. «Möchten Sie künftig Matesic statt Matešić heissen, müssen Sie eine Namensänderung beantragen», klärt sie ihn auf. Diese koste 600 Franken. Aber wenn er den Antrag schon jetzt stelle, vor der Einbürgerung, bekomme er einen Rabatt und müsse nur die Hälfte zahlen. 300 Franken, um seinen Namen statt zur Hälfte wenigstens komplett verhunzen zu lassen.

Robert Matešić bleibt jetzt abends länger im Büro und googelt, was er zum Thema finden kann. Beim Bundesamt für Statistik stösst er auf interessante Zahlen: Von 1991 bis 2014 haben mehr als 200 000 Personen aus Ex-Jugoslawien sich in der Schweiz einbürgern lassen. Rund zwei Drittel aller kroa-

tischen, serbischen und bosnischen Nachnamen enden auf -ić – eine Verkleinerungsform, gleichbedeutend mit dem schweizerischen -li. Er begreift: Um Schweizerin oder Schweizer zu werden, haben mehr als 100 000 Menschen vor ihm eine Namensverstümmelung hingenommen.

Aufteilung europäischer Sprachen in zwei Hälften

Auf der Website des Bundesamts für Justiz findet er schliesslich den berüchtigten Standardzeichensatz, den die Mitarbeiterin des Zivilstandsamts erwähnt hat. Er enthält 83 Symbole, die meisten von ihnen sind Buchstaben mit sogenannten diakritischen Zeichen: Punkte, Striche, Häkchen, Bögen oder Kreise, die dem Buchstaben über- oder untergesetzt sind und die eine abweichende Aussprache anzeigen. Von den fünf ausserordentlichen Buchstaben, die man für die kroatische Sprache benötigt, findet Robert Matešić in der Tabelle genau die Hälfte, also zweieinhalb: Š und š, Ž und ž und Đ. Der korrespondierende Kleinbuchstabe zum Đ ist đ und fehlt in der Tabelle. Genauso fehlen Č und č sowie Ć und ć. «Das ist», sagt Robert Matešić, «als ob man am Klavier einzelne schwarze Tasten herausreisst und dann versucht, Rachmaninow zu spielen.»

Warum diese aberwitzige Auswahl? Er beginnt nach einem langen Arbeitstag am Bürocomputer alle europäischen Sprachen anhand der Tabelle durchzutesten. Auf Wikipedia sind die vollständigen Alphabete aufgelistet, das hilft. Schnell stösst er auf einen alten Bekannten, das Đ, und zwar im färöischen Alphabet. Der korrespondierende Kleinbuchstabe zum Đ ist im Färöischen das ð, und im Gegensatz zum kroatischen Kleinbuchstaben đ befindet er sich in der Tabelle. Nun versteht Robert Matešić: Das Đ hat es in die Tabelle geschafft, nicht weil es zur serbokroatischen Sprache gehört, sondern für den unwahrscheinlichen Fall, dass sich eine Färöerin oder ein Färöer in der Schweiz einbürgern lassen will. Der Schluss liegt nahe: Auch Š und š sowie Ž und ž haben ihren Platz im Standarddatensatz nicht deswegen ergattert, weil sie im Kroatischen vorkommen. Und tatsächlich, beide Buchstaben gehören zum erweiterten finnischen Alphabet. Finnland wird genau wie die Färöer-Inseln vollständig in der Tabelle berücksichtigt.

Robert Matešić liest und überprüft und vergleicht, und plötzlich sieht er es: Die Tabelle teilt Europa in zwei Hälften. In den Westen und den Osten. Ein dänischer Herr Øllgaard, eine spanische Frau Ñonuevo, eine schwedische Frau Mårtenssen – sie alle können sich problemlos mit vollständigem Namen einbürgern lassen. Ganz anders sieht es für eine polnische Frau Wiśniewski, einen tschechischen Herrn Dvořák, einen rumänischen Herrn Ceaușescu aus – wollen sie den Schweizer Pass erwerben, müssen sie auf Teile ihres Namens verzichten. Genauso ergeht es Ungarn, Letten, Türkinen – ganz Osteuropa fehlt in der Tabelle.

Robert Matešić hat grosses Vertrauen in die Schweizer Behörden, aber nun verspürt er hilflose Wut. Wer als Bürger in dieses schöne, saubere Land aufgenommen werden möchte, muss zuerst seinen Namen verwestlichen. Das ist die Botschaft, die bei ihm ankommt.

Anfang Juli wird in Zürich überall die Europameisterschaft 2016 übertragen. Robert Matešić kann nichts mit Fussball anfangen, aber für die Spielertrikots interessiert er sich. In vielen Mannschaften spielen junge Männer mit Wurzeln auf dem Balkan. Und siehe da: Auf dem roten Rücken des Schweizers Haris Seferovic fehlt der Akzent über dem c, auf dem Rücken des schwedischen Stürmerstars Zlatan Ibrahimović hingegen ist der Name richtig geschrieben. In Schweden wird das ć bei der Einbürgerung also akzeptiert.

ISO-Norm 8859-15

Im Eidgenössischen Justiz- und Polizeidepartement erklärt man das so: Vom 1. Januar 2012 stammt die «Weisung über die Bestimmung und Schreibweise der Namen von ausländischen Staatsangehörigen», unterzeichnet von Bundesrätin Simonetta Sommaruga. Darin heisst es zwar: «Der amtliche Name von ausländischen Staatsangehörigen ist grundsätzlich unverändert und vollständig aus den vorgelegten Ausweispapieren gemäss Ziffer 3.2. zu übernehmen», aber auch: «In Systemen, die einen reduzierten Zeichensatz verwenden, sind die Sonderzeichen gemäss Anhang 2 umzusetzen.» Die Bundesverwaltung nutzt zur Erfassung von Personendaten verschiedene Systeme. Den wichtigsten und grössten Personendatensatz der Schweiz verwaltet das Bundesamt für Justiz im Personenstandsregister Infostar. Das Personenstandsregister erfasst die komplette Schweizer Wohnbevölkerung und sämtliche Auslandschweizer, sowie alle Geburten, Trauungen, eingetragenen Partnerschaften, Kindesanerkenntnisse, Scheidungen, Geschlechtsänderungen, Todesfälle. Für die Bedeutung, die dieses Register für die darin registrierten Menschen hat, steht in der Weisung das schöne Wort «Hauptidentität». Dummerweise kennt ausgerechnet das System Infostar nur einen reduzierten Zeichensatz. Den Standardzeichensatz ohne das ć.

Die Tabelle beruht auf der weltweit angewendeten ISO-Norm 8859-15. Diese umfasst per Definition die westeuropäischen Sprachen. Will man alle europäischen Sprachen berücksichtigen, braucht es ein anderes System, basierend auf einer anderen Norm. Nämlich der, die bereits im polizeilichen Fahndungssystem und in der Diplomaten-Datenbank im Einsatz ist: UTF-8, gleichbedeutend mit ISO 10646. Weltweit basieren 87,5 Prozent aller Webseiten darauf – UTF-8 ist heute der Kodierungsstandard für alles Digitale.

Ein Arbeitskollege gibt ihm die Telefonnummer seiner Tante, einer Anwältin. Das halbstündige Gespräch mit der Expertin raubt ihm die Hoffnung: Selbst wenn er gewinnen würde, die

Gegenseite würde das Verfahren wohl durch alle Instanzen ziehen. Bis ein Urteil gefällt wäre, würden Jahre vergehen und Tausende Franken Anwalts- und Verfahrenskosten anfallen. Die Rechtsanwältin rät ihm, er solle sich besser an einen Parlamentarier wenden, am besten an einen -ic. Das sei effektiver, als den mühseligen Rechtsweg zu beschreiten. Auf der Website der Bundesversammlung klickt er sich durch alle Stände- und Nationalräte, aber da ist leider kein einziger mit erkennbaren Wurzeln auf dem Balkan.

Und deshalb setzt er sich eines Abends hin und formuliert einen Brief an die Person, deren Aufgabe es wäre, diese Ungechtigkeit aus der Welt zu schaffen. *Sehr geehrte Frau Bundesrätin Sommaruga*, beginnt er. Zweimal überarbeitet er den Text, bis er endlich zufrieden ist. Sie muss mich verstehen, denkt er, sie ist mit einem Schriftsteller verheiratet und hat englische und spanische Literatur studiert. Sprachliche Feinheiten können ihr nicht egal sein. Seinen Brief schliesst er mit den Worten: *Erkennen Sie also die Zeichen der Zeit (bevorstehende Ratifizierung des Kroatien-Protokolls), setzen Sie ein Zeichen (ć) und lassen Sie mir meinen Namen – mehr verlange ich ja nicht! Mit freundlichen Grüßen, Robert Matešić.*

Das System ist stärker

Das Antwortschreiben aus dem EJPD kommt schnell, genau wie Matešić es von Schweizer Behörden gewohnt ist. Schon am 5. August wird es in Bern von Martin Dumermuth, dem Direktor des Bundesamts für Justiz, unterschrieben, im Auftrag von Frau Bundesrätin Sommaruga. Diesmal hat man sich die Mühe gemacht, seinen Namen richtig zu schreiben. *Sehr geehrter Herr Matešić*, steht da. Es folgen Artikel und Absätze, die die juristisch korrekte Anwendung des Standarddatensatzes belegen. Und weiter: *Dass es in der Schweiz mehr und mehr Vor- und Familiennamen gibt, deren «richtige» Darstellung durch die rechtliche Massgeblichkeit jenes Zeichensatzes verunmöglicht wird, ist bekannt. Leider bringt aber eine Änderung der entsprechenden Verordnungsbestimmung für sich allein noch nicht die gewünschte Lösung.* Nicht nur das Zivilstandsregister des EJPD müsste angepasst werden, sondern auch sämtliche Personendatenbanken auf allen Verwaltungsebenen der Schweiz – beim Bund, den Kantonen und den Gemeinden. Mit anderen Worten: Das Problem ist bekannt, aber seine Lösung zu teuer.

Robert Matešić macht sich keine Illusionen mehr, er könne sein Ziel bald erreichen. «Das System ist immer stärker als der Einzelne, das sehe ich ganz realistisch», sagt er. Soll er sein Einbürgerungsgesuch zurückziehen? Auf den Schweizer Pass verzichten, um seinen Namen zu behalten? Aber damit würde er sich den einzigen Weg versperren, der ihm noch bleibt: sich durch die Staatsbürgerschaft das Recht auf politische Partizipation zu erwerben, um mit demokratischen Mitteln für eine Gleichbehandlung der europäischen Buchstaben zu kämpfen.

Íc n'est pas suisse

Pour se faire naturaliser, Robert Matešić devra escamoter son nom. Directives obligent. Car selon les « Directives sur la détermination et l'orthographe des noms de ressortissants étrangers », la transcription de caractères spéciaux n'est possible que dans une mesure réduite. Et pour cause, le système de codage standard utilisé en Suisse comprend 83 symboles, qui sont essentiellement des signes diacritiques, c'est-à-dire des points, des accents, des carons, ou des ronds en chef qui, placés au-dessus ou au-dessous de certaines lettres en changeant la prononciation. Sur les cinq caractères spéciaux que compte la langue croate, la moitié seulement se trouve dans le tableau de retranscription : le « Š/š », le « Ž/ž » et le « Đ », soit exactement deux et demi. La minuscule correspondant au « Đ », le « đ », fait défaut. Tout comme le « Č/č » et le « Ć/ć ». Pour Robert Matešić, « c'est un peu comme si on voulait jouer du Rachmaninov sur un piano dont on aurait arraché au hasard quelques touches noires. »

Le « Đ » a trouvé sa place dans le tableau, mais pas parce qu'il appartient à l'idiome serbo-croate. Même constat pour le « Š/š » et le « Ž/ž » : s'ils figurent dans le système de codage, c'est parce qu'on les rencontre aussi dans l'alphabet finnois élargi, lequel y figure, lui, dans son intégralité. Ce tableau scinde l'Europe en deux : l'ouest et l'est d'une part et l'Europe orientale d'autre part, absente du tableau.

Der Text ist eine von der Autorin gekürzte Version des gleichnamigen Artikels, der am 3. September 2016 in der Zeitschrift «Das Magazin» erschien.

Paula Scheidt hat an der Universität Zürich Politikwissenschaft, Volkswirtschaftslehre und Psychologie studiert. Sie arbeitet als Reporterin bei «Das Magazin». Für ihre Reportagen wurde sie unter anderem mit dem Deutschen Reporterpreis und dem Zürcher Journalistenpreis ausgezeichnet.



Alexandra

Une vie sans nationalité.

Selon la Déclaration universelle des droits de l'homme de 1948 « tout individu a droit à une nationalité ». La convention de 1954 a été ratifiée par la Suisse, mais pas celle de 1961 qui vise à réduire le nombre de cas d'apatridie. La Suisse connaît ainsi une procédure de reconnaissance du statut d'apatride, mais cette procédure n'est pas encadrée par une loi et la pratique en la matière est restrictive. Exemple : par deux fois, Genève a refusé de naturaliser Serge Diakonoff, artiste apatride, né il y a 83 ans dans la ville du bout du Léman.

Un dessin en cours posé sur une table, des murs recouverts de tableaux de l'artiste - dans son appartement qui lui sert aussi d'atelier, Serge Diakonoff travaille sur une exposition prévue pour l'automne. Ci et là se dressent ses sculptures-montages, parmi d'innombrables masques et sculptures africains collectionnés par l'artiste. Mais le chef-d'œuvre de l'appartement, c'est le bar, fait-il, malicieux.

Né à Genève, Diakonoff est né apatride et l'est toujours 83 ans plus tard. Ses parents s'étaient rencontrés à Genève où son père - un Moscovite d'origine - était venu étudier la chimie avant la Première Guerre mondiale, tandis que sa mère, Russe elle aussi, était en voyage en Suisse avec son beau-père, un architecte originaire de Saint-Gall installé à Saint-Pétersbourg. Tous deux perdirent leur nationalité pendant la guerre et la Révolution, tout comme deux millions d'exilés russes déchus de leur nationalité par le gouvernement soviétique.

Un garant incorrect

Au début des années 1920, les parents de Diakonoff purent néanmoins obtenir un « Passeport Nansen ». Fridtjof Nansen, explorateur polaire et diplomate norvégien, fut nommé en 1921 premier Haut Commissaire aux réfugiés de la Société

des Nations. Prix Nobel de la paix en 1922, il se distingua par une série d'initiatives novatrices, comme le rappelent Marit Fosse et John Fox, auteurs d'un ouvrage récemment paru sous le titre « Nansen : Explorer and Humanitarian », dont la création du premier titre de voyage international, qui devait protéger les réfugiés dépourvus de papiers d'identité.

Né en 1933 de parents apatrides, Diakonoff est lui aussi apatride. Par deux fois, il demande sa naturalisation suisse, mais le passeport à croix blanche lui est refusé. La première fois à 18 ans, alors qu'il était en dernière année à l'Ecole des arts décoratifs de Genève. Il aimait la Suisse, était prêt à accomplir son service militaire et venait, à l'époque, de remporter un concours pour orner les arcades du Grand Passage de mosaïques. A l'appui de sa demande de naturalisation, il devait fournir deux références. Il désigna tout naturellement le demi-frère de sa mère, qui était Suisse, ainsi que le directeur de l'Ecole des arts décoratifs de Genève. Mais ce dernier choix s'avéra malheureux : mal disposé à son égard, le directeur n'avait pas apprécié que Diakonoff remporte le concours et fournit à son sujet des renseignements discréditants, avec pour conséquence le refus de sa naturalisation. L'artiste apprendra plus tard que le directeur en question était un extrémiste de droite. Celui avait aussi fait en sorte que Diakonoff ne soit pas admis à l'examen final, de sorte qu'il n'ait pas son diplôme.

Cela n'a pas empêché Diakonoff de devenir un artiste accompli. Sollicité pour la réalisation de décors de théâtre et de télévision à Genève, à Lyon et à Paris, il se fait aussi connaître, dans les années 1970, pour ses peintures corporelles inédites. Il peindra notamment le visage de son ami Georges Moustaki pour une pochette de disque. Autant dire que Diakonoff est un artiste genevois emblématique, qui a toute sa place sur la couverture de « Ceux qui font Genève » de Michel Baettig.

Un laissez-passer pour voyager

Pour Diakonoff, voyager était primordial - chose qui, dit-il, lui a été en quelque sorte interdit. A treize ans, il parvient néanmoins à obtenir un laissez-passer pour participer à un camp de scouts à Paris. Georges Moustaki y est aussi, mais ils

ne se rencontreront que plus tard. A l'âge adulte, il obtient un document de voyage du Département fédéral de justice et police – document aujourd'hui parsemé de visas du monde entier. Diakonoff se rend fréquemment aux Etats-Unis. Il ne voyage jamais sans son carnet à croquis. Il immortalisera ainsi les bouddhas géants de Bamiyan en Afghanistan avant leur destruction par les Taliban.

Diakonoff épouse une Bâloise. Comme lui naguère, sa fille est déclarée apatride à la naissance – alors même que sa mère est suisse – et ne sera naturalisée qu'à l'âge de 15 ans. Son livret de famille mentionne que Diakonoff aurait possédé antérieurement la nationalité russe – ce qui est faux – et son permis de conduire indique, sous « lieu d'origine » : URSS. Mais il y a plus agaçant encore : chaque fois qu'il doit renouveler son permis C, le formulaire remis est accompagné d'une note le menaçant d'expulsion si son permis n'était pas renouvelé. Fort bien, mais où donc ?

Au début des années 1990, Diakonoff demande une nouvelle fois sa naturalisation. A l'époque, la famille est sommée de

La Convention de l'ONU relative au statut des apatrides

Selon la Déclaration universelle des droits de l'homme de 1948 « tout individu a droit à une nationalité ». Les états-membres de l'ONU ont adopté entre-temps deux conventions sur l'apatridie : celle d'abord de 1954, qui délimite la notion d'apatridie et définit les droits qui y sont rattachés – notamment le droit à un titre de voyage pour apatride et le droit à une naturalisation facilitée. Et celle de 1961, qui vise à réduire le nombre de cas d'apatridie. La convention de 1954 a été ratifiée par la Suisse, mais pas celle de 1961. La Suisse connaît ainsi une procédure de reconnaissance du statut d'apatride, mais cette procédure n'est pas encadrée par une loi et la pratique en la matière est restrictive.

En termes statistiques, les cas reconnus font certes l'objet d'un relevé, mais le nombre total d'apatrides vivant en Suisse est inconnu. Le Secrétariat d'Etat aux migrations a enregistré, entre 2005 et 2015, 976 demandes de reconnaissance du statut d'apatride, dont 435 – soit à peine la moitié – ont été accordées. Les conditions de reconnaissance sont contraignantes (les candidats doivent notamment justifier des efforts déployés pour recouvrer une nationalité antérieure ou acquérir une autre nationalité). Autre point déplorable par le Comité de l'ONU des droits de l'enfant : l'obligation faite de produire des documents très détaillés lors d'une déclaration de naissance à l'état civil, documents que les réfugiés et les apatrides en exil sont souvent dans l'impossibilité de fournir. Il en résulte des retards dans l'établissement de l'acte de naissance de réfugiés nés en Suisse, avec le risque pour l'enfant de se retrouver apatride. Tel est par exemple le cas d'enfants syriens.

Le Haut-Commissariat des Nations Unies pour les réfugiés (HCR), qui estime à 10 millions le nombre d'apatrides à travers le monde, entend réduire ce chiffre à zéro d'ici 2024. Dans cette perspective, le HCR a notamment exhorté la Suisse à régler plus clairement ses procédures, à faciliter la naturalisation des apatrides et à ratifier la convention de 1961, qui instaure un droit à la naturalisation pour les personnes nées apatrides.

Ein Leben ohne Nationalität

« Jeder Mensch hat Anspruch auf eine Staatsangehörigkeit. » So steht es in der Allgemeinen Menschenrechtserklärung von 1948. Seither wurden zwei Uno-Konventionen zur Staatenlosigkeit verabschiedet. Jene von 1954 legt fest, wer als staatenlos gilt und welche Rechte diese Menschen haben. Dazu zählen das Recht auf einen Staatenlosenpass sowie der Anspruch auf erleichterte Einbürgerung. Das zweite Abkommen aus dem Jahr 1961 verlangt, Staatenlosigkeit zu vermindern. Die Konvention von 1954 hat die Schweiz ratifiziert, aber nicht jene von 1961. Zwar verfügt die Schweiz über ein Verfahren zur Anerkennung von Staatenlosen, es ist jedoch nicht gesetzlich geregelt, und die Praxis ist restriktiv.

Serge Diakonoff wurde 1933 in Genf staatenlos geboren, weil seine Eltern staatenlos waren. Zweimal beantragte er den Schweizer Pass, der ihm jedoch verweigert wurde. Das erste Mal war er 18 Jahre alt und im letzten Schuljahr an der Ecole des arts décoratifs in Genf. Er liebte die Schweiz und war auch bereit, Militärdienst zu leisten. Ungünstige Umstände jedoch sorgten dafür, dass der 83-Jährige heute immer noch staatenlos ist.

libérer son appartement, l'immeuble devant être démoli. Une situation d'autant plus difficile que sa femme est atteinte d'un cancer. Ils finissent par trouver un petit logement pour elle, tandis qu'il continue de chercher autre chose avec sa fille. Lorsqu'ils trouvent enfin un appartement plus grand, sa femme, gravement malade, n'a plus le courage de déménager. Les autorités estiment alors que Diakonoff vit séparé de sa femme et rejettent sa demande. C'est insensé, oui, mais la Suisse ne connaît pas de naturalisation facilitée pour adultes apatrides, en dépit de ses obligations internationales.

Ce texte est la traduction de l'article « Staatenlos in Genf » qui a été publié le 27 juillet 2016 dans la « Neue Zürcher Zeitung ».

Annegret Mathari est ethnologue et historienne. Elle est journaliste indépendante auprès des Nations Unies pour la « Neue Zürcher Zeitung » et d'autres médias.

Ein Blick von aussen auf die Schweiz.

Adrian Portmann ist nach rund 20 Jahren Auslandsaufenthalt im Sommer 2015 in die Schweiz zurückmigriert. Die Reintegration verläuft nicht ohne Schwierigkeiten. Seine Studienjahre in Österreich und seine langjährigen beruflichen Erfahrungen in Tschechien könnten als Bereicherung und Vielfalt gewertet werden, doch die ausländischen Diplome und die beruflichen Erfahrungen in der Tschechischen Republik sind bei der Stellensuche in der Schweiz eher hinderlich und lösen bei möglichen Arbeitgebern oft Misstrauen aus. Diese Erfahrungen teilt der 40-Jährige mit vielen Zugezogenen, die ebenfalls diese starke Gläubigkeit ans richtige Diplom zu ihren Ungunsten zu spüren bekommen.

Das Treffen fand an einem kalten Tag im Spätherbst in Olten am Bahnhof statt. Eine eisige Bise liess Hände und Ohren erstarren. Adrian Portmann, ein Mann mit klarem Blick und festem Händedruck, empfing mich beim Kiosk in der Unterführung des Bahnhofs Olten. Im naheliegenden Café erzählte Adrian Portmann ausführlich über die Freuden, aber auch die Mühen der Reintegration. Vor rund 20 Jahren hat Adrian Portmann die Schweiz wegen der Liebe verlassen. Die Liebe verflüchtigte sich, doch Adrian Portmann blieb in der Region, in die ihn das Schicksal verschlagen hatte. Nach vier Jahren Studium in Österreich zog er nach Tschechien, wo er an der traditionsreichen Prager Karls-Universität sein Doktorat in Zeitgeschichte abschloss und anschliessend an der Masaryk-Universität in Brünn (Brno) als Forscher und Dozent tätig war. Im Sommer 2015, nach reiflicher Überlegung, ist Adrian Portmann in die Schweiz zurückmigriert. «Ich wollte wieder zurück zu den Wurzeln, wieder näher bei meiner Familie leben. Meine Eltern sind schon länger pensioniert, und ich verspürte das Bedürfnis, erneut mehr Zeit für meine angestammte Familie zu haben. Auch machte ich mir Sorgen um die Altersvorsorge. Tschechien hat eine kommunistische

Vergangenheit und die Löhne sind auch für Akademiker eher tief», erläutert Adrian Portmann. Fast die Hälfte seines bisherigen Lebens hat er im Ausland verbracht. Dies hat seinen Blick auf die Schweiz verändert. Sein Blick von aussen auf die Heimat stellt auch Selbstverständliches in Frage.

Blick auf den ganzheitlichen Menschen nicht verlieren

Mit der Rückkehr in die Schweiz suchte Adrian Portmann auch seiner beruflichen Laufbahn eine neue Wende zu geben. «Ich wusste, dass es schwierig werden wird, doch so hart habe ich es mir nicht vorgestellt.» Er vergleicht die Schwierigkeiten, denen er begegnet, teilweise mit den Erfahrungen von ausländischen Zugezogenen. In der Schweiz verfügte Adrian Portmann bei seiner Rückkehr über kein berufliches Beziehungsnetz und keine Referenzpersonen. «Ich habe viele Referenzpersonen in Österreich, in Tschechien und Deutschland, doch diese nützen mir sehr wenig. Ich verkehrte in Tschechien auch mit namhaften Personen, hatte medial einen bestimmten Bekanntheitsgrad. Aber hier in der Schweiz interessiert dies niemanden. Im Gegenteil, ich erlebe eher skeptische Reaktionen, im Sinne von «Was hat der nur so lange im Osten gemacht?»», sagt Adrian Portmann. Am meisten Mühe bereitet ihm jedoch die mangelnde Anerkennung seiner ausländischen Diplome und seiner beruflichen Laufbahn. «Wer nicht genau über das richtige Diplom verfügt und den im Einzelfall verlangten Nachweis einer speziellen Zusatzausbildung, wird schon vor dem Vorstellungsgespräch von den Personalfachleuten aussortiert. Mit der enormen Spezialisierung verlieren wir die Sicht auf den ganzen Menschen und generalistische Grundfähigkeiten. Wenn man viele Jahre in einem fremden Sprachraum gelebt hat und sich dort durchsetzen konnte, dann gibt es dafür kein Diplom, aber es bedeutet trotzdem eine Qualifizierung. Dazu kommt: Mit einem Universitätsabschluss – auch wenn er in einem anderen Land erworben wurde – zeigst du doch, dass du eine analytische, exakte Betrachtungsweise gelernt hast, dass du Biss und Durchhaltewillen hast und dich organisieren kannst. Das zusätzliche Fachwissen kann man sich dann am Arbeitsplatz aneignen. Von den Arbeitnehmern wird eine grosse Flexibilität verlangt, doch viele Arbeitgeber in der

Un regard de l'extérieur sur la Suisse

Adrian Portmann est revenu en Suisse à l'été 2015, après avoir vécu pendant 20 ans à l'étranger – une migration en sens inverse. Il a passé presque la moitié de sa vie à l'étranger. Cela a changé son regard sur la Suisse. Ce regard porté de l'extérieur sur le pays natal remet en question ce qui pouvait sembler évident. La réintégration représente un grand défi et ne se fait pas sans difficultés. Ses années d'études en Autriche et sa longue expérience professionnelle en République Tchèque pourraient être considérées comme un enrichissement et une preuve de diversité, mais les diplômes étrangers et les acquis professionnels recueillis en République Tchèque constituent plutôt un handicap pour la recherche d'un emploi en Suisse et suscitent souvent la méfiance. Il partage ce vécu avec de nombreux immigrés pour qui le strict attachement à des diplômes donnés joue en leur défaveur. Les diplômes acquis dans un autre milieu culturel, les connaissances informelles ou la longue expérience dans un domaine professionnel ne sont pas suffisamment appréciés. Pour Adrian Portmann, l'individualisation et la spécialisation exacerbées représentent un danger, qui menace à long terme de faire disparaître les valeurs communes.

Schweiz haben sich leider einer übertriebenen Diplomgläubigkeit verschrieben», erzählt Adrian Portmann. Den Nachteil dieser Fixierung auf die richtigen Papiere bekommen nicht nur er, sondern viele Zugezogene zu spüren. Abschlüsse und Diplome, die in einem anderen Kulturkreis erworben wurden, informelles Wissen, langjährige Erfahrungen in einem Berufsbereich werden zu wenig wertgeschätzt. Hinzu kommt, dass sich die Anerkennung eines ausländischen Diploms insbesondere für Personen aus Staaten ausserhalb der EU/EFTA meist als sehr aufwendig und langwierig gestaltet. Das führt dazu, dass das Potenzial von vielen Zugezogenen verkannt wird und sie auf dem Arbeitsmarkt «unter Wert» gehandelt werden. Die Anerkennung von Diplomen müsste vereinfacht werden. Ergänzend zum heutigen System sollten auch vorhandenes Wissen und Erfahrungen vermehrt berücksichtigt werden. «Integration oder Reintegration wie in meinem Falle ist eine grosse Herausforderung», unterstreicht Adrian Portmann.

Heimat sind gemeinsame Werte

«Heimat sind für mich gemeinsame Werte, menschliche Beziehungen, ganz besondere Plätze, Gefühle und Erinnerungen. In Tschechien bin ich ganz in die dortige Kultur und Sprache eingetaucht, ich war sehr gut integriert. Aber auch während dieser Jahre blieb ich der Schweiz verbunden. Dem aktuellen Geschehen in der Schweiz folgte ich täglich über das Schweizer Radio. So wie ich auch jetzt den Kontakt mit meinen Freunden aus der Tschechischen Republik aktiv pflege. Ich fühle mich als eine Art Botschafter für Tschechien und als Weltenbürger», hält Adrian Portmann fest. Während seiner fünfzehn Jahre Aufenthalt in Tschechien hat er kaum Schweizer oder Personen anderer Nationen getroffen, denn die Tschechische Republik weist im Gegensatz zur Schweiz keine grosse Vielfalt auf. «Das habe ich vermisst, dieses Kosmopolitische. Hier in der Schweiz ist es ganz normal, im Tram oder auf der Strasse eine andere Sprache zu hören. In Tschechien fällt man auf, wenn man eine andere Sprache spricht.» Seine Erfahrungen der kulturellen Vielfalt aus der Schweiz liess er in seine berufliche Ausrichtung in Tschechien einfließen. Er hat einen Masterstudiengang zur Modernen Geschichte und multikulturellen Gesellschaft entwi-

ckelt. Vielfalt bedeutet für Adrian Portmann aber nicht nur Chancen, sondern birgt auch Gefahren. Heute arbeitet er mit Asylsuchenden, und die Förderung der Integration ist Teil seines Metiers. «Es ist wichtig, dass wir ab dem ersten Tag den Asylsuchenden, aber auch allen Zugezogenen, klare Regeln kommunizieren. Wir brauchen eine gemeinsame Basis.»

Adrian Portmann sieht in der übertriebenen Individualisierung und Spezialisierung eine Gefahr; diese drohen langfristig die gemeinsamen Werte zu untergraben.

Adrian Portmann ist stellvertretender Zentrumsleiter des Durchgangszentrums Fridau in Egerkingen. Das Gespräch führte Sibylle Siegwart.

«Wir müssen uns klar werden, wer wir sind.»

Im Oktober 2015 wurde Tim Guldemann – weiterhin in Berlin lebend – für die SP des Kantons Zürich in den Nationalrat gewählt. Der ehemalige Diplomat äussert sich in der Öffentlichkeit immer wieder pointiert zur Rolle der Schweiz in Europa. Im Interview beantwortet er Fragen zur Migrationsgesellschaft und zur Schweiz im Umbruch, die ihre Identität wieder finden muss.

Tim Guldemann, was motivierte Sie, als Auslandschweizer für den Nationalrat zu kandidieren?

Ich bin Schweizer, meine Identität ist in der Schweiz verankert, auch wenn mein Leben mehr im Ausland als in der Heimat verlaufen ist. Man kann – und ich finde, man soll – sich für seine Heimat politisch engagieren, auch wenn man im Ausland lebt. Die 750 000 Auslandschweizerinnen und -schweizer mit ihrer doppelten Identität sind Teil unseres Landes. Sie können den Blick von aussen in unsere Innenpolitik hineinbringen. Unsere Politik braucht diese Perspektive.

Vertreten Sie Positionen von Auslandschweizerinnen und -schweizern?

Ich versuche, Schweizerinnen und Schweizer zu vertreten, die nicht nur an einem Ort zu Hause sind – von denen gibt es übrigens viele auch im Inland – Menschen also, die sowohl in der Schweiz wie auch anderswo verankert sind. Ich habe aber nicht den Anspruch, schon gar nicht mit meinen links-liberalen Überzeugungen, alle Auslandschweizer zu vertreten. Die spezifischen Anliegen der fünften Schweiz lassen sich nicht im Links-Rechts-Schema einordnen. Hier geht es mir darum, mich für diese Interessen nicht als Sozialdemokrat einzusetzen, sondern zu versuchen, dafür die Unterstützung aller Parteien zu finden.

Sie haben von doppelten Identitäten von Menschen gesprochen, die an zwei Orten zu Hause sind. Leben diese Menschen eine Art Doppelleben?

Nein, eigentlich handelt es sich um eine andere

Form von Identität: Ich bin nicht gespalten. Ich sage vielmehr: Unser Land ist gespalten durch den Widerspruch zwischen einer territorial definierten politischen Kultur und einer vollkommen international verflochtenen gesellschaftlichen Realität.

Sie bezeichnen sich auf Ihrer persönlichen Homepage als «Internationalrat». Wollen Sie sich damit von andern Parlamentariern abheben, die sich – im Gegensatz zu Ihnen – wenig weltoffen zeigen?

Es geht mir nicht darum, mich von jemandem abzuheben. Ich möchte auch nicht behaupten, dass es nicht viele andere Politikerinnen und Politiker gibt, die genauso weltoffen sind und vielleicht ähnlich denken wie ich. Unsere politische Debatte ist aber viel zu stark national-selbstbezogen. Dabei ist die Schweiz international eingebunden, und die europäische Verflechtung reicht sehr viel weiter in unseren Alltag hinein, als manchen bewusst ist. Bei der Diskussion über den Zuwanderungsartikel hat sich dies ganz klar gezeigt.

Sind Sie mit dem Vorschlag der Umsetzung des Artikels 121a BV zufrieden?

Ja, ich bin positiv überrascht, dass wir eine Lösung gefunden haben, die das bilaterale Verhältnis zur EU nicht gefährdet. Das war ja auch das Ziel von Artikel 121a. Der Widerspruch liegt nicht zwischen der Verfassung und dem Freizügigkeitsabkommen, der Widerspruch ist im Artikel selbst drin. Die Masseneinwanderungsinitiative hatte nämlich das erklärte Ziel, im Rahmen der Bilateralen Verträge die Zuwanderung wieder autonom zu steuern. Dafür sollte das Freizügigkeitsabkommen neu verhandelt werden. Das war nicht möglich. Im Artikel steht nichts von einer Kündigung des Abkommens. Daraus resultierte das Dilemma, entweder die im Artikel definierten Steuerungsmassnahmen sehr beschränkt umzusetzen, um das Abkommen einhalten zu können, oder das Abkommen zu kündigen. Wir haben uns im Parlament für das Erste entschieden.

Auf ihrer Homepage steht, dass die Schweiz nur erfolgreich sein kann, wenn sie weltoffen bleibt. Sie sagen: «Wir sind eine moderne Migrationsgesellschaft, auf die wir stolz sein können. Das ist unsere Heimat! Unsere Schweiz gehört uns

allen und nicht den Abschottungspatrioten.» Wie definieren Sie «Heimat»? Müssen wir sie neu definieren?

Wir müssen vom links-liberalen Standpunkt aus den Heimatbegriff wieder besetzen, wir dürfen den Begriff nicht den Abschottern überlassen. Peter Bichsel hat mir in einer Diskussion kürzlich entgegengehalten: «Ich kann den Begriff Heimat nicht mehr hören.» Ich finde diesen Begriff jedoch ganz zentral; jeder hat Heimatgefühle – ich auch. Ich möchte meine Heimat nicht von jenen definieren lassen, die sich auf ein Bild der Schweiz berufen, das es nie gegeben hat. Wenn wir aber die Betroffenheit in der Bevölkerung durch die Zuwanderung ernst nehmen wollen, bedarf es auch einer ernsthaften Diskussion darüber, wie wir Heimat definieren. Ich finde die Antwort der Rechtspopulisten darauf falsch, aber eine breite Betroffenheit ist da. Sie hängt – abgesehen von der Angst um den eigenen Arbeitsplatz – stark mit dem zusammen, was ich Heimatverlust nenne.

Wie ist der «Betroffenheit» der Menschen zu begegnen?

Die Bevölkerung ist verunsichert, weil sie mit ihren Ängsten von der Politik allein gelassen worden ist. Es ist viel zu lange gar nichts passiert, und man hat wohl gehofft, dass sich das Problem von selbst löst. Der Bundesrat hätte schon lange sagen müssen: «Ja, wir haben ein Problem. Und wir werden handeln.» Es ist ja wirklich nicht einsichtig, die Hälfte aller Ärzte zu importieren und gleichzeitig den Numerus clausus im Medizinstudium aufrechtzuerhalten. Das ist nur ein Beispiel unter vielen; das Problem muss auf vielen Baustellen angegangen werden. Das ist möglich, ohne die Beziehungen zur EU zu gefährden. Es geht um Ausbildung, um die Mobilisierung von brachliegendem Potenzial, um flankierende Massnahmen, damit der gleiche Lohn für gleiche Arbeit am gleichen Ort garantiert wird, um den Arbeitnehmerschutz älterer Arbeitskräfte – ein ganzes Bündel von Massnahmen also. Das alles wird zwar die Nettozuwanderung nicht radikal reduzieren, damit können wir aber das Vertrauen in die Migrationspolitik wieder herstellen.

Man muss bei alledem auch die Realität unserer Gesellschaft sehen. Wir sind nicht eine Gesellschaft von Bio-Schweizern. Unser Land hat sich stark verändert. Die kulturelle Durchmischung in der Schweiz ist grösser als in den meisten Ländern Europas, jede zweite Ehe ist binational, unter uns leben mehr Menschen aus der Türkei oder Sri Lanka als Rätoromanen. Mit dieser Realität müssen wir uns auseinandersetzen, um besser zu verstehen, wer wir als Nation sind.

Und schliesslich gilt es auch, uns wieder auf unsere Stärken zu besinnen. Wir haben einen komparativen Vorteil gegenüber andern Ländern mit unserer Fähigkeit, mit verschiedenen Kulturen im eigenen Land umzugehen. Wir haben den Vorteil, Teil der drei grossen Kulturkreise Europas zu sein. Kreativität entsteht an kulturellen Grenzen. Hier liegt die Quelle unserer Kreativität. Wir verfügen traditionell auch über eine politische Kultur, die den Konsens sucht und die

andern immer mitdenkt. Diese Kompromisskultur wird heute von rechts in Frage gestellt. Diese Fähigkeit sollten wir wieder stärken.

Das Gros der Bevölkerung ist ja auch nicht gegen eine Schweiz mit ihren vier Sprachregionen. Man stösst sich an der Tatsache, dass wir eine Migrationsgesellschaft sind ...

Die zentrale Frage ist: Wer sind wir? Vier Sprachen? In der Schweiz werden mehr als ein Dutzend Sprachen gesprochen, vielleicht etwa gleichviel Kurdisch wie Rätoromanisch. Der Schellenursli wurde im Film von einem Kurdenbub gespielt. Unsere Nation ist auch historisch nicht so eindeutig definiert, wie beispielsweise Frankreich, das als Nation auf 800 Jahre Kontinuität zurückblicken kann. Die Entstehung der Schweiz geschah zufällig, deshalb brauchen wir Legenden. Am Bundeshaus stehen zwei Jahreszahlen: 1291 und 1848. Im nationalen Narrativ ist 1291 – eine kühne Legende – viel wichtiger als 1848. Aber 1848 war die «Firmengründung». Wir haben eine historische Realität und ein Narrativ. Beides klafft auseinander, viel mehr als in andern Ländern.

Wie bringt man dies wieder zusammen? Für viele Menschen bedeutet 1291 eben doch sehr viel ...

Ich denke, wir sollten nicht mehr wie Max Frisch die Legende bekämpfen. Ich gehe einig mit Peter von Matt, der sagte, Wilhelm Tell ist heute peinlich, aber wir haben ihn gebraucht, vor allem, um den Bundesstaat nach 1848 zu festigen. Was wir – gerade von der weltoffenen, kritischen, liberalen Seite – benötigen, ist, unsere vielseitige, kreative, weltoffene Schweiz als Heimat positiv zu besetzen. Ich denke etwa an die Werbekampagne der SBB, die die unterschiedlichsten Personen zeigt, die keine «Bio-Schweizer» sind, trotzdem aber zu unserem Land gehören. Das sind wir, diese Realität müssen wir positiv besetzen. Wir müssen nicht sagen, was wir nicht sind. Das ist ein anderer Diskurs. Das müssen wir vor allem von liberaler und linker Seite lernen.

Würden Sie sich in diesem Sinne als Patriot bezeichnen?

Ja. Ich erinnere mich an eine Situation, als ich in Tschetschenien tätig war. Ich erhielt eine gelbe Schutzweste mit einem Schweizer Kreuz. Das war mir damals peinlich und ich entfernte das Kreuz. Ich sagte, ich bin nicht als Schweizer hier. Wahrscheinlich würde ich dies heute nicht mehr tun – jedenfalls nicht so selbstverständlich wie damals. Ich bin auch nicht mehr so allergisch auf die Schweizer Fahne wie früher. Im Gegenteil. Schliesslich gehört sie zu uns. Und bei einem Fussballmatch hoffe ich, dass die Schweizer gewinnen. Patriotismus und Nationalismus müssen nicht schlecht sein. Sie sind Teil einer kollektiven Identität, die jeder hat und jeder braucht. Ich beobachte das auch in Deutschland, wo man wieder auf sein Land stolz sein darf: Das ist ein neues Deutschland, das verantwortungsvoll handelt und wie kein anderes Land sorgfältig mit seiner Vergangenheit umgeht. Dies war und ist ein nationales Projekt, das zur gemein-

samen Identität beigetragen hat. Deutschland hat damit international grosses Ansehen erreicht.

Sie leben in Berlin und pendeln in die Schweiz, um als Nationalrat Ihr Mandat auszuüben. Wo bzw. was ist Heimat für Sie?

Ich fühle mich an beiden Orten zu Hause. Für meine politische Tätigkeit ist dies allerdings ein Problem, und das Problem ist nicht die Distanz. Wenn ich im Tessin oder im Unterengadin leben würde, würde die Reise nach Bern gleich lange dauern. Das Problem liegt vielmehr darin, dass die Lebensumwelt, in der ich mich täglich bewege, nicht Teil meiner politischen Auseinandersetzung ist. Das ist ein Nachteil. Mein Alltag bewegt sich ausserhalb der Schweizer Realität, was allerdings auch ein Vorteil sein kann. Zum Beispiel, wenn ich schildern kann – wie im Fall der Privatisierung der Deutschen Post – was es heisst, wenn der Service public nicht mehr funktioniert. So kann ich als Auslandschweizer aus einer andern Perspektive etwas zur politischen Debatte beitragen. Das ist jedoch nicht immer unproblematisch. Ich bin nicht unkritisch gegenüber meiner politischen Rolle.

Was meinen Sie damit?

Mir wurde zum Beispiel vorgeworfen, dass ich in der Schweiz keine Steuern bezahle und mich trotzdem politisch betätige. Da stelle ich aber eine andere Frage: Warum sollen die Ausländer, die in der Schweiz leben und Steuern bezahlen, keine politischen Rechte haben? Ich wäre gerne bereit, dafür auf mein passives Wahlrecht und damit auf mein Mandat zu verzichten.

Mit welchen Herausforderungen wird die Schweiz in Zukunft konfrontiert sein? Konzentrieren wir uns in der Schweiz zu sehr auf die Migrationsthematik?

Es wird in Zukunft vermehrt darum gehen, uns mit der Frage auseinanderzusetzen: Wer sind wir? Und: Wie überwinden wir den Widerspruch zwischen dem national beschränkten politischen Diskurs und der gesellschaftlichen weltoffenen Realität? Die Zuwanderungsthematik ist dabei wichtig, aber zentraler wird sein, wie wir sicherstellen können, dass wir die Stärken, die der einzigartigen 150-jährigen Erfolgsstory der Schweiz in Europa zugrunde liegen, auch für unsere Zukunft nutzbar machen. Wie können wir die Kreativität und Innovation sichern, um unseren hohen Lebensstandard zu garantieren. Es geht hier um die Zukunft unseres welt- und europaoffenen Forschungs- und Produktionsstandorts. Wir haben ausgezeichnete Voraussetzungen, aber wir können das Land auch an die Wand fahren. Der Erfolg der Vergangenheit ist keine Garantie für den Erfolg in der Zukunft.

Vielen Dank für das Gespräch!

« Nous devons prendre conscience de qui nous sommes »

En octobre 2015, Tim Guldemann – qui habite toujours Berlin – a été élu au Conseil national du canton de Zurich pour le PS. Cet ancien diplomate s'exprime régulièrement en public, de manière incisive, sur le rôle de la Suisse en Europe. Dans l'interview, il répond aux questions portant sur la société de migration et sur une Suisse en pleine mutation, qui doit retrouver son identité. Projetant son regard sur l'avenir, il pense que:

« Demain, la question de savoir qui nous sommes deviendra de plus en plus pressante. Mais encore : comment allons-nous surmonter la dichotomie entre un discours politique limité à la dimension nationale et la réalité d'une société ouverte sur le monde ? La thématique de l'immigration est centrale dans ce contexte, mais il sera encore plus important de savoir comment nous pourrions veiller à ce que les atouts qui ont présidé à la success story suisse de 150 ans, unique en son genre en Europe, puissent aussi être exploités pour notre avenir. Comment pourrions-nous assurer créativité et innovation pour garantir notre niveau de vie élevé ? Il s'agit là de l'avenir de notre site de recherche et de production ouvert sur l'Europe et sur le monde. Nous avons pour cela d'excellentes ressources, mais nous pourrions aussi conduire le pays droit dans le mur. Le succès du passé ne constitue pas une garantie pour la réussite future. »

Tim Guldemann studierte Volkswirtschaft an der Universität Zürich. 1982 trat er in den diplomatischen Dienst ein und nahm unterschiedlichste Positionen wahr, u.a. als Botschafter im Iran und in Berlin sowie als Vermittler in verschiedensten Konfliktregionen wie Tschetschenien, Kroatien, Kosovo und der Ukraine. Das Gespräch führte Simone Prodoliet.



Nikola

«Waren Sie schon einmal in Wilderswil?»

«Könnten Sie schauen, wann der nächste Zug nach Wilderswil fährt? Ich habe meine Brille zu Hause vergessen.»

«In genau fünf Minuten.»

Eine kleine Frau in Wanderschuhen und Regenjacke. Sie lacht mich an, fragt, wohin mich meine Reise führe. Das Reisen habe sie erst vor kurzer Zeit entdeckt. Früher sei sie selten weggegangen, der Mann musste bekochen, die Kinder versorgt werden.

«Jetzt, wo der Ernst im Himmel ist, kann ich machen, was ich will.»

«Nach Wilderswil, ich fahre auch nach Wilderswil», spricht meine Stimme zu ihr.

Die wenigen Sachen auf zwei Koffer verteilt, einer von Anne und der andere von Baba getragen, überquerten wir die Strasse. Die Luft roch nach Regenwürmern. Baba rauchte. Er sprach kein Wort, als wir in Bern auf den Zug warteten. Mein Bruder und ich waren aufgeregt, wir liefen umher, schrien und schlugen uns.

«Hört auf damit. Setzt euch hierher. Bis der Zug kommt, möchte ich nichts mehr von euch hören. Habt ihr mich verstanden?»

Die Leute um uns schüttelten die Köpfe. Danach waren mein Bruder und ich still wie Schnee.

Seit wir vor zwei Wochen nach Bern gekommen waren, hatten wir jeden Tag die ausfahrenden Züge von der Terrasse der Universität aus beobachtet.

Da würden wir einmal studieren, in diesem alten Gebäude, sagte Baba.

Wir lehnten uns aus dem geöffneten Zugfenster. Meine Haare umschlangen mein Gesicht.

«Das wäre doch ein schönes Haus für uns, mit einem Trampolin.»

«Nein, jenes dort mit den schönen Blumen im Garten.» Das Gefühl, fast nicht atmen zu können, und die Geschwindigkeit, die mich beinahe aus dem Fenster riss, waren viel zu aufregend, um damit aufzuhören. Der Wind war laut, wir schrien uns an. Anne zupfte immer wieder an unseren Kleidern, schrie, wir sollten uns sofort hinsetzen, was wir nicht taten. Baba lachte, er hätte am liebsten selbst seinen Kopf aus dem Fenster gestreckt, wenn ihn Anne nicht mit bösen Blicken zurückgehalten hätte.

Alle staunten, wie weich und bequem die Sitze waren. Ganz still war es, als ich mich wieder hingesetzt hatte. Die gut gekleideten Leute, die ihre Gesichter hinter grossen Zeitungen versteckten. Baba nahm ein Plastikmesser aus der Tüte, brach mit seinen grossen Händen ein Brot, strich Weichkäse drauf und belegte es mit Trutenschinken. Nach einer kurzen Weile war der Boden mit Brotkrümeln übersät, und auf dem Tisch klebte Schokolade. Anne rieb mit etwas Spucke auf einem Taschentuch an meiner Wange die Schokolade weg. Ich verzog mein Gesicht so, dass sich sogar der Schaffner, der plötzlich dastand, erschreckt haben muss. Er sah sich unsere Tickets an, die Baba aus seiner Westentasche zog.

«Hier ist die erste Klasse, Sie müssen in die zweite Klasse wechseln.»

Mehrmals wies er uns, mit ausgestrecktem Finger, den Weg.

Die Zugfahrt dauert eine Ewigkeit. Annemarie, so heisst die Frau in Wanderschuhen, setzt sich zu mir.

«Proviand», sagt sie laut. Ob ich nicht einen Apfel möchte, die seien aus ihrem Garten, sie habe sie im Keller aufbewahrt.

Ich würde viel lieber das Fenster aufmachen und meinen Kopf hinausstrecken.

«Viel zu gefährlich.»

«Was haben Sie gesagt? Ich hab Sie nicht verstanden.» Sie starrte auf meinen Mund.

«Viel zu gefährlich war das, als man die Fenster in den Zügen noch öffnen konnte, sagte ich.»

«Ja, Sie sagen es. Das war viel zu gefährlich, alle diese Kinder, die hinausgegangen sind.»

Die Berge kommen näher, Einfamilienhäuser, vor denen Kinder auf den Trampolinen hüpfen. Dörfer, welche die Sonne nicht kennt, ziehen an mir vorbei.

«Waren Sie schon einmal in Wilderswil?»

«Ja, ich habe vor langer Zeit hier gewohnt, aber ich kann mich nicht mehr gut erinnern.»

Das alte Hotel gefiel mir nicht, ich hatte mir das anders vorgestellt und wollte zurück, nicht in den Bunker, sondern in eines der schönen, mit Efeu überwachsenen Häuser in der Schösslistrasse neben dem Inselspital.

Wilderswil hiess das am Bergfuss gelegene Dorf in der Nähe von Interlaken.

Dieser Ort war unheimlich. Baba hielt einem Mann den Zettel hin mit der Adresse, dann folgten wir ihm über eine breite Strasse, die zwischen traditionellen Holzhäusern durchführte. Eine Frau kam auf uns zu, sprach kurz mit Baba und Anne, dann betraten wir das ehemalige Hotel. Drinnen waren die Wände aus dunklem Holz, viele Tische und Stühle standen im Raum, wie in einem Restaurant. Ich freute mich auf unsere Ferien, denn Baba sagte, das würden sehr schöne Ferien werden. Hinter dem Tresen waren Männer aus Sri Lanka versammelt.

«Aufenthaltsraum» stand an einer Tür geschrieben, ich las es laut, verstand jedoch nichts. Mein Bruder wiederholte es den ganzen Tag. Das Zimmer war gross, ein Fernseher war an der Decke befestigt, ein paar Kinder sassen davor und sahen sich Pinocchio an. Mein Bruder setzte sich zu ihnen und starrte in den Kasten. Pinocchios Nase wuchs und wuchs, durch das ganze Klassenzimmer bis zu der Wandtafel. Mein Bruder fasste sich an die Nase. Ich folgte Anne und Baba die Treppe hoch in den ersten Stock. Ein langer, roter Teppich zog sich durch den Korridor, links und rechts waren viele Türen mit Nummernschildern. Vor der Nummer zweiundzwanzig blieben wir stehen. Das war unsere zweite Unterkunft in der Schweiz. Bevor wir nach Neuenegg geschickt wurden.

In Interlaken steige ich mit Annemarie in einen Regionalzug um. Sie klammert sich an meinen Arm, erzählt von ihren Kindern, die sie lange nicht mehr gesehen hat. Ihre Enkelin gleiche mir, sagt sie. Ich greife in meine Tasche, nach langem Suchen ziehe ich eine Tafel Schokolade heraus.

«Sie wohnen alle so weit weg, ich hätte sie gerne bei mir und würde sie auch gerne öfter besuchen. Aber die haben so viel zu tun, die haben nicht immer Zeit, nach Bern zu kommen. Ich verstehe das gut.»

«Haben Sie Lust auf Schokolade? Wärmt die Hände, sagt meine Mutter.»

Sie isst eine Reihe, ich reiche ihr eine weitere.

Nach kurzer Zeit erreicht der Zug Wilderswil, und ich werfe die Verpackung in den Mülleimer unter dem kleinen Tisch zwischen mir und Annemarie, auf dem falsch geschrieben «Iyi Yoculuklar» steht.

«Iyi Yolculuklar» würde es richtig heissen, gute Reise. Ich

steige aus und wickle mir das rote Halstuch zweimal um den Hals.

«Es hat mich sehr gefreut, Sie kennenzulernen, vielleicht sehen wir uns einmal wieder.»

Ich setze mich auf eine Bank am Bahnhof und rufe Anne an. «Weisst du noch, wo das Asylheim stand?»

«Das Dorf liegt im südlichen Teil des Bödels. Wilderswil ist ein Ausgangspunkt für Ausflüge in die Jungfrauregion oder ganz allgemein ins Berner Oberland. Wilderswil hat sechzehn Hotels, Motels und Gasthöfe mit neunhundert Gästebetten und Ferienwohnungen, Bade- und Wassersportmöglichkeiten bieten der nahe gelegene Thuner- und Brienersee. Gelegenheit zum Wandern, der Erlebnisweg «Natur und Bahn» führt der Lütchine entlang nach Zweilütschinen.» Steht auf einem Schild neben mir.

Jeden Freitag erhielt unsere Familie einundzwanzig Franken. Baba fragte die Frau, die für uns zuständig war, weshalb er sich nicht eine Arbeit suchen durfte, das Geld reichte nicht aus. Mit dem F-Ausweis stelle ihn niemand ein. Baba würde sich strafbar machen. Er schlug mit der Faust in die Wand, rauchte danach mit der blutigen Hand eine Zigarette.

Baba hatte sich die Haare und den Bart wachsen lassen. Anne achtete nicht mehr auf ihre Kleidung, sie ging nicht mehr zum Friseur, und das Rot deckte nicht mehr ihre ganzen Fingernägel.

«Bitte Anne, kannst du dich nicht ein wenig anstrengen? Das kann doch nicht so schwierig sein. Sag mir doch, wie ich in dieses blöde Hotel komme, sag es mir jetzt einfach.»

Ich suche auf dem Handy nach dem Heim und gelange auf die Internetseite des Migrationsdienstes des Kantons Bern.

«Asylsuchende sind Personen, die in der Schweiz ein Asylgesuch gestellt haben und im Asylverfahren stehen. Während des Asylverfahrens haben sie grundsätzlich ein Anwesenheitsrecht in der Schweiz. Grundsätzlich werden die Ausländerausweise von Asylsuchenden für längstens sechs Monate, jedoch maximal bis zur angesetzten Ausreisefrist, ausgestellt.»

Dieses Asylverfahren dauerte in unserem Fall dreizehn Jahre. Dreizehn Jahre die Schweiz nicht verlassen. Dreizehn Jahre keine legale Arbeit.

Dreizehn Jahre Angst, ausgeschafft zu werden.
Nach dreizehn Jahren war ich eine Frau geworden und meine Grosseltern tot.

«Eine vorläufige Aufnahme wird Personen erteilt, deren Asylantrag abgelehnt worden ist, die aber trotzdem nicht in ihr Heimatland zurückkehren können, namentlich weil dort Krieg herrscht, die Wegweisung unzulässig oder materiell unmöglich ist. Der für zwölf Monate ausgestellte F-Ausweis muss jährlich erneuert werden. In Tat und Wahrheit reisen nahezu alle Inhaberinnen und Inhaber eines Ausweises F nicht mehr aus der Schweiz aus, wie etwa die seit 1992 in der Schweiz lebenden Somalier oder die aus Ex-Jugoslawien, die zwischen 1993 und 1995 eingereist sind.»

«Tschüss, ich liebe dich, Anne, die du mich neun Monate unter deinem Herzen getragen und mich mit unvorstellbaren Schmerzen geboren hast.»

Anne spricht gerne über meine Geburt, vor allem wenn sie mir ein schlechtes Gewissen machen möchte.

«Ja, Anne, es tut mir leid, ja, ich verspreche dir, ich werde dich nie mehr anschreien.»

«Hadi tschüss. Tschüss de.»

«Tschüss, tschüss.»

Ich muss mich doch an etwas erinnern können.

«Während der ersten Zeit nach Einreichung des Asylgesuches ist den asylsuchenden Personen die Ausübung einer Erwerbstätigkeit untersagt. Die Ausländerausweise erhalten dementsprechend den Vermerk <Erwerbstätigkeit untersagt>. Der Ausländerausweis wird nach Ablauf der ersten drei Monate um weitere sechs Monate verlängert mit dem Vermerk <ohne Erwerbstätigkeit>.»

An der Bushaltestelle stehen Jugendliche im Skidress, andere tragen einen Schlitten auf der Schulter. Es sind Frühlingferien.

Ein Soldat in Uniform wartet auf den Bus, der durch das Dorf fährt. Alle fünfzehn Minuten, die Hauptstrasse hoch und wieder runter.

Auf seinem Abzeichen, das am Oberarm aufgenäht ist, steht «SWISSCOY KFOR», ich sehe das Kosovo- und darunter

das Schweizer Wappen. Ich gehe näher. Als er sich umdreht, einen Schritt weg macht, streiche ich meine Haare aus dem Gesicht, er sieht mich an, und ich sage:

«Fliegen Sie nach Pristina?»

So eine dumme Frage, denke ich.

«Nein, noch nicht.»

«Ach so.»

«Ja.»

«Waren Sie einmal in Prizren?»

«Ja, da bin ich stationiert.»

«Wissen Sie, ich und meine Familie kommen aus Prizren. Wir haben, als wir in die Schweiz kamen, eine Zeit lang in diesem Dorf gelebt. Sind Sie hier aufgewachsen?»

«Ja, genau.»

«Was für ein Zufall.»

«Ja, genau.»

Dann dreht er sich von mir weg, bevor ich weiterreden kann. Ich reisse mir mit den Fingernägeln kleine Hautstücke weg, bis ich Blut am Finger kleben habe.

Blut schmeckt wie mein Ohrring.

Wenn die Lippe einmal blutet, blutet sie so lange, bis man vergessen hat, wie Blut schmeckt.

Ich finde das Hotel nicht und fahre wieder zurück nach Bern.

Auszug des Textes aus «Elefanten im Garten», Limmat Verlag Zürich 2015, S. 51-59. Abdruck mit freundlicher Genehmigung des Verlags.

Meral Kureyshi wurde in Prizren im ehemaligen Jugoslawien geboren. Nach Abschluss des Studiums am Schweizerischen Literaturinstitut in Biel gründete sie das Lyrikatelier in Bern.



Rosa

39, rue de Berne.

Ma mère retourne à la cuisine. Je ne sais pas ce qu'elle va faire là-bas, au lieu de continuer l'histoire que je veux entendre jusqu'à la fin. Quand elle marche, je la suis du regard. Son derrière cambré donne du rythme à son pas. Pour ça, je me dis que ma mère aurait fait une bonne danseuse de Bi-Zizi, parce qu'elle n'a même pas besoin de se gâter pour que sa chose-là roule vite-vite. Chez elle, c'est naturel, ça bouge sans que tu ne le demandes.

Lorsqu'elle revient au salon, maman prend sa crème pour les mains posée sur la petite table à droite de sa chaise à bascule. Elle en dépose un peu dans ses paumes, puis l'étale harmonieusement jusqu'à ses poignets.

Maman adore prendre soin d'elle, parce qu'une princesse bantoue ne doit pas être moche ! Elle se donne tous les moyens pour rester pimpante. Elle passe des heures et des heures à la salle de bain avant de se rendre, le plus souvent en soirée, à la rue de Berne où elle exerce avec passion sa profession de *wolowoss*. Quand maman reste longtemps comme ça à la salle de bain, je comprends que pour réussir dans son métier, il faut beaucoup de temps à soi. C'est pour ça qu'elle ne se sépare jamais longtemps de son amie coiffeuse. Charlotte lui fait bien-bien ses cheveux-là à tel point que les gens croient que ce sont ses vrais cheveux.

La salle de bains de notre appartement est remplie de produits de beauté de toutes sortes : du beurre de karité dans un grand pot en plastique où on peut lire *African beauty : to keep your skin naturally dark*, des crèmes Nivea, L'Oréal, Yves Rocher et tout le reste, pour donner une fraîcheur occidentale à son grain de peau qu'elle veut bien noir, des crèmes de jour et des crèmes de nuit pour le visage, et même des crèmes d'après-midi pour le visage, des pomades anti-boutons, des démaquillants, des dissolvants, des vernis à ongles de mille couleurs, des toniques, des gels-ci, des gels-ça, des tiroirs pleins à craquer de fonds de teint multicolores : rouge, bleu, vert, rose, orange, arc-en-ciel, de multiples savons et lotions, sans oublier des crèmes d'épilation qu'elle utilise en permanence pour lutter contre sa pilosité abondante. Le dénominateur commun de tous

ces produits-là est la mention « ne pas laisser à la portée des enfants ».

Pourtant, tout ça est à ma portée. En l'absence de Mbila, il m'arrive de me servir d'un rouge à lèvres pour donner quelque couleur à mes lèvres minces. Il m'arrive également de me vernir les ongles, de m'appliquer un masque sur le visage ou de me faire un shampoing alors même que j'ai la tête complètement rasée. Souvent, j'essaie les perruques de ma mère. Et là, je remarque avec plaisir que je lui ressemble beaucoup.

« Ne pas laisser à la portée des enfants » ? Ma mère ne m'a jamais pris pour un enfant. Aujourd'hui encore, j'ai le sentiment que j'ai toujours été son colocataire, ou mieux, son associé. Plusieurs fois, elle a fait appel à mes services pour une épilation de sourcils, pour un *brushing* de ses faux cheveux, pour le choix de la robe qui lui attirerait le plus de clients possible en une soirée. À part les trucs de beauté de princesse bantoue-là, j'ai également été son chargé de communication. Elle me demandait de renvoyer cordialement tel client trop pressant ou telle dame à qui elle devait de l'argent et qui venait le chercher à la maison tôt-tôt le matin. Et même lorsqu'elle était juste là, cachée derrière la porte d'entrée de notre appartement, je disais à ses créanciers, les regardant droit dans les yeux, la mine débordante de sérieux : « Maman n'est pas là. Elle est partie en voyage. » Ils rebroussaient alors chemin devant l'humilité et, paradoxalement, la fermeté de ma voix.

Ça fait du bien de se sentir important, indispensable. Être associé et en même temps chargé de communication de maman me donne une estime de moi grande comme une tour de deux étages. Comme j'adore ce sentiment indescriptible d'être pris pour un grand !

C'est à ce titre d'associé que ma mère peut me raconter son histoire, car elle me fait entièrement confiance. Moi, je ne gaspille pas les secrets comme les femmes des salons de coiffure. Maman sait que ma bouche a toujours un caleçon bien-bien serré, même une gaine. Elle sait qu'elle peut me faire confiance au vu des résultats que j'ai eus à tous les

postes auxquels elle m'a affecté. Pour ça, je n'ai même pas besoin de lui demander une promotion qu'elle me la donne vite fait. Elle me promet au poste de... psychologue ! C'est comme ça que ma mère a fait de moi un *quelqu'un*.

Moi, je prends ma nouvelle fonction avec le plus grand sérieux. J'écoute maman comme un professionnel, disant beaucoup de « uhum » et hochant la tête. De temps en temps, je lui pose tout de même une question, histoire de mieux comprendre les allers et retours de son histoire-là.

Ma patiente Mbila s'allume une autre cigarette et continue son histoire.

Entrer en France comme danseuse pour deux semaines de concerts n'était vraiment pas suffisant pour accumuler quelques économies et redorer le blason d'une famille noyée dans les eaux de la pauvreté. Ce n'était de loin pas suffisant pour bomber la poitrine d'un oncle Démoney décidé à sortir de la précarité dont il tenait pour responsables les autorités politico-administratives et le président de la République en personne. La solution pour Mbila était soit de vivre clandestinement en France et de voir peser sur sa tête la menace d'une expulsion directe, soit de se marier avec un homme en situation régulière, de préférence un Blanc, soit encore de rentrer à la maison à Ngodi-Akwa après seulement deux semaines de tournée avec le groupe M'veng et les Tueuses de Bi-Zizi. Le dernier scénario n'était simplement pas envisageable. Oncle Démoney serait raide mort des suites d'un violent infarctus s'il avait assisté au retour prématuré de sa soeur. Si un violent infarctus ne l'avait pas emporté, il se serait simplement donné lui-même la mort, parce que ce genre de honte-là est trop lourd à porter. Et même son Dieu Soleil l'aurait compris et pardonné. Mbila devait donc faire tout ce qu'elle pouvait pour rester en France.

Mais qu'est-ce qu'une fille comme Mbila pouvait faire pour rester dans ce pays-là qu'elle ne connaissait que de nom ? Les Philanthropes-Bienfaiteurs ne lui avaient pas dit comment on se comporte chez les Blancs quand on veut rester chez eux. Ils s'étaient juste contentés de formules bateau telles que « respecte les membres du groupe M'veng, et fais tout ce qu'ils te demanderont de faire ». Voilà ce qui avait été le mot d'ordre, auquel Mbila s'était d'ailleurs scrupuleusement tenue jusqu'à offrir au leader vocal du groupe, Oyono Bivondo, ce qu'elle avait su préserver sagement jusqu'à ses seize ans, sa virginité. Oyono avait pris ça bien-bien comme si ça n'attendait que lui. Loin d'elle tout sentiment de regret. « Oyono était trop beau pour qu'on lui dise non », me dit-elle. Ce n'avait donc pas été difficile pour elle de respecter le mot d'ordre des Philanthropes-Bienfaiteurs et d'offrir la fraîcheur de son haricot rouge à un Oyono dont les charmes l'avaient fait tomber sans glisser. Mbila était fière de donner son haricot rouge à cet excellent mâle noir. C'est pour cette raison qu'elle n'avait pas été choquée, ni même blessée lors-

qu'elle avait su, quelques jours plus tard, qu'elle n'était que l'énième conquête d'un homme gourmand de toutes les nouvelles graines de haricots du groupe.

Exceptée Mbila, en cette année 1992, ils étaient en tout, vingt-trois femmes et hommes à avoir foulé le sol européen par l'entremise du groupe M'veng. Certains s'étaient séparés du groupe dès leur arrivée à l'aéroport Roissy-Charles de Gaulle. Ils avaient de la chance : leur famille ou des connaissances les attendaient déjà sur place. Leur aventure avec le groupe M'veng prenait fin à cette étape. Évidemment, ce n'était pas le cas de Mbila qui, elle, n'avait que Dieu Soleil pour la soutenir dans son aventure. En deux semaines, elle espérait vivre un miracle. Bah, elle pouvait toujours espérer ! Oncle Démoney n'avait-il pas prié son Dieu Soleil afin qu'il illumine ses sentiers ? Ne l'avait-il pas ointe de sa salive bénie ? N'avait-il pas proclamé la prophétie de sa bénédiction et sa prospérité ? Et puis, pourquoi Mbila n'aurait-elle pas pu réussir en France si Amougou Atangana l'avait fait ? Mbila attendait sa part de miracle en l'espace de deux semaines. Elle espérait faire une belle rencontre avec un monsieur qui aurait voulu l'épouser, ou l'embaucher comme bonniche chez lui. Elle espérait même pouvoir promener quelques quatre pattes qu'elle détestait tant. Elle espérait faire la plongeuse ou même faire le croquemort... pourquoi pas ? Après tout, une fois en Europe, tout était possible.

Extrait du livre « 39 rue de Berne », Max Lobe, pp. 63-68, Editions Zoé, Genève, 2013. Réimpression avec l'autorisation de la maison d'édition.

Max Lobe est né à Douala (Cameroun). Arrivé en Suisse en 2004, il suit à Lugano des études de communication et journalisme puis un master en politique et administration publique à l'IDHEAP de Lausanne. Il vit actuellement à Genève.



Thileeban



Sarah

Il «Fremdengraben»: come percepirlo, comprenderlo e superarlo.

Eccolo profilarsi all'orizzonte proprio qui in Ticino il muro simbolico invocato più volte: edificato in tutta la sua simbolicità il *Fremdengraben* si erge all'interno di una localizzata parte della Svizzera, il Ticino appunto, e non si tratta di un muro semplicemente escludente la realtà confinante italiana, questo è un muro ideologico che si contrappone a quanto di straniero vi è in Ticino e in Svizzera; ed è un «muro economico» eretto per ragioni economiche. In ogni caso, anche nel resto del Paese il muro di incomprensione nei confronti degli «stranieri in patria» non è certo molto meno alto.

Per cercare di tracciare una mappa confacente all'evoluzione ma soprattutto alla situazione attuale del *Fremdengraben* in Svizzera, e in special modo in Ticino, ho ricavato sei diversi ambiti (luoghi simbolici) in cui esso agisce e impone la sua influenza.

Regole insufficienti di un mercato del lavoro deregolamentato

Il *primo ambito* riguarda il mondo del lavoro, luogo che alcuni vorrebbero di scontro tra gli interessi e le prospettive dei cosiddetti autoctoni e dei cosiddetti stranieri. Uso il termine «cosiddetti» per entrambi i gruppi dato che è ovviamente impossibile distinguerli chiaramente anche sulla base di ciò che ho riportato nella parte iniziale del mio contributo a proposito delle origini «miste» della maggioranza della popolazione residente in Svizzera. Tuttavia, è piuttosto chiaro che chi si sente autoctono per ragioni sia oggettive sia soggettive è, spesso, interloquuto da una propaganda martellante che dipinge una certa visione dello «straniero» come di colui che insidia il posto di lavoro agli autoctoni o, meglio, a coloro che da più tempo si sono insediati nel Paese. Questo tipo di propaganda è particolarmente virulento (e pure efficace, a

quanto risulta dalle consultazioni elettorali) in Ticino dove, in effetti, vi è un «effetto di sostituzione» della manodopera locale con quella frontaliera in vari ambiti lavorativi; ciò è dovuto prettamente a motivi di risparmio sul mercato del lavoro in assenza, spesso, di regole precise. Si agisce, insomma, simbolicamente ma anche politicamente, contro la forza lavoro che spesso e volentieri accetta salari non degni della Svizzera in aperta competizione «al ribasso» con i lavoratori locali invece di rivolgere la propria attenzione alle regole insufficienti di un mercato del lavoro transfrontaliero totalmente deregolamentato.

Voragini nella libertà confessionale

Il *secondo ambito* riguarda, invece, il mondo confessionale o religioso che dir si voglia e le rispettive tradizioni, usanze e modi di comportarsi. Anche in questo caso il Ticino è apripista di iniziative che tendono ad emarginare quando non ghetizzare usi e costumi diversi da quelli autoctoni. Il referendum contro il burqa in Ticino impedirà di usare questo tipo di abbigliamento da parte delle donne credenti-tradizionaliste musulmane e un'iniziativa del genere sta per essere proposta dalle forze conservatrici a livello nazionale. Lo stesso tipo di azione politica si è avuto, a livello nazionale stavolta, riguardo alla costruzione o meno dei minareti (che in Svizzera al momento sono tre). Problematiche decisamente marginali, insomma (i musulmani in Svizzera sono circa 400 000, non tutti praticanti, su una popolazione di 8 milioni), coinvolgono e sfidano, su pressione politica di alcune forze conservatrici, tutto il corpo sociale ed elettorale svizzero a cadenze regolari, prova ne è il continuo inasprimento delle misure d'accoglienza degli asilanti. La decisione di non poter richiedere l'asilo in terra straniera con la relativa modifica della legge ad hoc è stata una pietra miliare sulla via di rendere difficoltose questo tipo di richieste favorendo implicitamente la terribile migrazione via terra o mare di disperati alla ricerca di accoglienza in loco. Questo tipo di restrizioni viene ora salutato come salvifico persino da alcuni attori del campo socialista. Ancora una volta, il *Fremdengraben* apre voragini nella libertà confessionale e per quel che riguarda la concessione dell'asilo.

«Difendere il nostro benessere»

Il *terzo ambito* in cui agisce il *Fremdengraben* è quello della percezione storica e culturale, impregnata di «leggende di ritorno» nazionali e nazionalistiche che, nella realtà dei fatti storici, trovano ben poco posto. La stessa leggenda di Guglielmo Tell, a cui ho accennato sopra, era stata usata verso la fine dell'Ottocento come collante tra le parcellizzate popolazioni cantonali, mentre oggi si afferma in varie parti del Paese un nazionalismo (che a volte, come in Ticino, sfocia in regionalismo) fondato su una percezione di benessere economico da difendere dall'«invasione», ma narrato a partire da peculiarità pseudo-etniche e di pseudo-rilevanza storica. Non dobbiamo infatti dimenticare che coloro che, oggi e qui, si definiscono «veri svizzeri» sono per più della metà parzialmente di origine straniera, come sottolineato sopra citando le statistiche aggiornate sulla popolazione. Un'operazione pseudo-culturale di stampo nazionalistico è stata quella tentata da due consiglieri comunali della città di Lugano che non volevano che si assegnasse il nome di una via cittadina al premio Nobel per la letteratura, l'italiano Eugenio Montale, dato che la Svizzera era – secondo i due consiglieri comunali – in guerra con l'Italia (si presume per motivi economici). Ancora una volta, si può notare come le motivazioni pseudo-culturali (forse in questo caso sarebbe meglio parlare di anti-cultura) o pseudo-storiche si rifanno piuttosto a percezioni e situazioni di tipo economico, percezioni e situazioni («difendere il nostro benessere») attorno alle quali, di fatto, vengono proposte e sviluppate le «battaglie» in nome della difesa nazionale.

«Paura dello straniero»

Il *quarto ambito* in cui viene rivendicato un *Fremdengraben* è quello dell'universo migratorio con la difficile, a parole, integrazione dei migranti in Svizzera. La «migrazione globale», come viene anche definita nelle cerchie sociologiche al giorno d'oggi, è l'altra faccia della medaglia della globalizzazione economica. Un numero ininterrotto di migranti si affacciano nelle terre del benessere onde sfuggire a guerre e persecuzioni ma anche onde allontanarsi dalla

fame. La gestione di questo fenomeno di portata mondiale, ingenerato dalla «visibilità» odierna di un mondo migliore e reso possibile sia dalle comunicazioni globali sia da vere e proprie organizzazioni senza scrupoli di «passatori» illegali, sarebbe da affidare alle organizzazioni internazionali come l'ONU e i suoi derivati, in stretta sinergia con i paesi di accoglienza. Ciò, tuttavia, non si verifica nella realtà e i migranti sono lasciati spesso e volentieri al loro destino. Oggi, questo fenomeno di portata quasi biblica è pure sfruttato da una forma di capitalismo senza scrupoli che in questo modo abbatte i costi del lavoro e della produzione di tutta una serie di merci e materiali. La Svizzera ha una regolamentazione per quel che concerne l'afflusso dei migranti, ma l'insieme delle leggi all'uopo viene continuamente ritoccato a causa di iniziative e referendum popolari restrittivi promossi dalla destra più o meno xenofoba che ne ha fatto il proprio cavallo di battaglia. Ingenerare la «paura dello straniero», ovvero edificare un *Fremdengraben* profondissimo, è allora diventata la maggiore preoccupazione di alcune forze dell'arco politico svizzero, per non parlare della recente riproposizione dell'edificazione di un muro «anti-migranti» sul confine italo-ticinese. Le cifre dell'immigrazione in Svizzera parlano, invece, di una situazione ampiamente sotto controllo ma anche in questo caso, come in altri, l'attenzione politico-mediatica alla tematica provoca le cosiddette «reazioni e paure di tipo soggettivo» tra la popolazione.

Il *quinto ambito* in cui si profila un *Fremdengraben* è quello dell'universo mediatico politicizzato e spettacolarizzato (la «società dello scandalo») che amplifica tensioni interne presunte che, di fatto, non sussistono o sussistono in Svizzera solo in minima parte estremizzando il dibattito pubblico. Nei media si parla di «emergenza migrazione», «pericolo di invasione straniera» eccetera quando invece nella realtà i flussi degli stranieri in arrivo sono regolamentati da tutta una serie di leggi e ordinanze che, come detto in precedenza, sono diventate viepiù restrittive. Tutta una serie di «paure» attraversa giornalmente la nostra società che, in parte, reagisce come se fosse costantemente assediata da forze ostili. Allarmi «invasione» di ogni genere si sono moltiplicati nell'immaginario della collettività, mentre in

Der Fremdengraben

Im Tessin gibt es seit einiger Zeit eine symbolische Untiefe: den Fremdengraben. Es handelt sich dabei jedoch nicht um die Grenze zwischen der Schweiz und Italien. Vielmehr geht es um Trennlinien, die in verschiedenen Bereichen wirksam sind. Dies betrifft zunächst die Arbeitswelt, in welcher zwischen sogenannten Einheimischen und sogenannten Zugewanderten unterschieden wird. Sergej Roic betont dabei das «sogenannt», denn seiner Ansicht nach ist die Zuteilung zu der einen oder andern Gruppe nicht immer stringent. Je nachdem, welcher Gruppe man zugeordnet wird, können Arbeitsbedingungen besser oder schlechter ausgestaltet sein. Auch bezüglich religiöser Zugehörigkeit besteht eine Mauer im Tessin (aber auch in der gesamten Schweiz): Die christlichen Konfessionen – immerhin drei sich unterscheidende – werden «dem» Islam gegenübergestellt. Verknüpft werden solche Zugehörigkeiten mit pseudo-historischen «Tatsachen», welche beweisen sollen, dass die «Einheimischen» sich grundsätzlich von «Zugewanderten» unterscheiden. Sergej Roic plädiert für ein genaues Hinschauen, denn das Errichten von Mauern bzw. das Ausheben von Gräben verbessere keineswegs die Lebenssituation derjenigen, die sich vom «Fremden» bedroht fühlen.

Ticino, che purtroppo primeggia in questo campo, vi è stata la fattiva espulsione dei rom e persino l'allontanamento di alcune famiglie di bambini sudamericani in età scolare.

Il *sesto ambito* in cui si palesa un *Fremdengraben* è l'universo virtuale di Internet, luogo deputato alla «massima libertà» di espressione e, spesso, luogo dove nascono e incancreniscono frontiere posticce fra compagini sociali che vivono fianco a fianco. Questo universo sta assumendo viepiù il ruolo di «sfogatoio» di sentimenti primari di ripulsa con particolare accento alla posizione degli stranieri. Le persone che vi partecipano, spesso con faccia, nome e cognome, non si rendono conto che Internet (blog, social network) è una piazza sì virtuale ma pur sempre una piazza condivisa in cui vigono le regole della vita in società. Tuttavia, in Internet girano insulti, minacce e spirito vendicativo in tali dosi da doversene preoccupare dato che vi si forma un'«opinione» razzista e di totale esclusione e rifiuto dell'elemento straniero. Un gruppo facebook italiano antistranieri (ma molto visitato anche dai ticinesi) dal colorito quanto becero appellativo conta, ad esempio, su più di 600 000 simpatizzanti, mentre le espressioni usate nei blog e nei social network percorsi dai ticinesi sono veri insulti e vere minacce nei confronti degli stranieri.

Sentimento a difesa di una situazione economica privilegiata

Ritengo che il *Fremdengraben* svizzero e innanzitutto ticinese sia il riflesso di un sentimento e atteggiamento a difesa di una situazione economica privilegiata. Questo atteggiamento si riverbera e si solidifica in seguito attorno a un forte sentimento di ripulsa nei confronti dello «straniero in patria». Il fatto che si basi su considerazioni anti stranieri spesso generiche è fuorviante, dato che il fossato nei confronti degli stranieri riguarda solo quelli di bassa estrazione economica, quelli cioè di cui si teme l'«invasione» e il «furto del lavoro». Per contro, gli stranieri benestanti sono spesso e volentieri ben accetti in quanto portatori di ricchezza da coloro che insultano e ghezzano gli stranieri in genere. Se ne deduce che il *Fremdengraben* svizzero e ticinese sia un fossato che dovrebbe tenere lontani i competitori «dal basso»

all'interno di una società attraversata da forze e movimenti globali che hanno contribuito ad azzerare o quasi alcune regole e consuetudini dell'ambito economico, lavorativo e comportamentale della Svizzera e del Ticino.

Testo tratto da «Frontiere interne svizzere: il *Fremdengraben*», in: AA.VV., *Frontiere e coesione*, Armando Dadò editore, Locarno 2016. Impressione con l'autorizzazione della casa editrice.

Sergej Roic si è laureato in filosofia e lettere italiane all'Università di Zagabria. È scrittore, giornalista culturale e attualmente responsabile delle pagine in italiano del sito Numes – Nuovo movimento europeo svizzero.



Haadjy

« Ya Llegaron los Suizos... » : Retourner, rester ou alterner ?

De nombreux migrants quittent leur pays avec des projets et des objectifs qu'ils ne pensent pas pouvoir atteindre dans leur pays d'origine, entre autres parce qu'ils trouvent sur leur chemin de nombreux obstacles liés à la rigidité de la structure sociale et des normes culturelles qui prédominent dans leur société. Ce fut le cas des Espagnols qui émigrèrent vers la Suisse à partir des années 1960.

La plupart des migrants sont partis avec un projet de mobilité sociale ascendante pour eux-mêmes et pour leurs familles. L'émigration représentait une manière détournée d'acquérir un meilleur statut socioéconomique en Espagne. Paradoxalement, ils rêvaient de partir pour mieux rester. Avoir du succès à l'extérieur était ainsi presque une obligation sociale et un pari sur l'avenir. Ils espéraient retourner définitivement dans leur pays, une fois leurs objectifs atteints, souvent à la retraite. Mais comment les choses se sont-elles passées pour eux en réalité ? Comment ont-ils vécu, le moment venu, la nécessité de décider entre retourner au pays, rester en Suisse ou encore vivre un peu entre deux sociétés ?

Les entretiens que nous avons menés ont montré que les choses ne sont pas simples : quelle que soit la décision prise, nombreux sont les migrants à ressentir une situation que l'on peut qualifier d'ambivalente. En effet, aucune décision n'apparaît comme tout à fait satisfaisante, car dans la majorité des cas il faut renoncer à une partie des choses qui sont hautement significatives pour les migrants.

Retour : entre impératifs économiques et vie familiale

En dépit du fait que le retour ait été une option très attendue par nombre de migrants au cours de leur vie active, au moment de la retraite, le retour apparaît plus comme une option par défaut. Plusieurs interviewés perçoivent le retour comme

un moyen de faire face à une situation économique difficile dans la société de résidence. Par ailleurs, ils cherchent des moyens pour rester en contact avec leurs enfants et petits-enfants qui, dans leur grande majorité, continuent à vivre en Suisse.

C'est le cas de José, âgé de 62 ans, marié à Maria, 55 ans, parents d'une fille de 27 ans et d'un fils de 25 ans, tous deux de nationalité suisse. José est venu en Suisse dans les années 1960 de la Catalogne et a été employé comme ouvrier qualifié dans plusieurs entreprises différentes. Il explique qu'il veut retourner en Espagne.

« Parce qu'avec l'argent que je reçois de l'assurance (AVS, deuxième pilier), je serai mieux en Espagne. Ici vous devez demander de l'aide sociale et c'est comme si vous deviez demander de l'aumône ; et je pense que quand vous êtes vieux, il vaut mieux vivre en Espagne (...). Si les enfants restent ici, je vais revenir pour passer du temps avec eux, ou ils viendront nous visiter ».

Le retour est donc un moyen d'éviter une forme de dépendance économique, mais il y aura une distance géographique par rapport à ses enfants qui sera compensée, espère-t-il, par des visites réciproques.

Pedro, également âgé de 62 ans, avec une femme de 58 ans et une fille mariée, a également décidé de rentrer après plus de 30 ans de travail en Suisse comme artisan pour différentes sociétés. Selon lui, sa situation financière après la retraite sera compliquée et il sera difficile pour lui et sa femme de rester en Suisse :

« Ici, financièrement, je ne peux pas me permettre de vivre avec la retraite qu'ils donnent. L'appartement est très cher. Le jour où je cesserai de travailler, nous ne serons pas en mesure de le payer seulement avec le salaire de ma femme et si vous ajoutez le coût de l'assurance-maladie et d'autres dépenses, pour moi, ce n'est pas suffisant. (...) Si seulement je pouvais payer un tiers de ce que je paye pour la location de notre appartement, je pourrais rester ici, parce que notre fille est mariée ici. Nous reviendrons lui rendre visite. »

Rester : entre la proximité des enfants et la nostalgie du pays d'origine

Une autre forme d'ambivalence apparaît lorsque les migrants décident de rester, après la retraite, dans leur pays de résidence. Une des principales raisons de rester est de vivre près de leurs enfants et petits-enfants. Cependant, de nombreux migrants ont également des liens familiaux proches dans leur pays d'origine et veulent rester en contact avec leurs parents et amis là-bas. Il est donc difficile pour eux de trouver un équilibre.

C'est le cas de Julio, âgé de 65 ans, venu en Suisse il y a 35 ans. Il avait l'idée de retourner dans son pays d'origine et de construire une maison pour la famille. Cependant, il changea d'avis lorsque la retraite est devenue une réalité plus proche. La décision de rester n'a pas été facile, mais il ne voit aucune alternative. Selon lui les migrants manquent de reconnaissance, sauf lorsqu'ils ont de l'argent :

« Je ne vais pas y retourner. J'ai deux filles mariées ici, j'ai quitté mes parents et mes frères il y a 35 ans, et si maintenant je suis séparé de mes filles (...). Si je regarde le côté économique, c'est mieux en Espagne avec ma retraite, mais, du côté personnel, non, ça me tuerait (...). Les migrants sont les plus pauvres du monde, personne ne nous regarde, la seule exception c'est quand nous avons de l'argent et que nous le renvoyons à notre pays. »

Berta est âgée de 62 ans, mariée, avec un fils adulte. Elle a pris une retraite anticipée parce qu'elle et son mari estimaient qu'ils payaient des impôts trop élevés sur le revenu. Cependant, au moment de l'entretien, elle s'était rendue compte que ce n'était pas une bonne décision, car elle a réduit le montant de sa retraite. Elle estime également qu'elle et son mari ne sont pas considérés comme de « vrais Espagnols » par les résidents en Espagne, chaque fois qu'ils s'y rendent. Pour Berta, il n'est pas facile de savoir où se trouve « sa maison » :

« Nous, les Espagnols, nous aimons dire une chose et en faire une autre. Je pense que si nous pouvions revenir, nous

le ferions tous, mais beaucoup d'entre nous restent ici parce que nous n'avons pas le choix, parce que nous n'avons pas l'argent pour revenir en arrière (...). C'est la raison pour laquelle il vaut mieux rester ici et recevoir 2000 francs (de retraite). (...) En outre, après 30 ans de vie ici, nous sommes comme des étrangers quand nous allons en Espagne, quand nous arrivons là-bas ils nous appellent « les Suisses ». Ils pensent que nous sommes assis sur une montagne d'or. Quand ils me le disent, je me fâche ».

Alterner : construire des ponts entre deux mondes

Vivre un peu ici et vivre un peu là-bas, pour des périodes plus ou moins longues, est une façon pour les migrants d'essayer de réaliser d'être en contact à la fois avec leur pays de résidence et celui d'origine. Cependant, les migrants n'ont pas le don d'ubiquité et, lorsqu'ils sont dans le pays de résidence, ils ressentent de la nostalgie pour leur pays d'origine et vice versa. Même s'ils essaient de construire une « double présence », ils sont également conscients de l'impossibilité de cela. Ils se sentent incapables de combler la distance (géographique, mais aussi émotionnelle) qui les sépare de l'endroit duquel ils sont momentanément absents.

Ce sont, par exemple, les sentiments ambivalents de Roberto, un homme célibataire âgé de 65 ans. Il alterne entre l'Espagne et la Suisse, vivant une partie de l'année dans chaque lieu. Il a un appartement en Espagne et va et vient au moins trois fois par an entre les deux pays. C'est sa façon de garder les liens avec deux mondes sociaux qui sont importants pour lui. Cependant, il manque toujours quelque chose de l'endroit où il n'est pas physiquement présent :

« Quand je suis là-bas, je me sens très bien. Puis je veux venir ici et ensuite je voudrais aller en Espagne. Là-bas, la famille est plus unie, ils se rendent visite davantage ; c'est particulièrement le cas dans ma famille qui est grande. L'amour de la famille est grand aussi. Et puis, je me sens le plus aimé. J'aime ici (la Suisse) parce que c'est calme, la vie est plus sérieuse qu'en Espagne, même si en Espagne les

Pendeln zwischen «hier» und «dort»

Das Leben von Migrantinnen und Migranten ist von Ambivalenz geprägt. Weder in der Aufnahmegesellschaft noch in ihrer ehemaligen Heimat werden sie vollumfänglich als vollwertige Mitglieder wahrgenommen. Selbst wenn sie an beiden Orten Staatsbürger sind und über die entsprechenden politischen Rechte verfügen, gehören sie jeweils nur halb dazu. Im Gastland erwartet man von ihnen, dass sie irgendwann dorthin zurückkehren, woher sie kommen, dorthin, wohin sie «wirklich» gehören. Doch sind sie einmal zurückgekehrt, behandelt man sie wie Fremde, und sie fühlen sich nicht mehr zu Hause. Dies ist auch der Grund, weshalb sich viele Migrantinnen und Migranten entscheiden, im Pensionsalter nicht, wie ursprünglich geplant, definitiv zurückzukehren, sondern dort zu bleiben, wo ihre Kinder und Enkel zu Hause sind: in der Schweiz. Oder sie führen ein Leben zwischen «hier» und «dort» – als transnationale Pendlerinnen und Pendler.

choses sont aussi sérieuses, mais là-bas les gens ont tendance à tout remettre au lendemain.»

C'est également le cas de Rosa, une Espagnole âgée de 63 ans, qui a pris une retraite anticipée en raison de problèmes de santé: alterner semble être le meilleur choix pour elle et son mari, mais en même temps, il est une source d'ambivalence :

«Nous avons un appartement en Espagne, mais nos filles sont devenues Suissesses et elles veulent rester en Suisse, alors nous voulons rester près d'elles. D'une part, j'aimerais vivre en Espagne et profiter de la vie un peu. Nous avons vraiment fait beaucoup de sacrifices. Par ailleurs, j'ai encore de la famille là-bas et la vie en Espagne est tout à fait différente et elle me manque. Mais je veux aussi être proche de mes filles. Il était très difficile de laisser nos parents et maintenant il est très difficile de laisser nos filles.»

L'ambivalence caractérise la vie des migrants en général, et des plus âgés aussi, à la fois comme une condition structurelle et comme une expérience subjective de cette condition. La place sociale des migrants dans la société est définie de manière ambivalente : ni dans la société de résidence ni dans la société d'origine, ils ne sont considérés comme des citoyens à part entière. Même s'ils ont des droits dans les deux sociétés, ils ne sont pas considérés comme des membres à part entière de la société. Dans leur lieu de vie on leur suggère de retourner à l'endroit où ils sont censés appartenir «pour de vrai»: leur société d'origine; mais une fois là-bas, la population non migrante les considère comme des «étrangers» appartenant principalement à une autre réalité. En fait, la majorité des migrants âgés abandonnent l'idée d'un retour définitif et choisissent de vivre la majeure partie de l'année dans le pays où ils ont passé leur vie adulte, en combinant cela avec des périodes de séjour dans le pays d'origine. Cependant, quelle que soit leur décision, les formes d'ambivalence persistent.

Bibliographie

Bolzman, Claudio ; Laure Kaeser et Etienne Christe, 2016, Transnational Mobilities as a Way of Life among Older Migrants from Southern Europe. Population, Space and Place, DOI: 10.1002/psp.2016.

Claudio Bolzman est sociologue et professeur à la HES-SO, Genève. Il est membre du NCCR LIVES.



Emi

«Wir unterscheiden uns von anderen und ähneln uns.»

Wo fühle ich mich zu Hause? Was ist Heimat? Kann ich meine Heimat wechseln? Gibt es mehrere Heimaten? Mit diesen Fragen beschäftigt sich die Ausstellung «YOLDA – Unterwegs zwischen der Schweiz und der Türkei». Zehn Personen mit unterschiedlichen Lebensentwürfen, die zwischen der Schweiz und der Türkei hin und her pendeln, berichten davon, was es heisst, an mehreren Orten zu Hause zu sein. Die biographischen Erzählungen machen sichtbar, wie sich die Sozialisation in der Schweiz und die Herkunft aus der Türkei auf das Zugehörigkeitsgefühl auswirken. Tülay Kula, Designerin und Unternehmerin, erzählt über das Potenzial, sich mehr als nur einer Kultur zugehörig zu fühlen.

Tülay Kula hielt sich als Teenagerin nicht gerne bei den Verwandten in der Türkei auf. «Sie mischten sich in alles ein, wussten alles besser. Das ging mir auf die Nerven», erzählt sie. Als erwachsene Frau in den Dreissigern hat die Designerin über ihre berufliche Tätigkeit einen neuen Zugang zum Herkunftsland ihrer Eltern und zur Familie gefunden. «Mein Leben hat die Familie näher zueinander gebracht. Jeder hat seinen Job. Mein Papa macht Kurierdienste. Meine Mutter schneidert die Prototypen und erklärt der Schneiderin im Dorf den Schnitt. Meine Tante überwacht die Produktion der Schmuckschachteln und Schals. Mein Onkel macht den Versand.»

Sie fühle sich sowohl in der Schweiz, in Istanbul, aber auch in New York zu Hause. Heimat habe für sie nichts mit Nationalität zu tun, sondern mit Erinnerungen an die Kindheit, Stimmungen, Gerüchen, Freundinnen und Freunden. Diese ambivalenten Zugehörigkeitsgefühle führen zu einem neuen Selbstverständnis: Es gibt nicht mehr nur eine Heimat, sondern mehrere. Ein Selbstverständnis, das für einen wachsenden Teil der Schweizer Bevölkerung selbstverständlich und normal ist.

«Meine Mutter fährt Auto, mein Vater kocht.»

Geboren ist Tülay Kula 1977 in Binningen in der Nordwestecke der Schweiz, dort ist sie auch aufgewachsen und zur Schule gegangen. Sie studierte Fashion Design in Zürich und ist heute selbständige Unternehmerin.

Ihre Mutter war achtzehn, als Tülay Kula auf die Welt kam, und lebte erst wenige Monate in der Schweiz. Sie folgte ihrem Mann, der als Koch eine Stelle gefunden hatte. «Es hat mir immer gefallen, eine junge, schöne Mutter zu haben», erzählt Tülay Kula lachend. Die Mutter, gelernte Schneiderin, arbeitete zunächst in einer Matratzenfabrik, danach als selbstständige Änderungsschneiderin zu Hause. Tülay Kula beschreibt sie als eine offene, neugierige und wissbegierige Person und skizziert die Rollenteilung in der Familie so: «Meine Mutter fährt Auto, mein Vater kocht. Ich kann überhaupt nicht kochen, dafür kann ich Möbel zusammenbauen und streichen und Boden verlegen. Mein Bruder kocht sehr gut, aber er schafft es nicht, einen Nagel in die Wand zu hauen.»

Als Kind sei sie eher schüchtern gewesen und erst recht im Kindergarten, wo sie zu Beginn nichts verstanden habe, da sie zu Hause nur Türkisch sprachen. Dank des zusätzlichen Deutschunterrichts habe sie aber schnell Deutsch gelernt.

Kindheitserinnerungen habe sie nur wenige, aber ein Erlebnis als Vierjährige sei ihr geblieben: «Ich war in den Ferien oft bei meinen Grosseltern im Dorf in der Nähe von Istanbul. Einmal wollten mich meine Eltern einfach dort lassen. Das war damals so eine Mode, die Kinder bei den Eltern in der Türkei zu lassen, um sich auf den Job zu konzentrieren. Schon zu Beginn der Reise merkte ich, dass etwas nicht stimmte. Sie kauften mir im Swissair-Shop eine Folklorepuppe. So eine wollte ich immer schon haben, hatte sie aber nie bekommen. Eines Abends verabschiedete sich meine Mutter. Ich hatte ein komisches Gefühl. Schon im Pyjama packte ich meinen Koffer, schleppte ihn zur Haustür und schlief auf dem Koffer ein. Als mein Grossvater nach Hause kam und mich so sah, packte er mich ins Auto, fuhr zum Flughafen und sagte meinen Eltern: Nehmt euer Kind mit nach Hause!» Auch spä-

Appartenances multiples: socialisation en Suisse et retour en Turquie

« Créativement parlant, je suis à Istanbul, mais tout ce qui est administratif se fait en Suisse », confie Tülay Kula, dont le portrait est retracé à l'exposition « YOLDA – Unterwegs zwischen der Schweiz und der Türkei » (Itinérants entre la Suisse et la Turquie). L'exposition, qui explore le sens de la patrie et de l'appartenance au travers de dix récits biographiques, met le doigt sur le sentiment d'appartenance mitigé que suscite une socialisation suisse associée à des origines turques, mais aussi sur le potentiel d'appartenances multiples qu'elle peut receler.

Née à Bâle d'une famille ouvrière d'origine turque, Tülay Kula a grandi dans le canton de Bâle-Campagne. Elle se sent aujourd'hui chez elle à plusieurs endroits. Son activité professionnelle lui a permis de redéfinir son rapport à sa famille, mais aussi à la Turquie, où elle a trouvé ses marques dans les milieux de l'art et du design stambouliotes, dans lesquels évoluent beaucoup de compatriotes rentrés au pays.

ter habe der Grossvater zum Glück seinen Einfluss geltend gemacht und ihren Vater davon abgehalten, in die Türkei zurückzukehren. Er habe ihm gesagt: «Lass diese Dummheit! Alle schicken ihre Kinder für eine gute Ausbildung ins Ausland und du willst zurückkehren!»

«Ich hätte nie gedacht, dass ich in der Türkei arbeiten könnte.»

Als Teenagerin konnte sich Tülay Kula nicht vorstellen, in der Türkei zu leben und zu arbeiten. Es kam anders. Als sie vorhatte, ihr eigenes Label zu lancieren, stellte ihr die Tante eine Schneiderin vor, die im Heimatdorf der Eltern wohnte. Das war der Anfang einer fruchtbaren Zusammenarbeit, die bis heute andauert. Im Unterschied zu ihren Erfahrungen, die sie bei der Produktion ihrer ersten Kollektionen in der Schweiz und Indien gemacht hatte, seien die Menschen in der Türkei in vielerlei Hinsicht sehr flexibel und bereit zu tüfteln, das Produkt zu verbessern. Sie könne auf die Mitarbeit ihrer Familie zählen. Im Dorf wisse man, dass Sie als Arbeitgeberin gerne Frauen beschäftige.

Tülay Kula hat in den letzten Jahren einige Designerinnen und Designer kennen gelernt, die in der Schweiz oder in Deutschland aufgewachsen und in die Türkei zurückgekehrt

sind. Mit ihnen fühlt sie sich sehr verbunden, und mit ihnen pflegt sie einen regen Austausch: «Hier in der Türkei machen wir alle ähnliche Erfahrungen. Wir müssen zuerst noch lernen, wie man damit umgeht. Mit meinen Verwandten kann ich das nicht besprechen. Sie verstehen nicht, wovon ich rede. Auch meine Freundinnen und Freunde in der Schweiz können nicht alles nachvollziehen. Aber die Rückkehrer, die hier in Istanbul leben, sind genau wie ich. Wir unterscheiden uns von anderen und ähneln uns.»

Ausstellung YOLDA KIOSK

Zehn biografische Erzählungen geben Einblick in den selbstverständlichen, auch kreativen Umgang mit Migration. Denn ein rasant wachsender Teil der Schweizer Bevölkerung lebt mit Mehrfachzugehörigkeiten. Verschiedene Identitäten und Sprachen prägen die Lebensentwürfe der Porträtierten, die in Videobeiträgen von ihren Erfahrungen erzählen. Der YOLDA KIOSK tourte 2016 in verschiedenen Städten in der Türkei und der Schweiz. www.yoldayolda.com

Ab 2017 kann der YOLDA KIOSK gemietet werden!
Mehr Informationen bei fierz-kulturprojekte, Münsterplatz 8, 4051 Basel, gabrielafierz@gmail.com

Gaby Fierz ist Ethnologin und Kuratorin, war bis April 2016 Leiterin der Abteilung Bildung und Vermittlung am Museum der Kulturen Basel und realisiert heute als «fierz-kulturprojekte» Ausstellungen und Vermittlungsprojekte.

Heimat ist mein Gemüse im Kühlschrank.

Was geht jungen Menschen durch den Kopf, wenn sie an Heimat denken? Fühlen sie sich überhaupt zu einem Ort zugehörig? Bei Gesprächen mit Freundinnen und Freunden mit und ohne Migrationsgeschichte wurde nach Antworten gesucht. Für viele besonders wichtig sind Freundschaften, die mit einem Ort in Verbindung gebracht werden. Diejenigen, die einen starken Bezug zu einem Ort herstellen, verknüpfen Heimat nicht mit der Schweiz, sondern mit der Stadt, in der sie leben. Und schliesslich spielt auch das Vertrautsein mit kulturellen Codes eine zentrale Rolle.

Wir leben in einer vernetzten Welt. Ein Auslandsaufenthalt ist schon fast ein Muss für eine gelungene Karriere, manche meiner Freunde und Freundinnen fliegen am Wochenende mal kurz nach London, und viele chatten im Internet mit Menschen, die beispielsweise in Schweden, den USA oder Südafrika leben. Bei vielen lebt zumindest ein Teil der Familie im Ausland, wohin sie regelmässig zu Besuch gehen. Gleichzeitig leben wir in einer Welt, in der die gemeinsame «Heimat» oft als Ausschlussgrund für andere angeführt wird. In einer Welt, in der ein (Schweizer) Pass für viele als Legitimation reicht, durch Türen zu gehen, die anderen verschlossen bleiben. Und in der Schweizerinnen und Schweizern eine gemeinsame Identität angedichtet wird.

In dieser Welt aufgewachsen sind wir als junge Menschen hierzulande mit beiden Entwürfen konfrontiert. Haben wir in dieser vernetzten Welt überhaupt noch eine Heimat, die mit einem Ort verbunden ist? Oder ist diese weit vernetzte Welt vielmehr der Grund dafür, dass wir wenigstens einen Ort *brauchen*, den wir «Heimat» nennen können? Denke ich über meine Heimat nach und wo oder was das sein könnte, fühle ich mich überfordert. Ich grenze mich von rechtspopulistischen Parolen und Mythen ab, sage aber gleichzeitig: Ich lebe gern hier. Hier ist mein Zuhause.

Freundinnen und Freunde haben auf die Frage «Wo ist Heimat?» Folgendes geantwortet:

Nadira, 22 Jahre, Schweizer Pass, marokkanischer Pass:
«Ich habe keine enge Beziehung zu einem Ort.»

Ich habe einen seltsamen Bezug zu meinem Zuhause. Meine Eltern leben getrennt, seit ich klein bin; ich habe immer in zwei verschiedenen Wohnungen gelebt. Das Schuljahr habe ich in der Schweiz, den Sommer mit meinem Vater in Marokko verbracht. Ich glaube, dass ich deswegen auch keine besonders enge Beziehung zu einem Ort habe. Heimat bedeutet für mich trotzdem, dass ich mit einem Ort vertraut bin, ich mich auskenne. Und, dass meine Freunde und Freundinnen da sind.

In den Sommern in Marokko habe ich jedes Mal wieder einen Kulturschock. Ich muss mich daran gewöhnen, dass alles so laut ist, dass ich wegen der ständigen Präsenz von Menschen keine Zeit für mich selbst habe. Ich fühle mich anders als die Frauen dort, schwächer und weniger abgehärtet gegenüber der Realität, die sie jeden Tag erleben.

Erst kürzlich habe ich mit der Mutter der beiden Jungs, auf die ich regelmässig aufpasse, über Zugehörigkeit gesprochen. Sie ist Schweizerin, ihr Mann Deutscher. Als ich ihr erzählte, dass ich mich manchmal zwischen Marokko und der Schweiz zerrissen fühle, meinte sie, das sei für ihre Söhne wohl ähnlich, da auch sie zwei Nationalitäten haben. Da dachte ich: Du hast keine Ahnung. Ich finde, dass man diese beiden Situationen nicht miteinander vergleichen kann. Schau dir an, wie ich angezogen bin. Hier verstehen die Leute die Botschaft, die dieser Stil aussendet. In Deutschland wäre es nicht anders. Aber in Marokko? Ich wäre der letzte Trottel, ernsthaft. Meine Familie in Casablanca kann die Codes der Kleidung, die ich in der Schweiz trage, nicht verstehen. Ich ziehe dort andere Kleider an, um weniger aufzufallen. Nur bin ich dann nicht ich.

Jan, 24 Jahre, Schweizer Pass:

«Heimat ist meine Wohnung, Heimat sind meine engsten Freunde und Freundinnen.»

Fragt man mich, woher ich komme, kann ich mich zwar damit abfinden zu sagen, ich komme aus der Schweiz oder aus Bern. Doch wirklich identifizieren kann ich mich mit keinem dieser Orte, da sie mir zu abstrakt sind. Heimat definiere ich örtlich als meine süsse, kleine Wohnung und zeitlich als die Momente, die ich mit meinen engsten Freunden und Freundinnen und meiner Familie verbringe. Bei ihnen fühle ich mich zu Hause. Doch versteh mich bitte nicht falsch: Ich mag die Schweiz wirklich sehr und bin ihr dankbar für all die tollen Möglichkeiten, die sich mir hier bieten. Ein Wir-Gefühl kann ich mit über 8 Millionen Menschen jedoch nicht empfinden.

Sophia, 23 Jahre, Schweizer Pass, italienische Wurzeln:

«Heimat ist Entspannung.»

Heimat ist für mich Komfortzone. Entspannung. Es ist gut, aus dieser Komfortzone mal rauszukommen, Neues zu entdecken. Aber eben: Es ist auch gut, wieder zurück zu kommen. Durchzuatmen. Du siehst – damit ist Heimat für mich ganz klar ein Ort. Weniger die Schweiz, sondern vielmehr Bern, vielleicht sogar einfach die Länggasse. Schon in Köniz kenne ich mich nicht mehr aus. Klar ist Bern auch Schweiz. Zu meiner Heimat gehören auch Produkte, sagen wir, ein Schoggijoghurt. Das kriegst du in der ganzen Schweiz, weil's halt ein Schweizer Produkt ist. Ja, überhaupt, Essen. Das Essen, das ich mag, ist für mich auch ein Teil meiner Heimat. Ein Teller Pasta, zum Beispiel. Ich mag auch Sushi, aber das ist irgendwie nicht gleich. Wie soll ich sagen? Es ist nicht dasselbe Gefühl.

Zu Italien fühle ich eine Verbundenheit, aber ich würde es nicht als meine Heimat bezeichnen. In Italien fühle ich mich wohl, zweifellos, aber es ist mehr ein Ferienwohlsein. Dort zu leben wäre schwierig, schon nur, weil ich die Sprache nicht gut genug spreche. Ich würde mich fremd fühlen. Ich habe starke Bezüge zur italienischen Kultur, aber grundsätzlich fühle ich mich doch mehr schweizerisch.

Meine Freunde und Freundinnen machen mindestens die Hälfte davon aus, dass ich mich in Bern daheim fühle. Und meine Familie. Eine zweite Heimat? Ja, vielleicht. Aber der Ort müsste ähnlich sein wie Bern, es dürfte keine Grossstadt sein. Ich liebe New York, aber dort leben? Kann ich mir nicht vorstellen. Ich mag es, wenn es einigermaßen übersichtlich ist. Die Vertrautheit von Bern ist sehr wichtig. Ich habe mein ganzes Leben hier gewohnt, so schnell holst du das anderswo nicht auf.

Robin, 23 Jahre, Schweizer Pass, US-amerikanischer Pass, italienischer Pass:

«Heimat ist, etwas gemeinsam mit denselben Filtern wahrzunehmen.»

Heimat ist für mich kein Ort. Heimat ist für mich eher Kultur, US-amerikanische Kultur. So finde ich ein Stück Zuhause auch hier in der Schweiz, wo die Leute die gleichen Fernsehsendungen oder Filme schauen, dieselbe Musik hören. Aber trotzdem muss ich mich hier anpassen, weil die Leute einen anderen Blick darauf haben. So, wie ich fast überall auf der Welt zwar Englisch sprechen kann, aber meinen Akzent anpassen muss, damit man mich versteht.

Ich bin in den USA geboren. Damit bin ich der einzige Amerikaner in meiner Familie – mein Vater ist Schweizer, meine Mutter Italienerin, die in der Schweiz studiert hat, meine Brüder sind in der Schweiz geboren. Nach ein paar Jahren in der Schweiz habe ich zehn Jahre in den Staaten gelebt; anfangs achte Klasse sind wir zurück in die Schweiz gezogen. Ich fand es schrecklich, zu Beginn. Mittlerweile ist Bern mein Zuhause, aber als meine Heimat würde ich es nicht bezeichnen. Obwohl ich jetzt schon über zehn Jahre hier lebe, merke ich, dass ich vieles mit den Menschen hier nicht teile: Ich habe andere Kindheitserinnerungen, im Kindergarten andere Lieder gesungen, andere Sendungen geschaut, anderes Essen gegessen.

Langsam steht es auf der Kippe, was mir mehr bekannt ist. Noch vor ein paar Jahren hätte ich mich dagegen gewehrt: Ich habe aktiv danach gesucht, mit amerikanischer Kultur in Kontakt zu kommen. Wenn zum Beispiel eine amerikanische

Je suis chez moi là où mes légumes sont dans le frigo

A quoi pensent les jeunes lorsqu'il s'agit de définir ce qu'est leur patrie, leur lieu d'attache? Ont-ils d'ailleurs un sentiment d'appartenance envers un lieu donné? Nous avons cherché des réponses à l'occasion de conversations entre amis, avec ou sans parcours de migration:

Nadira, 22 ans, passeport suisse, passeport marocain: « je n'ai pas de rapport particulier avec un lieu. »

Jan, 24 ans, passeport suisse: « ma patrie, c'est mon appartement, mon chez-moi, ce sont mes amis les plus proches. »

Sophia, 23 ans, passeport suisse, racines italiennes: « ma patrie, c'est la détente. »

Robin, 23 ans, passeport suisse, passeport américain, passeport italien: « la patrie est une chose commune que l'on regarde avec les mêmes filtres. »

Lea, 26 ans, passeport suisse: « je me sens chez moi lorsque je vois mon casque de vélo rangé sur le porte-chapeaux. »

Band im Rössli, der Bar der Reitschule, spielte, habe ich immer noch mit ihnen gesprochen, einfach um mir diesen Kontakt zu bewahren. Da ging es auch stark um Identität – heute bin ich selbstsicherer, und es spielt keine grosse Rolle mehr. Ich habe jedoch immer noch das Gefühl, würde man mich in einer fremden Stadt in den USA aussetzen, ich käme schneller klar als hier in der Schweiz.

Obwohl meine Mutter Italienerin ist und meine Eltern zusammen Italienisch sprechen, habe ich zu Italien kaum einen Bezug, geschweige denn ein Heimatgefühl. Die Sprachbarriere spielt dabei eine wichtige Rolle. Ich verstehe Italienisch, kann es aber nur schlecht sprechen. Ich fühle mich nicht als Teil der italienischen Gesellschaft, verstehe ihre Codes nicht, gehöre nicht dazu.

Heimat ist, etwas gemeinsam mit denselben Filtern wahrzunehmen. Heimat hat auch viel mit den Medien zu tun, die wir konsumieren. Aber eben, einen Ort als Heimat gibt es für mich nicht. Ich bin in keiner Kultur so stark verankert, wie die, die ihr ganzes Leben an einem spezifischen Ort verbracht haben: In Amerika war ich der Schweizer, hier bin ich der Ami, und in Italien bin ich Tourist.

Lea, 26 Jahre, Schweizer Pass: «Heimat ist mein Fahrradhelm auf der Hutablage.»

Daheim sein bedeutet, in einen Bus einsteigen zu können, ohne zu schauen, wohin er fährt, weil man es schon weiss. Ohne nachzudenken irgendwohin zu gehen, in Gedanken versunken, und am Ende ist man einfach da. Zu wissen, wie ein Ort funktioniert. Wissen, wo ich was einkaufen kann, wo es günstiges Bier gibt, wo der schönste Platz ist für den ersten warmen Tag im März. Daheim ist, bei Freunden anzukommen, und als erstes den Kühlschrank aufzumachen und etwas zu Essen suchen, ohne zu fragen. Aber auch, nach dem Essen ihre Küche aufzuräumen, ohne gefragt zu werden. Daheim ist mein Schlüssel am Haken, mein Fahrradhelm auf der Hutablage, mein Laptop auf dem Bett, mein Gemüse im Kühlschrank. Auch: meine Musik. Meine Freunde und Freundinnen, die ich anrufen kann, die gerade überhaupt keine Zeit

haben und trotzdem am Abend mit mir ein Bier trinken gehen. Aber nur eins!

Heimat bedeutet für mich, nicht nachdenken zu müssen. Sich sicher zu fühlen. Zu wissen, wie. Auch: Routine, Alltag. Die wiederum den Drang auslösen, einfach nur weg zu gehen, anderes zu sehen, fühlen, riechen, unterwegs zu sein. Wobei ich mir sicher bin, dass mir das weniger Freude machen würde, hätte ich keinen Ort, den ich als mein Zuhause bezeichnen könnte.

Alice Galizia studierte Geschichte und Philosophie. Sie schreibt regelmässig für das «Megafon», die Zeitschrift der Reitschule Bern.



Omer

Welcome to Little Africa!

«Tropical Zone» ist ein Mekka für Afrikanerinnen und Afrikaner in der Schweiz. Dort finden sie alles, was sie für die Schönheitspflege sowie in der Küche benötigen, in Schweizer Läden aber nicht kaufen können. Die Geschäftsführerin Nana Zimmermann erzählt voller Begeisterung von ihrem Little Africa, von Haar-Styling-Methoden und darüber, wie «Tropical Zone» zu einem Treffpunkt für Personen afrikanischer Herkunft in Bern wurde.

Kurz vor Weihnachten 2016, im Berner Breitenrain-Quartier: Eine Handvoll Menschen ist vor dem Laden «Tropical Zone» versammelt, prostern sich zu, lachen herzlich, diskutieren. Aus dem Inneren des Geschäftes dringt Reggae-Musik auf die Strasse. Nana Zimmermann hat zum Weihnachts-Apéro geladen. Die gebürtige Ghanaerin lebt seit 2001 in der Schweiz. Gemeinsam mit ihrem Ehemann, dem Schweizer Stefan Zimmermann, hat sie das Geschäft «Tropical Zone» aufgebaut.

Die Regale neben dem Eingang sind gefüllt mit Haarpflege-Linien wie «Shea Moisture», «As I am» oder «Dark and Lovely», die den Bedürfnissen von Afro-Haaren gerecht werden. Inhaltsstoffe wie Shea Butter oder Arganöl bieten eine reichhaltigere Pflege als europäische Produkte, die auf dünneres und glatteres Haar abgestimmt sind. Erhältlich sind auch Cremes zur Pflege von Dreadlocks und mit «Dr. Miracle's Braid Relief» findet sich ein Mittel, wenn die Kopfhaut wegen frisch geflochtenen Cornrows unangenehm zwickelt und spannt.

Zurück zum Afro

Die Bedeutung der Pflege von naturkrausem Haar geht über blosser Ästhetik oder Stil-Fragen hinaus: Die Haare natürlich zu tragen hat auch mit Identität und Selbstaffirmation zu tun, und damit, Schönheitsideale zu schaffen, die eine Alternative zu eurozentristischen Bildern bieten. Im Internet finden sich

mittlerweile zahlreiche Foren und Blogs, wo über Haarpflege gefachsimpelt wird und Erfahrungen ausgetauscht werden, wie das eigene Umfeld und die Gesellschaft auf den Afro-Look reagieren. Damit ist die «Natural Hair»-Bewegung längst aus den USA nach Europa übergeschwappt. Diese ermutigt auch hierzulande Frauen, ihr Haar nicht mehr chemisch zu bändigen und damit einen Kontrapunkt zum Ideal der glatten Haare zu setzen.

Betritt man «Tropical Zone», wird aber klar, dass nicht nur Naturlocken ein grosses Thema sind. Neben dem Pflege-Sortiment findet man eine breite Auswahl an Echthaar wie auch Kunsthaar, lockig und glatt, in dunklen und hellen Farbtönen. Die Haarbüschel werden in die eigenen Strähnen eingenäht oder mit Kämmen und Clips am Ansatz befestigt. Ganz vorne im Laden steht eine Vitrine, in der Echthaar aus der Türkei ausgestellt ist: Prachtvolle, fast meterlange Büschel. Wer solche Haare möchte, muss sich die aufwändige Flechtarbeit sowie die Haare gut 600.– Franken kosten lassen. Drei Monate lang kann man die Frisur tragen, ehe die Zöpfe wieder gelöst werden müssen.

Wie ein Stückchen Heimat

Nana Zimmermann ist eine Macherin. «Nur wenn du dich anstrengst, kannst du erfolgreich sein», sagt sie. Aber auch: «Die Schweiz macht es einem nicht nur leicht.» Dass Rassismus und Diskriminierung für dunkelhäutige Menschen in der Schweiz Alltagserfahrungen sind, weiss sie aus erster Hand. Angeschminkt zu werden, weil man nicht gut Deutsch spricht oder einfach ignoriert werden, wenn man einen Laden betritt – das sind zwei Beispiele, die sie schildert. Es sei jedoch besser, nicht zu viel darüber nachzudenken. «Du darfst dich nicht auf diese Dinge konzentrieren, sonst kannst du nicht mehr glücklich sein.»

Dass sie für sich selbst einen Umgang damit gefunden hat, verdankt sie auch ihrem Geschäft. Rund siebzig Prozent der Kundschaft in Bern sind Personen mit einer Migrationsgeschichte, viele Afrikanerinnen und Afrikaner sowie Lateinamerikanerinnen. In diesem Umfeld erfährt Nana Zimmermann Anerkennung und Respekt, knüpft Kontakte und

tauscht sich aus. «Wenn jemand zu mir ins Geschäft kommt, erkenne ich auf Anhieb am Akzent ‹Aha, du kommst aus Kamerun! Ah, du bist auch aus Ghana!›» So kommt man ins Gespräch, und es entstehen auch Freundschaften. Der Laden ist für Nana deshalb wie ein Stückchen Heimat.

Schweizerinnen oder Schweizer, die bei ‹Tropical Zone› einkaufen, haben meist einen Bezug zu einem afrikanischen Land, sei es weil sie einen Partner oder eine Partnerin von dort haben oder auf Reisen die lokale Küche lieben lernten. Andere treibt es aus unterschiedlichsten Gründen in den Laden: Junge Frauen, die vor dem Coiffeur-Termin Frisuren aus dem Perücken-Sortiment anprobieren oder Schneiderinnen auf der Suche nach den schönen gemusterten Stoffen.

Dass vor drei Jahren eine zweite Filiale in Basel eröffnet wurde, beweist, dass das Geschäft gut läuft. Die neue Filiale ist grösser und mit dem Standort Clarastrasse auch zentraler gelegen. Mittlerweile beschäftigen die Zimmermanns in Bern und Basel sieben Angestellte, meist Personen afrikanischer Herkunft. Nicht alle haben eine Ausbildung im Verkauf, aber alle haben sich in kurzer Zeit eingearbeitet und die nötigen Kompetenzen im Umgang mit der Kundschaft angeeignet.

Nana spricht engagiert und eindringlich über das Thema Arbeit: Viele Afrikanerinnen bewerben sich erfolglos auf unzählige Stellen. «Sie verfügen über alle erforderlichen Qualifikationen, aber wegen des Fotos haben sie kaum Chancen auf ein Vorstellungsgespräch.» Sie fordert dazu auf, nicht lediglich von Integration zu sprechen, sondern den Menschen im Alltag auch eine Chance zu geben.

Maniok, Bananenchips und Ziegenfleisch

Dass bei ‹Tropical Zone› Leute aus allen Teilen des afrikanischen Kontinentes einkaufen, liegt daran, dass die Food-Abteilung Produkte aus allen Regionen anbietet: Dicke Yams-Wurzeln, in Bananenblätter gewickelter Maniok, Fufu-Mehlmischungen, grosse Säcke voll Reis. In der Gefriertruhe lagern Suppenhühner, Kutteln und Ziegenfleisch. Nana erklärt, dass die afrikanische Küche lieber mit Fleisch am Knochen arbeitet, welches über Stunden in einer Sauce geschmort wird.

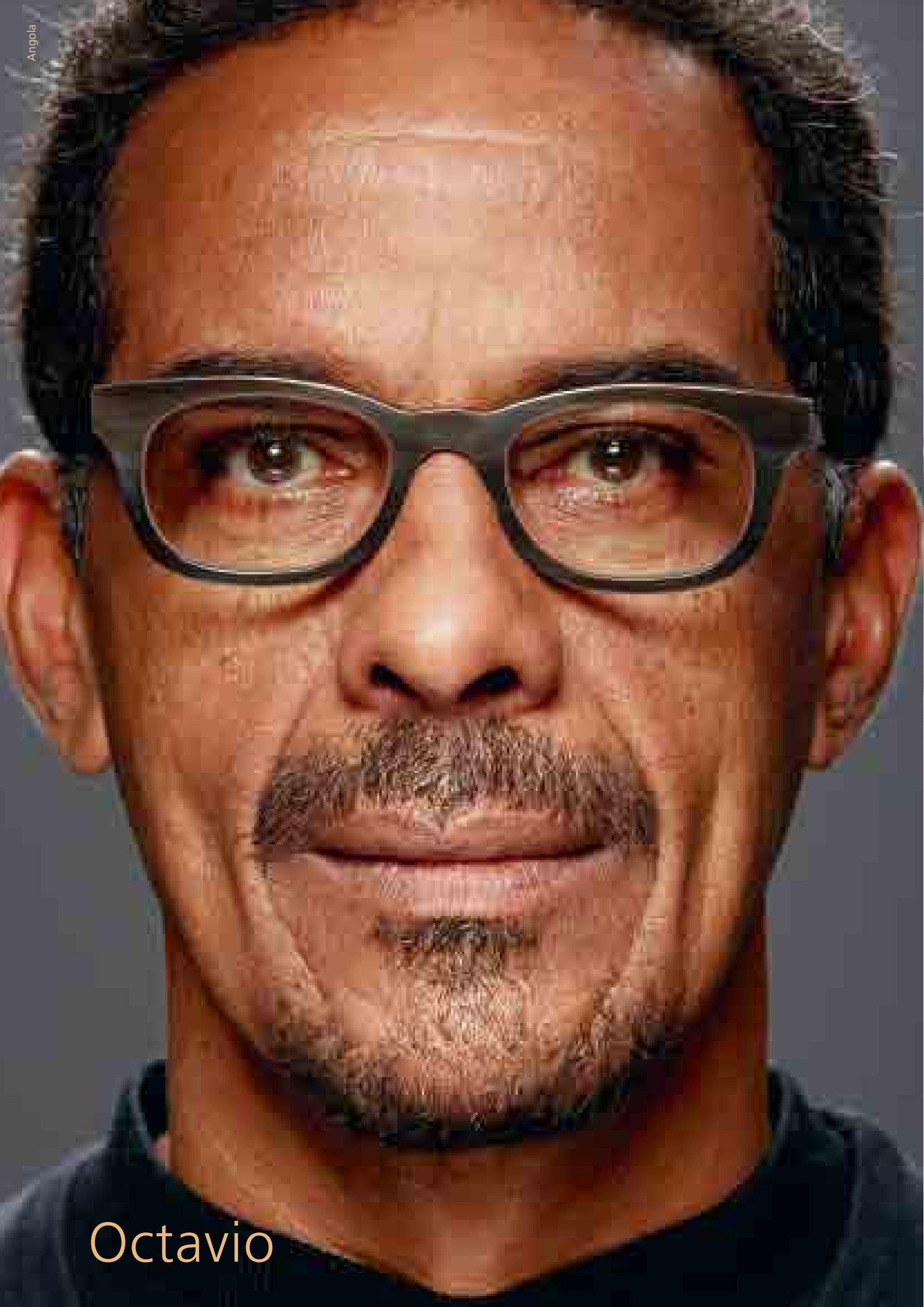
Welcome to Little Africa!

«Tropical Zone» è una vera e propria Mecca per gli Africani in Svizzera. Lì trovano tutto quanto occorre loro e che non trovano nei negozi svizzeri: prodotti di bellezza, ingredienti per la cucina e quant'altro. La proprietaria Nana Zimmermann parla con entusiasmo della sua Piccola Africa. In Svizzera dal 2001, ha creato questo commercio insieme al marito, Stefan Zimmermann. Per Nana non si tratta solo di un negozio ma di un pezzetto di patria. Il 70 per cento della clientela proviene da Paesi africani. Nel suo negozio tutti si conoscono. È un luogo d'incontro e, per molti, anche un porto sicuro in cui non devono temere discriminazioni o razzismo – esperienze purtroppo all'ordine del giorno per molte persone dalla pelle nera in Svizzera.

Auch Innereien oder Ziegenfleisch stehen öfter auf dem Menüplan und sind in hiesigen Metzgereien nicht einfach zu finden.

Für viele Afrikanerinnen in Bern wurde ‹Tropical Zone› zu einem Treffpunkt. Dort konnte man ein Bier trinken und bis Ladenschluss mit Freunden die Welt verhandeln. «Manchmal waren so viele Leute da, dass es im Laden eng wurde und die Kunden kaum mehr an die Regale gelangen konnten.» Leider musste Nana diese Festivitäten wieder drosseln, «schliesslich ist es kein Restaurant!». Heute kommt das nur noch vor, wenn zum Weihnachts-Apéro eingeladen wird. Es sei jedoch eine Zukunftsvision, das Geschäft später einmal um ein Restaurant zu erweitern, erzählt Nana lächelnd.

Alice Uehlinger studierte Ethnologie und Medienwissenschaften und liess sich in Kulturmanagement weiterbilden. Sie ist im Sekretariat der EKM als Verantwortliche für Kommunikationsprojekte tätig.



Octavio



Ana

Der Barbier von Bern.

Mit dem Konzept des preiswerten Haarschnitts hat Sezayi Cankiran ein florierendes Geschäft aufgebaut. Sich die Haare günstig schneiden zu lassen, ist einer der Gründe, weshalb Männer unterschiedlichster Herkunft seinen Coiffeursalon aufsuchen. Weil es so billig ist, geht man auch öfter dorthin – und knüpft auch Freundschaften. Der Coiffeursalon: fast eine Art zweites Zuhause.

Drinne ist noch eine Lücke. Sezayi Cankiran ratscht den Reissverschluss der Jacke auf, Kaffee dampft im Becher in seiner Hand, Nebel weht durch die Neuengass-Passage in Bern, kurz nach acht Uhr in der Früh. Cankiran, 31, weist durch die Glastür auf seinen zehn Quadratmeter grossen Coiffeursalon, auf einen der Wartesessel, der noch frei ist. So richtig losgehen tut es erst am Nachmittag, sagt er.

Konzept des günstigen Haarschnitts

Cankiran besitzt den «Trend Coiffeur» in Bern, an der Tür klebt die Preisliste. Haarschnitt: 25.–, mit Waschen: 30.–, Rentner: 22.–, Kinder: 20.–; Augenbrauen zupfen: 15.–; Gesichtsmaske: 20.–; Bartrasur: 15.–. Rund um den Bahnhof, sagt Cankiran, gebe es zwölf Herrencoiffeure wie den seinen, acht davon hätten in den letzten fünf Jahren aufgemacht. In der Schweiz werden jedes Jahr etwa 200 Coiffeurgeschäfte eröffnet, in Zürich besitzt der Exil-Syrer Ghamkin Saleh, der mit dem Konzept des günstigen Haarschnitts massiv expandiert, mittlerweile Filialen am Central, beim Limmatquai, beim Stauffacher, bei der Urania, an der Josefstrasse, im Seefeld und in Dietikon. Es gibt Leute, die sagen, Saleh habe sich zum Millionär frisieret.

Man braucht keinen Abschluss der HSG, um reich zu werden, sagt ein Rentner in Stuhl zwei.

Ein Haarschnitt für 70 Franken? Nein danke, sagt ein Exil-Perse in Stuhl eins.

Beim ersten Mal bei Cankiran, sagt der Rentner, habe ich gedacht: Der Typ ist gut.

Im Fernsehen läuft Discovery Channel, Plankton in Nahaufnahme, Cankiran greift zum Haarschneider, Panasonic ER 1611, er setzt bei den Schläfen des Rentners an. Es gibt ein Foto, Cankiran hat es auf seinem Handy, da ist er 14 Jahre alt, trägt ein braunes Polohemd, der Kopf ist leicht zur Seite geneigt. In der Hand hält er ein Rasiermesser. Hinter ihm ein Vorhang aus weissem Musselin, grauer Himmel über der Südtürkei. Seit er elf Jahre alt war, rasiert er Wangen. Anfangs arbeitete er gratis, dafür bekam er die Ausbildung.

Dem Coiffeur nachgereist

Hoi zäme! Herein kommt ein Mann, so breit wie ein Betonmischer, und setzt sich auf Stuhl drei, der Rücken ist breiter als der Stuhl.

Im Dorf des breiten Mannes gab's mal einen Coiffeur, einen Italiener, der fadendünne Bartlinien auf die Wangen rasieren konnte. Als sich der Italiener pensionieren liess, ging der breite Mann zum erstbesten Herrencoiffeur in der Stadt und traf auf Cankiran, der damals noch als Angestellter arbeitete.

Und als er dort kündigte, ging ich ihm hinterher, sagt der breite Mann.

Er kommt alle drei Wochen, sagt Cankiran, ausser im Sommer, da kommt er öfter.

Wie lang schon, Can?, fragt der breite Mann.

Acht Jahre, sagt Cankiran.

Der Coiffeursalon, den er hier eingerichtet hat, war früher ein Geschäft für tamilische Brautmode. Cankiran fuhr mit dem Auto 600 Kilometer nach Dortmund und schaute sich dort in einem Laden Spiegel und Spülbecken und Coiffeurstühle an. Die Hälfte bezahlte er gleich, die andere Hälfte später bei der Lieferung. Den Einbau übernahm er selber.

Einfach: Zwei Schrauben oben, zwei unten, sagt er, zeigt auf Spülbecken und Spiegel.

Damals war Cankiran noch nicht Vater, und seine Frau arbeitete noch. Er musste nur dafür sorgen, dass er genug verdiente, um die Ladenmiete zu bezahlen. Nach drei Monaten stellte er den ersten Mitarbeiter ein, Jened Ali aus Syrien. Bald den nächsten: Kadar Hadji, auch aus Syrien, er hat nie eine Ausbildung gemacht, sondern das Handwerk daheim durch Abschauen gelernt. Drei Festangestellte und er sind es heute.

Wir sind schnell, nur dann rentiert es, sagt Cankiran, wir schaffen einen Kunden in 15 Minuten.

Mund-zu-Mund-Propaganda

Sälü! Durch die Tür tritt ein junger Mann in rotem Wollpulli und setzt sich auf Stuhl eins, Hadjis Stuhl, Hadjis Stammkunde.

Ein Mann mit Rauschebart sagt, der Haarschnitt sei hervorragend, er schicke alle seine Freunde hierher. Ein Rentner in schwarzen Hosenträgern blickt von David Beckhams tätowierter Brust im «Blick» auf und sagt von den Wartesesseln aus, es sei doch schade, dass man keinen Termin abmachen könne, aber sonst habe er nichts zu meckern, schon allein der Gratskaffee.

Weniger begeistert über die kleinen Salons und die günstigen Schnitte sind die traditionellen Coiffeure. Der ehemalige Präsident des Branchenverbands, der im vergangenen Mai zurücktrat, war noch der Ansicht, Coiffeure wie Cankiran seien schlecht für die Branche, ihre Qualität sei mangelhaft und das Image des Coiffeurs in der Schweiz folglich in Gefahr.

Das hier ist meine Lebensaufgabe, sagt Cankiran und bugsiert den Barbierstuhl mit einem Tritt auf den Verstellbügel hoch.

Er klemmt die Haarsträhnen eines älteren Bäckers zwischen Zeige- und Mittelfinger und schnippt die Spitzen weg. Ali verabschiedet einen Kunden von Stuhl drei und setzt sich auf einen der Wartesessel für eine Pause. Tele Züri HD zeigt Balthasar Glättli und Lukas Reimann im Gespräch, Reimann sagt etwas wie: Das Grenzwachtkorps ist am Anschlag, wir haben ein Problem mit kriminellen Banden und Terroristen.

Musik jetzt, sagt Ali und greift nach der Fernbedienung. Wo ist die Musik?, sagt Ali und schaut ratlos auf die Knöpfe.

Einssechszwei, sagt Cankiran und knipst den Rasierer aus.

Macklemore & Ryan Lewis, Hip-Hopper, hopsen durch den Bildschirm. Ali lehnt sich zurück, streckt seine Füsse aus, zieht sein Handy aus der Tasche.

Der neue Präsident der Schweizer Coiffeure, Damien Ojetti, sieht die Zukunft seiner Branche etwas weniger düster als sein Vorgänger. Ob die Preise für Herrenschritte in der Tendenz günstiger würden, wisse er nicht, er habe keine Zahlen. Hin-gegen, ja, die Läden würden kleiner, aber diese Entwicklung halte schon seit zwanzig Jahren an und könne auch mit den hohen Mieten zu tun haben.

Genau genommen geben die meisten Kunden bei uns ebenso viel Geld aus wie anderswo, sagt Hadji und scheuert den Rasierpinsel durch den Seifenbecher, bloss kommen sie alle zwei Wochen und nicht alle zwei Monate.

Richtig, sagt Ali, den Blick auf das Handy gerichtet.

Mach dreissig, sagt der ältere Bäcker an der Kasse und reicht Cankiran eine Fünfzigernote.

Praxis wichtiger als Diplom

Cankiran, zurück bei Stuhl zwei, greift nach einem Rasiermesser in blassgelber Kunststoffschale, Marke Ali Biyikli,

sprays den Rasierer mit Duru-Limon-Spray ein. Der Duft von starkem Alkohol wabert durch die Luft, dann greift Cankiran zu einem Feuerzeug und flammt den Rasierer ab. Er schiebt die Klinge mit dem Daumnagel in den Rasierer, zieht eine perfekte Rundung über die Wange eines jungen Mannes.

Gern würde ich einen Schweizer hier anstellen, sagt er, schliesslich sind fünfzig Prozent meiner Kunden Schweizer.

Dieselbe Rundung zieht er über die zweite Wange.

Aber in der Coiffeurlehre in der Schweiz lernen sie ihr Handwerk nicht gut genug, sagt er, wischt sich die Klinge am Daumenballen ab.

Er geht hinüber zur Kasse, wo neben einer Schale farbiger Bonbons ein kleines weisses Gerät mit dem Aufdruck Inter Wax Heater KV steht. Er taucht einen Holzspachtel hinein, und an der Spitze klebt grünes Wachs.

Tut weh, sagt der junge Mann, als Cankiran das Wachs von der Ohrmuschel reisst.

Stelle ich jemanden ein, ist mir das Diplom egal, die Praxis ist wichtig, sagt Cankiran.

Der Schweizer Coiffeurpräsident Ojetti sagt, die hohen Preise traditioneller Geschäfte würden durch die regelmässigen Weiterbildungen des Personals gerechtfertigt. Es gebe auch Salons, die Coiffeure ohne anerkanntes Diplom beschäftigen. Dadurch seien sie nicht dem Gesamtarbeitsvertrag unterstellt und müssten keinen Mindestlohn bezahlen. Sie hätten somit einen Wettbewerbsvorteil, aber das werde nicht mehr lange so sein.

Lohn?, sagt Cankiran und hebt einen Plastikbecher Espresso an die Lippen, bei uns ist der gleich wie bei jedem Schweizer Coiffeur.

Es ist nach zwei Uhr mittags, als ein Pizzalieferant drei quadratische Schachteln, auf der Handfläche balancierend, quer durch den Salon trägt und neben der Kasse ablegt. Hadji, soeben hat er einen Heizungsmonteur zu Ende frisiert, verschwindet im Untergeschoss, herein kommt eine blonde Frau mit zwei ebenso blonden Kindern. Sie zeigt auf den Älteren der beiden Jungen, den Zwölfjährigen.

Er muss sich jetzt entscheiden, was er mal werden will, sagt die Mutter.

In dem Alter verkaufte ich Limonade am Busbahnhof, sagt Cankiran und legt dem Jungen den Frisierumhang um den Hals.

Arzt oder etwas mit Tieren, sagt die Mutter.

Vier Lire Investition, vierzehn Lire Gewinn, sagt Cankiran.

Lautlos fallen blonde Haarbüschel zu Boden.

Die Mutter tippt eine SMS in ihr Handy, an den Vater der Kinder, er kommt kurz herbei, ein Mann in blauem Jackett und roter Krawatte, Manager der Credit Suisse ums Eck, ebenfalls Stammkunde hier.

Sieht tiptopp aus, sagt der Manager zum Spiegel.

Stammkundschaft jeglicher Couleur

Salam alaikum, in der Tür steht ein schmaler Mann in orangem Hemd.

Chez soi au salon de coiffure

La coupe de cheveux à petit prix : Sezayi Cankiran n'est pas le seul à avoir vu son commerce fleurir en suivant cette devise. C'est en tout cas une bonne raison pour des clients de toutes origines de se presser dans son salon. La moitié d'entre eux sont suisses. Mais à ce prix, on y retourne aussi plus souvent. Et on y noue des amitiés. Finalement, le salon de coiffure, c'est un peu un deuxième chez soi.

Ambiance du salon : dehors, derrière la porte, une demi-douzaine de personnes. A l'intérieur douze autres se bousculent. Cankiran applique de la cire, épile des sourcils et ça prend le temps que ça prend ! Les mèches de cheveux tombent et s'amassent sur le sol, à côté d'emballages de lames de rasoirs et de cols en papier. Un client turc attrape le balai et la ramassoire posés dans un coin et se met à balayer. Il balaie autour des sièges, sous le bac de lavage, balaie, balaie sans s'arrêter.

Sur le deuxième siège le directeur d'une agence d'assurance attend son tour : il vient se faire raser chez Cankiran depuis que ce dernier est arrivé en Suisse.

Draussen vor der Tür ein halbes Dutzend Leute, im Laden selbst schieben sich zwölf aneinander vorbei. Cankiran wachst und zupft, aber alles dauert nun mal so lange, wie es dauert. Am Boden häufen sich Haare, Klingenumschläge und Papierkragen. Ein türkischer Kunde nimmt den Besen und die Schaufel aus der Ecke und beginnt zu wischen, er wischt um die Coiffeurstühle herum, wischt unter den Spülbecken durch, er wischt und wischt.

Auf Stuhl zwei jetzt der Agenturleiter einer Versicherung, er vertraut Cankirans Rasur, seit der in der Schweiz ist.

Selber rasiere ich mich vielleicht noch zweimal pro Jahr, sagt der Agenturleiter, ansonsten überlasse ich die Arbeit den Profis.

Der Rasierer surrt, die Schere schnippt, der Föhn rauscht, und die Füße der Coiffeure scharren auf dem Fliesenboden. Es ist achtzehn Uhr, dreissig Minuten noch, dann ist Ladenschluss.

Der Agenturleiter prüft mit einem kritischen Blick in den Spiegel seine kahlen Wangen, geht zum Haken hinter der Tür und nimmt sein Jackett herunter. Als er ins Jackett schlüpft, rollt das Revers ein.

Cankiran schüttelt bei Stuhl zwei gerade den Umhang aus, als er das eingerollte Revers bemerkt. Er legt den Umhang über die Stuhllehne. Dann, sehr sorgfältig, tritt er von hinten an den Agenturleiter heran und zupft das Revers in die richtige Position.

Besser morgen?, ein Mann mit sorgfältigem Wuschelkopf zwingt sich durch die Tür herein – dann komme ich morgen wieder.

Dieser Beitrag ist eine vom Autor gekürzte Version des unter demselben Titel erstmals erschienenen Texts in «Das Magazin», Ausgabe 49, 2015.

Michael Hugentobler ist freischaffender Journalist, unter anderem für «Das Magazin», die Samstagsbeilage der Zeitungen «Tages-Anzeiger» und «Der Bund».



Yan

Genève tire son portrait.

Pour combattre le discours « anti-diversité » qui malheureusement se renforce, la municipalité de Genève a décidé de prendre des mesures favorisant le « vivre ensemble ». Né dans ce contexte, le projet « Genève, sa gueule » veut, par la rencontre et l'échange, lutter contre les préjugés et la peur de l'Autre.

Le discours dominant sur la migration et la diversité inquiète. Le nombre de migrantes et migrants, leur dénuement, leurs différences, leurs croyances menaceraient, dit-on, notre économie, nos emplois, notre sécurité, notre identité. Ce sentiment d'inquiétude s'est encore amplifié depuis les attentats perpétrés dans des pays voisins. Nous vivons dans des « démocraties sous stress » pour reprendre l'expression du sociologue Marc Crépon. Un stress qui attise le rejet de l'autre, le repli identitaire et donc les nationalismes. En France le peuple « Gaulois » a resurgi récemment du fond de l'histoire, comme les « Américains de souche » aux États-Unis. Le grand remplacement serait en cours. Il y a 150 ans, le théoricien de la race le Comte de Gobineau, considéré comme le meilleur scientifique français par Hitler, ne dénonçait pas un autre péril dans son « Essai sur l'inégalité des races ». En Suisse, le peuple des « Helvètes » fait moins recette, sans doute parce que sa diversité régionale lui est constitutive. Mais en Suisse aussi, une rhétorique de diabolisation de la différence culturelle, depuis de nombreuses années, la frontière entre « nous, les autochtones » et « eux, les étrangers ».

Produire un autre discours

Dans le même temps que cette rhétorique s'est amplifiée, plusieurs projets qui tentent de développer un discours différent sur la diversité et les migrants ont vu le jour ces dernières années en Suisse et en Europe. En Suisse alémanique, ce sont des projets comme « Switzers », « ZürICH » ou « Wir sind Luzern » qu'on peut mentionner. Dans le canton de Neuchâtel, un projet comme « Neuchâtoï » développe depuis plusieurs années déjà la compréhension « interculturelle » sous

différents angles. Ailleurs dans le monde, et selon d'autres modalités, des projets sur Facebook comme « Humans of New-York », « liké » plus de 18 millions de fois, cherchent à développer une sympathie et compréhension entre les habitants de toutes origines de cette ville. « 6 milliards d'Autres », un projet du photographe Yann Arthus-Bertrand, tente de rapprocher les « Autres » de « Nous » en mettant en évidence que « leurs » préoccupations sont semblables aux « nôtres ». Dans un registre différent, mais toujours pour développer une empathie pour la situation de l'« Autre », l'exposition « FUIR » ouverte fin octobre 2016 au Musée national de Zurich cherche à faire comprendre « ce que cela signifie d'être contraint de quitter son pays ».

Bien d'autres projets comparables ont vu le jour. Il est impossible de les énumérer tous ici. Réalisés avec des moyens et des ambitions très variables, tous visent à donner un autre visage à la diversité, à montrer la singularité de chaque être humain et à favoriser le développement d'une compréhension mutuelle. Tous veulent faire prendre conscience que la diversité ne peut pas se résumer à quelques clichés et tentent de lutter contre le discours dominant de la peur de l'« Autre ». Depuis bientôt trois ans, la Ville de Genève a elle aussi développé son projet de mise en valeur et de reconnaissance de la diversité.

Lutter contre les clichés

Genève est une ville de diversité. Sa population est formée de 190 nationalités et quelques 40 pourcent d'étrangers. Elle est également très mouvante puisque chaque année, environ 20 000 personnes arrivent sur le territoire municipal et pratiquement autant le quittent. On dit que la population genevoise est pluriculturelle et cosmopolite. Bien que cette dimension internationale de la population soit perçue plutôt positivement, à Genève aussi un discours « anti-diversité » se renforce. C'est pourquoi la municipalité a décidé de se doter d'une politique en matière de diversité et de prendre des mesures favorisant le « vivre ensemble ». Le projet « Genève, sa gueule » est né dans ce contexte.

La description purement statistique de la population d'une ville ne permet pas de mesurer toute sa diversité. Les chiffres

suppriment «l'épaisseur» historique, la singularité des récits de vie des individus qui la composent. Ils «essentialisent» les groupes humains en attribuant un même statut à des personnes connaissant des situations pourtant très différentes. Ainsi l'étranger ou l'étrangère né-e à Genève se retrouve dans la même catégorie que celui ou celle qui vient d'arriver. Leurs vies n'ont pourtant rien en commun.

Nous attribuons volontiers un trait unique à un ensemble d'individus, autrement dit, des «stéréotypes». C'est sur des stéréotypes que se construit «l'autrisme», ou le rejet de l'autre. Quand ce rejet est basé sur des critères d'apparence physique, on parle de «racisme». On parle de «sexisme» quand les critères relèvent du sexe ou du genre. On parle «d'islamophobie» ou «d'antisémitisme» quand les raisons du rejet relèvent du religieux. Les catégories de rejet peuvent être différentes, mais les mécanismes sous-jacents sont toujours les mêmes : essentialisation, déshumanisation, rejet.

On observe toutefois que la tendance à «l'autrisme» s'amoindrit dans le cas où des personnes se connaissent. «Tous les Musulmans sont comme ça» devient «Tous les Musulmans sont comme ça, sauf mon ami Souheib qui est différent des autres» lorsqu'il y a familiarité. Connaître une personne rend plus difficile de la réduire à un stéréotype. Cette observation se trouve à la base d'un projet comme «Genève, sa gueule». Elle se trouve aussi – de manière plus ou moins explicite – à la base des autres projets de «reconnaissance» de l'autre. Connaître c'est reconnaître la singularité d'une personne.

Un projet participatif et de proximité

Concrètement, le projet «Genève, sa gueule» consiste à collecter des photographies et des récits de vie d'habitants de Genève afin de leur restituer une «épaisseur» qui, dans l'anonymat de la ville, se réduit à une couleur de peau, un sexe, un statut administratif, un nom de famille, un marqueur religieux. Pour collecter ces informations, un stand de prise de vue installé dans les quartiers, au pied des immeubles, dans des lieux publics. Des portraits déjà réalisés sont exposés sur ce stand. Des tablettes permettent de consulter le site Internet du projet geneve-sa-gueule.ch. Les personnes qui souhaitent participer au projet peuvent s'installer à des tables pour remplir un bref questionnaire biographique. Dans ce questionnaire, outre des informations biographiques, il est également demandé aux participants d'indiquer leur lieu de naissance ainsi que les lieux de naissance des parents et grands-parents. Il se termine par quelques questions portant sur l'appréciation de la vie à Genève. Une fois le questionnaire rempli, un portrait est réalisé. Le meilleur portrait est choisi par la personne photographiée d'entente avec le photographe. Celui-ci est mis en ligne, imprimé et donné en souvenir.

Tous migrants et migrants

Le site Internet du projet offre de nombreuses fonctionnalités. Chaque participant peut à tout moment modifier ses propres informations. Un moteur de recherche permet, par exemple, d'afficher toutes les personnes ayant la nationalité espagnole ou toutes les personnes parlant l'anglais. Chaque participant dispose de sa propre page avec ses données personnelles. Cette page affiche également une carte sur laquelle figure son lieu de naissance ainsi que les lieux de naissance de ses parents et de ses grands-parents. Elle résume en quelque sorte l'histoire migratoire de la famille. Dans le cas de «Genève, sa gueule», l'immense majorité des gens ont des parents ou des grands-parents qui ont migré ou ont eux-mêmes migré. «Genève, sa gueule» visibilise que la migration constitue la règle plutôt que l'exception. Sur la totalité des personnes ayant participé au projet seulement 18 nées à Genève ont des parents et des grands-parents qui sont également nés à Genève. Autrement dit, seulement 1 à 2 pourcent des genevois et genevoises sont de «souche», comme on dit. Le Professeur François Crépeau, rapporteur spécial sur les droits de l'homme des migrants pour l'ONU affirme que ce très faible pourcentage de personnes de «souche» est universel. Ce qui signifie que pratiquement tout le monde a une expérience de la migration dans la famille.

Une exposition de synthèse et un projet plébiscité

Jusqu'ici onze séances de collecte ont été organisées. Elles ont permis de réunir 1107 portraits. L'habitude a été prise d'organiser chaque année une exposition de la totalité des portraits réalisés. L'événement est annoncé au moyen d'une campagne d'affichage réalisée avec des portraits des personnes ayant participé au projet. Le vernissage de l'exposition est l'occasion de réunir tous les participants au projet. Pour les autorités de la Ville ce moment festif en même temps que formel est l'occasion de reconnaître et d'affirmer la diversité genevoise. Pour toutes les personnes réunies, il s'agit d'un moment symbolique fort au cours duquel leur appartenance à une même communauté est formellement réaffirmée. En mars 2016, l'exposition a été annoncée au moyen d'un communiqué de presse, de Facebook, d'e-mails et d'une campagne d'affichage. Malgré ces moyens modestes, elle a été largement couverte par les médias et a accueilli près de 1000 visiteurs en quatre jours.

La réussite du projet et la sympathie qu'il recueille auprès de la population tient certainement à la conjonction de plusieurs éléments. D'une part, la multiplication des supports du projet : séances de prises de vue, campagnes d'affichage, site Internet, réseaux sociaux et expositions donnent une grande visibilité au projet et ceci sur la durée. La notoriété du projet croît continuellement. D'autre part, le plaisir et la fierté éprouvés par les participants de collaborer au projet et de

Genf gibt sich ein Gesicht

Vor dem Hintergrund politisch motivierter Instrumentalisierung von Diversität und Migration versuchen zahlreiche Projekte, andere Sichtweisen zu diesen Thematiken aufzuzeigen. Auch die Stadt Genf hat ein eigenes Projekt zur Bekämpfung von Vorurteilen und Stereotypen lanciert. Es startete 2014 unter dem Namen « Genève, sa gueule ». Das partizipative Projekt lädt zum Mitmachen ein und soll noch mindestens ein Jahr weitergeführt werden. Es vereint heute auf der Website geneve-sa-guele.ch 1107 Porträts und Lebensgeschichten, die alle zusammen 2018 in einer grossen Retrospektive gezeigt werden sollen.

pouvoir, par cet acte, exprimer une conception positive de la diversité. Enfin, le talent des photographes du projet de l'agence Lundi13 et plus particulièrement celui de Niels Ackermann lauréat du Swiss Press Award 2016, qui a réalisé la plupart des portraits.

Mentionnons encore que l'analyse des données récoltées au moyen du questionnaire biographique montre que l'échantillon formé par les participants au projet est assez représentatif de la population genevoise en termes de nationalités et de langues parlées. Quant aux questions portant sur les rapports des gens à leur ville, beaucoup mentionnent négativement la crise du logement, les embouteillages et les incivilités. Les personnes apprécient, par contre, le lac, la vieille ville, les Bains des Pâquis, la multi-culturalité et l'offre culturelle. Quant à ce qui leur manquerait s'ils devaient quitter Genève, ce sont les amis et la famille qui sont le plus souvent cités. La plupart des gens ont donc parfaitement intégrés qu'un très important facteur de bien-être et d'intégration est une bonne socialisation !

La Ville de Genève continue à organiser régulièrement des séances de prise de vue. D'ici un an, il est prévu de mettre sur pied une nouvelle grande exposition de synthèse des portraits. Une nouvelle version du site est en cours de développement. Elle offrira non seulement de nouvelles fonctionnalités, mais, surtout, elle sera conçue de manière à ce qu'elle puisse être facilement – et gratuitement – mise à la disposition d'une autre ville ou collectivité qui souhaiteraient « tirer son portrait ». Enfin, il serait très intéressant de déterminer dans quelle mesure un projet comme « Genève, sa gueule » contribuerait réellement à modifier les représentations collectives des habitantes et habitants à propos de la diversité et de la migration. C'est pourquoi nous lançons ici un appel à des chercheuses et des chercheurs qui seraient intéressées par une telle question.

Ninian H. van Blijenburgh est docteur en biologie, anthropologue et muséologue. Il est actuellement Chargé de projet au Service Agenda 21 – Ville durable de la Ville de Genève et Chargé de cours en anthropologie à la faculté des sciences de l'Université de Genève.



Dominique



Kamel



Julie

Von eigensinnigen Praktiken und umkämpftem Dazugehören.

«Schweizer Bräuche» sind äusserst beliebt – sie stellen Identität her, wecken Gefühle und liefern über das Versprechen der «Tradition» vermeintliche Sicherheit. In den aktuellen Debatten um «einheimische Werte» nehmen Bräuche darum eine zentrale Rolle ein – sie werden weitgehend positiv gesehen. Ihre ästhetische Seite wird entsprechend im Tourismus, in der Werbung oder den Medien präsentiert. Dabei geht meist vergessen, dass Bräuche als Praktiken von Gruppen stets sowohl ein- wie auch ausschliessen. Es ist gerade das aktive Mitwirken von «Exoten» an «Volksbräuchen», die auf diese Ambivalenz zwischen Dazugehören und Ausgrenzen verweisen und letztlich zeigen, wie wichtig eine offene Diskussion über die vielfältige Identität dieses Landes wäre.

Sogenannte «Schweizer Bräuche» – oft ganz direkt und verallgemeinernd «Volksbräuche» genannt – haben Konjunktur. Dies gilt nicht nur für die nationalen Anlässe wie die Schwingfeste oder die bekannten städtischen Fasnachten in Luzern und Basel, sondern auch für viele lokale Märkte, für Alpauf- und -abzüge, Äplerfeste, für Frühlingsfeste und für zahlreiche Umzüge von Maskierten oder Kostümierten. Eine wichtige Rolle in diesem weltweiten aktuellen Boom spielt die gesteigerte Aufmerksamkeit, die Bräuchen als «immateriellem Kulturerbe» im Rahmen der Unesco-Konvention zukommt. Spätestens seitdem die Schweiz dieser im Oktober 2008 beitrug, ist die Debatte um «lebendige Traditionen» allgegenwärtig. Auch der Tourismus und die Werbebranche haben die Ästhetik und die Emotionalität der mit Bräuchen verbundenen Bildwelten (wieder-)entdeckt: So stand die Sommerkampagne von Schweiz Tourismus 2013 unter dem Motto «Ein Sommer voll lebendiger Traditionen», im 2011 gedrehten TV-Spot der Bierbrauerei Feldschlösschen traten auf dem Pragelpass über 300 maskierte und kostümierte Brauchfiguren aus allen Landesteilen auf. Und bereits 2010

war «Globis Buch vom Schweizer Brauchtum» erschienen, das den bekannten Kinderheld die verschiedenen Bräuche der Schweiz erleben liess.

Bräuche waren aber auch davor sehr beliebt: Wir kennen sie von in hoher Auflage erscheinenden Bildbänden wie etwa «Das Jahr der Schweiz in Fest und Brauch» von 1981, oder das von der Migros schweizweit an alle Genossenschafter verschenkte «Feste im Alpenraum» von 1997. Bräuche sind aber auch präsent auf Gesellschaftsspielen, Jahreskalendern, Tischsets und Bierdeckeln, bei Aufführungen und in Fernsehsendungen, sowie in den regelmässig wiederkehrenden Medienberichten. Stets findet sich das immer gleiche Repertoire von Appenzeller Silvesterchläusen, wilden Fasnachtsfiguren, dem aus dem Schellen-Ursli bekannten Engadiner Chalandamarz, der Räbechilbi in Richterswil oder der Gansabhaut in Sursee.

Bräuche als Identitätsangebote in einer unsicheren Welt

Diese ausschliesslich positive Sicht akzentuiert und potenziert sich im Rahmen touristischer Angebote, bei denen es um die markt- und marketingfähigen Aspekte von attraktiven Bräuchen geht; also um Schönes, «Echtes» und «Zeigbares». Bräuche liefern offenbar ein ungebrochenes Identifikationspotential, sie bieten ideelle Verwurzelung und «Echtheit» an und stiften damit Identität und Ordnung in einer als unübersichtlich und bedrohlich empfundenen Welt. Bräuche sind geradezu das Gegenmodell zu einem dynamischen, globalisierten und unsicheren Alltag: Sie sind «alt» und «traditionell», ermöglichen Sinnstiftung und stabilisieren Gemeinschaften in ihrer Funktion als sozialer Kitt. Es sind diese durchaus auch emotionalen Qualitäten von Bräuchen, die sich politische Akteure zu Nutze machen, wenn sie wie die Schweizerische Volkspartei prominent an ländlichen Schwingfesten auftreten.

Es ist aber verkürzt, dies einfach als «Instrumentalisierung des ländlichen Brauchtums» zu kritisieren. Eine solche Kritik verkennt nämlich die stabile und alle aktuellen Konjunkturen überlebende zentrale Funktion von Bräuchen: Sie ord-

nen das Jahr und das individuelle Leben, machen so die abstrakte Zeit erleb- und erfahrbar und strukturieren den Alltag von uns allen über die zuverlässige Wiederkehr des «Alle-Jahre-wieder». Diese anthropologischen Eigenschaften von Bräuchen sind denn auch keineswegs überholt in unserer Gegenwart, vielmehr gibt es verschiedene Anzeichen, dass sie gerade in einer postmodernen, individualisierten und beschleunigten Gesellschaft wie der unseren zunehmend wichtiger werden. Bräuche sind allerdings bei allem vermeintlichen «Schon-immer-so-gewesen» stets selbst sehr dynamisch. Sie verändern sich konstant und wandeln sich, neue Bräuche entstehen und boomen (etwa Halloween), andere verschwinden (oft ohne dass es überhaupt jemand richtig merkt).

Bräuche weisen dabei wie alle kollektiven Identitätsverhandlungen – so könnte man kulturwissenschaftlich nüchtern konstatieren – immer eine Doppelfunktion auf: Während Bräuche durch das gemeinsame Erleben, das aktive Teilnehmen aber auch das Zuschauen eine Gruppe herstellen, schliessen sie im gleichen Moment Individuen oder andere Gruppen wieder aus. In Bräuchen werden also auch Grenzen gezogen und auf symbolische, teilweise aber auch durchaus handfeste Art verhandelt, wer dazugehört und wer nicht. Dieses Dazugehören in einer Gruppe, einem Ort, einem Tal, einem Land ist dabei hoch umkämpft und wird darum mit und an Bräuchen immer wieder neu ausgehandelt. Diese Aushandlung zeigt sich oft ganz konkret, wenn in den Leserbriefspalten heftig über moderne und an Dirndl erinnernde Trachten gestritten wird, in Online-Kommentaren der US-amerikanische «Kommerzbrauch Halloween» angegriffen oder der «Kampf der Kläuse» zwischen dem «Schweizer Samichlaus» und dem Coca-Cola-Santa Claus ausgerufen wird. Bei diesen heftigen Debatten geht es um das Ziehen von Grenzen zwischen «uns» und den «anderen», wobei sich eine tiefe (und gefährliche) Sehnsucht nach klarer Zugehörigkeit und kultureller Homogenität zeigt, die sich wohl gerade angesichts einer offensichtlich komplexer werdenden Welt akzentuiert hat. Ungeachtet dessen, dass die Welt natürlich schon immer vielfältiger und unsicherer war, als sie in der Rückschau wahrgenommen wurde.

Aushandlungen über das Dazugehören

Offensichtlich wird dieser Aushandlungsprozess am Beispiel der sogenannten «Exoten», die an «Schweizer Bräuchen» teilnehmen und mit ihrem Tun erhebliche (Medien-)Aufmerksamkeit erregen. So sorgt etwa die in Thailand geborene und später adoptierte Anna Rudolf von Rohr als Alphornbläserin für Furore und staunende Blicke. Auch der senegalesische Schwinger Dieylani Pouye ist ein «Exot» im Sägemehring – die Teilnahme eines dunkelhäutigen Schwingers am Eidgenössischen Schwing- und Äplerfest 2016 war in verschiedenen Medien ein grosses Thema. Glaubt man diesen Berichten, dann sind die Zeiten offenbar vergangen, in denen

der Muslim mit seiner Leidenschaft für den Schwingsport auf Ablehnung stiess – der sportliche Erfolg hat die anfängliche Kritik verstummen lassen. Diese Ablehnung erlebte auch Yvonne Apiyo Brändle-Amolo, als sie ihr Interesse für den Jodel entdeckte. Allerdings fühlte sie sich als Sängerin an Jodelfesten dann oft auch zum ersten Mal in der Schweiz angenommen und willkommen – trotz nach wie vor schwierigen Erlebnissen mit dem Migrationsamt und der Polizei.

In den Medienberichten wird das Mitwirken dieser «exotischen» Akteure oft als Beleg für eine «gelungene Integration» dargestellt; aus der kenianisch-schweizerischen Jodlerin wird dann klischiert das «Schwarze Heidi». Oder es werden gar Parallelen zwischen den spielerischen Elementen der «Schweizer Bräuche» und einem generell fröhlicheren und offenerem Festen und Feiern in den afrikanischen Ländern gezogen. Ganz so, als wären Pouye, Brändle-Amolo und Rudolf von Rohr Vertreterinnen und Vertreter einer Art «umgekehrter» Entwicklungshilfe, die den steifen «Volksbräuchen» einen dynamischen Schub verleihen würde.

Nun ist dieses dichotome Bild auf beiden Seiten schief: Weder sind die Bräuche in der Schweiz erstarrt, noch steht das «exotische» Element einfach für Neuerung. Eine solche, das Exotische betonende Berichterstattung sagt aber viel über die Hartnäckigkeit eines – auch in der Schweiz wirksamen – (post-)kolonialen Blicks aus, der vor allem das «Andere» hervorhebt, um vor dieser Negativfolie das «Eigene» zu stabilisieren. Ein solches spezifisches Interesse für das «Exotische» zielt vermeintlich auf eine einschliessende Offenheit, betont und zementiert letztlich aber genau die ausschliessenden Unterschiede.

Bei genauem Hinschauen würde sich ja zeigen, dass auch die Menschen, die an Bräuchen mitwirken, teilnehmen, zuschauen und feiern, deutlich vielfältiger sind, als es sich eine vereinfachende Sicht vielleicht wünscht. Die sichtbare und aktive Teilnahme von «Fremden» an Bräuchen entlarvt also vor allem die vielbeschworene kulturell-ethnische Homogenität der Schweiz als das, was sie ist: eine Behauptung. Diese Behauptung wird auch nicht richtiger dadurch, dass – wie im Herbst 2016 geschehen – der CVP-Präsident Gerhard Pfister in kulturkämpferischer Manier die christlichen Werte des Landes postuliert und dabei sagt, die Muslime gehörten zwar zur Schweiz, nicht jedoch der Islam. Eine solche Debatte grenzt nicht nur aus, sie bietet auch keinerlei weiterführende Orientierung für die Zukunft. Dabei ist eine Diskussion über das Dazugehören und die Teilhabe für unsere Gesellschaft tatsächlich vital.

Bräuche als Laboratorien für eine offene Gesellschaft?

Auf dem Spiel steht letztlich nämlich viel: Es geht um die Frage, ob «Schweizer Bräuche» als identitätsstiftende Mani-

« Coutumes populaires » et « étrangers » : pratiques originales et appartenances disputées

Les coutumes suisses ont la cote. Vecteurs d'identité, elles éveillent des sentiments d'appartenance, la « tradition » sonnante comme une promesse de sécurité. Mais les coutumes tracent aussi des frontières et servent de support pour négocier, symboliquement ou même très concrètement – qui sera de la partie ou non. Or la participation – abondamment relayée par les médias – de personnes « exotiques » aux coutumes locales démasque aussi la réalité – ou le fantasme – du discours sur l'homogénéité ethnoculturelle de la Suisse. Reste que les coutumes, en tant que pratiques culturelles ouvertes, peuvent servir de laboratoire social et que les moments de cohésion qu'elles génèrent peuvent, à terme, faire le jeu de la cohésion sociale.

festationen zukünftig vorrangig zur Stabilisierung von Gegenbildern und zur Fixierung des « Eigenen » in Abgrenzung vom « Fremden » dienen. Oder ob Bräuche als offene Kulturpraktiken nicht vielmehr als Orte und Laboratorien einer Gesellschaft funktionieren könnten, an denen die Aushandlung von Gemeinsamem und die Suche nach zukunftsfähigen dialogischen Lösungen möglich sind. Damit würde das spielerische, offene und grenzüberschreitende Potential dieser eigensinnigen kollektiven Praktiken betont – und das in Bräuchen gelebte Dazugehören auf Zeit könnte zu einem gesellschaftlichen Dazugehören überhaupt werden.

Literatur

- Alves, Katja**, 2010, Globis Buch vom Schweizer Brauchtum, Zürich: Globi Verlag.
- Camp, Marc-Antoine; Eggmann, Sabine; Tauffer, Barbara** (Hg.), 2015, Reiseziel: immaterielles Kulturerbe. Ein interdisziplinärer Dialog – Destination: patrimoine culturel immatériel. Un dialogue interdisciplinaire, Zürich: Chronos.
- Debelle, Yaël**, 2016, Der Kult um unsere Bräuche. In: Beobachter, Nr. 17, 19. August 2016.
- Debelle, Yaël**, 2016, Das schwarze Heidi. In: Beobachter-Webreportage, August 2016. (<http://webreportagen.beobachter.ch/bruchtum/>).
- Gyr, Ueli**, 2003, Bräuche. In: Historisches Lexikon der Schweiz, Bd. 2, Basel: Schwabe, S. 661-665.
- Huwylar, Marcel**, 2016, So exotisch kann Urchiges klingen. In: Schweizer Illustrierte, 19. Januar 2016.
- Kuhn, Konrad J.**, 2016, Die dunkle Seite des Kulturerbes. Grenzbeziehungen und Ausschlussmechanismen in Bräuchen und Ritualen. In: Picard, Jacques, Chakkalakal, Silvy, Andris, Silke (Hg.), Grenzen aus kulturwissenschaftlichen Perspektiven. Berlin: Panama, S. 85-102.
- Kuhn, Konrad J.**, 2016b: Ressource „Volkskultur“. Karrieren eines Konzepts zwischen Wissenschaft und Öffentlichkeit in der Schweiz. In: Österreichische Zeitschrift für Geschichtswissenschaft 27/2, S. 67-91.
- Leimgruber, Walter**, 2013, Die Weisse Frau vom Belchentunnel: Traditionen und ihre Innovationen. In: Janz, Karin (Hg.), Säen, dröhnen, feiern. Lebendige Traditionen heute. Baden: Hier-und-Jetzt, S. 205-211.
- Reichen, Philippe**, 2016, Auch er träumt vom Muni. In: Tages-Anzeiger, 26.08.2016.
- Risi, Marius**, 2003, Alltag und Fest in der Schweiz. Eine kleine Volkskunde des kulturellen Wandels. Zürich: Pro Helvetia.
- Thalmann, Rolf; Hofer, Fritz** (Hg.), 1981, Das Jahr der Schweiz in Fest und Brauch, Zürich und München: Artemis.
- Thüler, Margrit, Waefler, Christian** (Hg.), 1997, Feste im Alpenraum. Schweiz, Österreich, Deutschland, Italien, Frankreich, Zürich: Migros.

Konrad J. Kuhn lehrt und forscht am Seminar für Kulturwissenschaft und Europäische Ethnologie der Universität Basel. Seine Forschungsschwerpunkte sind die Wissensgeschichte der Volkskunde, die Ritual- und Brauchforschung und Geschichts- und Erinnerungskultur.



Alla riscossa del parmigiano.

È un giovedì sera di fine luglio, poco dopo le 18.30, e il quarantasettenne Parmjit Saini, un indiano sikh in stivali di gomma e grembiule, un berretto sopra il turbante, la pompa dell'acqua in mano, lava il pavimento della stalla dallo sterco di mucca salvando così un patrimonio italiano.

Prima, per la seconda volta durante il giorno, Parmjit Saini ha pulito con un panno le 400 mammelle gonfie di latte, le ha attaccate alla mungitrice lasciando che il latte venisse risucchiato e sgorgasse a fontana, e ha poi strofinato una crema lenitiva sui capezzoli bovini. Tara ha lo sguardo perplesso, la lunga lingua anelante verso il fieno sparso per terra. Olympia è stanca, poche ore prima ha partorito. Mita ha la saliva alla bocca, stasera ha prodotto 11,36 litri di latte. Afferrandosi la barba brizzolata, Parmjit Saini controlla il valore sulla mungitrice. Poi, dando a Mita una pacca sul didietro, la incalza insieme alle undici mucche che la precedono con un «Avanti, avanti, avanti» nel suo accento indiano per farle uscire dal carosello di mungitura, e con passo pesante gli animali avanzano.

Se non ci fossero stati gli immigrati indiani

Le vacche rosse reggiane, di cui Parmjit Saini si prende cura da 16 anni, sono una razza molto speciale, una specie autotona, di cui esistono solo 3000 esemplari e le cui origini sono così strettamente legate alla regione intorno a Parma come quelle del prodotto fabbricato con il loro latte: il parmigiano. La loro storia è tutta padana: in questa zona, oltre 800 anni fa, i monaci benedettini iniziarono a produrre il parmigiano come alimento a lunga conservazione: nacque così un prodotto dalle qualità secolari, praticamente un alimento di base e fiore all'occhiello della cucina italiana. Eppure, se non ci fossero stati gli immigrati indiani come Parmjit Saini, il parmigiano avrebbe fatto una brutta fine.

Da tempo, ormai, questo formaggio tradizionale, che secondo le regole stabilite dal Consorzio per la qualità alimentare, può

essere prodotto soltanto nelle province di Reggio Emilia, Modena, Parma e in una zona specifica di Bologna e Mantova, non è più prerogativa di mani italiane. Molti giovani del posto hanno preferito spostarsi nelle città e lavorare nei settori industriali piuttosto che restare nelle stalle e nei caseifici rurali, perché volevano evitare questi luoghi, dove ci si sporca e che puzzano, e così sono subentrati gli immigrati. La maggior parte proviene, come Saini Parmjit, dallo Stato indiano del Punjab e appartiene alla comunità religiosa dei sikh.

I sikh in Italia

I primi immigrati arrivarono negli anni Novanta, nella speranza di trovare lavoro in campagna, e le loro famiglie si trasferirono poco dopo. Si acclimatarono velocemente nella regione del Po, in parte perché la vecchia patria, «la terra dei cinque fiumi», assomigliava geograficamente alla nuova: superfici ampie, terra rossa, molte mucche. In patria, ognuno aveva almeno un bovino nella stalla. «I sikh», dice Graziano Salsi, presidente della Cooperativa intercomunale lavoratori agricoli (CILA), «hanno aiutato il nostro settore quando la maggior parte se ne disinteressava».

La CILA non ha un capo, i proprietari sono i 60 lavoratori che ne fanno parte; solo che oggi, a differenza di quando è stata costituita, questi hanno spesso anche nomi indiani e non soltanto italiani. Sui 1200 ettari di terreno della Cooperativa (800 dei quali di proprietà privata) vengono coltivati foraggio e grano. La CILA ha poi 10 000 maiali e 1200 vacche da latte bianche e nere, della razza convenzionale «Holstein-Friesian». Anche il loro latte confluisce integralmente nella produzione del parmigiano.

Per la precisione, confluisce nel caseificio di San Giovanni, creato nel 1904, a pochi minuti d'auto dalla Cooperativa. La mattina presto, Graziano Salsi, che è anche presidente del caseificio e socio del Consorzio del Parmigiano-Reggiano, si dirige verso i capannoni di produzione, dove 12 dipendenti lavorano ogni anno i 200 000 quintali di latte provenienti da 15 produttori. Dal caseificio escono 35 000 forme di parmigiano, ognuna delle quali pesa circa 38 chilogrammi. La pro-

duzione totale di parmigiano ammonta a 3,3 milioni di forme all'anno, più di due milioni delle quali restano in Italia.

Come ogni mattina, nel caseificio di San Giovanni, 24 vasche di rame vengono riempite a metà con latte fresco di mungitura e a metà con latte munto la sera precedente, che si lascia riposare durante la notte in grandi serbatoi di scrematura per poi scremarlo la mattina seguente. In tutto, vengono riscaldati 1100 litri, da cui si ricavano due forme di parmigiano; per avviare il processo di coagulazione si aggiungono 40 millilitri di caglio, un enzima naturale. Il casaro Marco Capiluppi mantiene un occhio vigile sul lavoro dei propri dipendenti, tra i quali vi sono anche due sikh, anche se, capelli corti e senza barba né turbante, a prima vista non si direbbe.

Quando, 18 anni fa, persuaso dall'entusiasmo di suo zio per la zona, l'oggi quarantenne Singh Jaswinder arrivò in Italia, decise di accantonare sia barba che turbante, del resto non consentiti al lavoro per motivi di igiene. Singh Jaswinder produce parmigiano da quindici anni ormai. Il suo lavoro gli piace, dice, e ora anche il parmigiano, che all'inizio trovava salatissimo. I casari producono quotidianamente 98 forme di formaggio.

Una cultura dell'accoglienza

Il caseificio di San Giovanni e la CILA si trovano nel comune di Novellara. Il giorno dopo, nel municipio del tranquillo villaggio a mezz'ora d'auto da Reggio Emilia, la quarantenne Elena Carletti, eletta sindaco di Novellara due anni fa, riceve nel suo ufficio. In questo comune vivono 13700 persone, il 16 per cento delle quali sono straniere, in prevalenza cinesi e indiani. Novellara è considerato un comune esemplare in termini di integrazione e proprio a marzo il sindaco Carletti è stata invitata al Consiglio europeo per parlarne.

Questa situazione è anche il risultato di una cultura dell'accoglienza, da sempre intrinseca alla politica dell'amministrazione comunale, spiega il sindaco: «Abbiamo investito nell'istruzione e nella tolleranza, e questo ha dato i suoi frutti». Lei stessa accoglie periodicamente i rappresentanti delle principali comunità straniere a una tavola rotonda in municipio. A

proposito della comunità sikh, dice: «Fanno un ottimo lavoro e ormai Novellara non sarebbe più la stessa senza di loro». E aggiunge: hanno salvato il prodotto più tipico della regione. Dal canto loro, i sikh hanno più volte dimostrato la loro gratitudine per come sono stati accolti: durante il terremoto del 2012, hanno donato un'auto alla Croce Rossa e nella squadra di protezione civile della città, una persona su quattro è indiana.

A Novellara i sikh hanno trovato un luogo in cui possono apportare il proprio sapere e la propria diligenza riuscendo nel contempo a mantenere vive le tradizioni della loro terra: nei primi anni del 2000, il predecessore del sindaco Carletti ha infatti permesso loro di costruire un tempio nella zona industriale. Oggi è considerato uno dei più grandi tempi sikh nell'Europa continentale, secondo alcuni è anche il più imponente.

Parmjit Saini va regolarmente a pregare nel tempio di Gurdwara ... anche questo martedì sera. Gli uomini cenano insieme nella sala comune. La maggior parte di loro lavora nelle stalle o nei caseifici dei dintorni, altri in fabbriche che producono apparecchiature per la mungitura o trattori. Tutti hanno turbante e barba. In India Parmjit Saini e i suoi amici erano perseguitati per questo, «qui non ci ha mai disturbato nessuno». Quindi non solo i sikh hanno salvato il parmigiano, in un certo senso il salvataggio è stato reciproco.

Parmjit Saini è arrivato in Italia nel 2000, due suoi cognati erano già qui. Ha trovato lavoro nell'azienda familiare dei fratelli Prandi: il suo capo, il cinquantatreenne Marco Prandi, ricorda i primi anni, quando Parmjit Saini non capiva l'italiano e viveva insieme alla sua famiglia, senza mai aver nulla da ridire, sempre affidabile. Dei quattro dipendenti che si prendono cura delle sue mucche, tre sono indiani. «È fantastico vedere come si identificano con il prodotto».

Una sera di luglio, il sole basso sui campi fertili della pianura padana, Parmjit Saini arriva a casa prima del solito: oggi ha preso libero. Insieme alla moglie, al figlio e alla figlia, vive in una vecchia fattoria, poco fuori da Reggio Emilia, di proprietà della famiglia Prandi. Foto dei parenti indiani adorna-

no le pareti accanto alle immagini dei guru sikh, alla televisione sono trasmesse notizie in inglese. Stasera c'è il figlio, il ventiquattrenne Harpreet, barba nera e turbante blu scuro.

La seconda generazione: altre ambizioni

Due generazioni di immigrati siedono a tavola sorseggiando succo di frutta, due storie diverse: il padre parla un italiano approssimativo, utilizzando prevalentemente l'infinito, mentre il figlio conversa fluentemente in italiano, inglese e punjabi. Il padre non ha amici italiani, il figlio sì. Il padre si prende cura delle mucche, il figlio lavora da ottobre 2015 in una start-up presso l'Università di Parma, dove ha iniziato due settimane dopo aver completato i suoi studi in informatica con 108 su 110.

Qui sta sviluppando con i suoi colleghi un'applicazione per controllare la qualità degli alimenti, destinata alle aziende che verificano il proprio ciclo produttivo e agli studenti che prelevano campioni in laboratorio. Anche lui, in un certo senso, lavora quindi per il settore dell'agricoltura, ma lo fa indirettamente. L'evoluzione riconoscibile sia nel padre che nel figlio è abbastanza tipica: «Agli immigrati indiani sta succedendo quello che è successo a noi italiani, ma una generazione dopo», spiega Graziano Salsi. I figli dei sikh ora si stanno allontanando dall'agricoltura, dai duri lavori fisici nelle stalle e nei caseifici, così come hanno fatto gli italiani vent'anni fa.

Lentamente si sta delineando una nuova tendenza: i figli degli immigrati indiani che in passato hanno dato impulso all'economia, stanno lasciando la valle del Po. Il protrarsi della crisi economica in Italia li spinge verso luoghi più interessanti per il loro futuro, in particolare verso i Paesi di lingua inglese, come l'Inghilterra, il Canada e gli Stati Uniti. E così, da 552 nel 2012, i cittadini indiani a Novellara sono passati a 464 nel 2015. E chi prenderà il loro posto? Graziano Salsi un'idea ce l'ha: secondo lui, saranno gli italiani stessi, che nel frattempo si saranno accorti del tesoro che hanno davanti agli occhi.

Questo testo è una sintesi del contributo «Harter Käse, schmelzende Kulturen» apparso in lingua tedesca nella «NZZ am Sonntag» del 4 settembre 2016.

Die Rettung des Parmesans

Lange schon wird das Traditionsprodukt, das laut Regeln des Konsortiums für Qualität nur in den Provinzen Reggio Emilia, Modena, Parma und Teilen von Bologna und Mantova hergestellt werden darf, nicht mehr vor allem durch italienische Hände fabriziert. Weil viele junge Einheimische lieber in die Städte auswanderten und in den Industriesektoren arbeiteten als in den ländlichen Ställen und Käsereien, haben die Einwanderer die Posten übernommen. Die meisten stammen aus dem indischen Bundesstaat Punjab und gehören der Religionsgemeinschaft der Sikh an.

In den 1990er-Jahren kamen die ersten von ihnen nach Italien, mit der Hoffnung in der Landwirtschaft eine Arbeit zu finden; ihre Familien zogen bald nach. Schnell fanden sie sich in der Po-Gegend zurecht, auch weil die alte Heimat, das «Fünfstromland», der neuen geografisch ähnelt. Weite Flächen, rote Erde, viele Kühe. Zu Hause hatte ein jeder mindestens ein Vieh im Stall stehen. Dank der Sikh konnte die Produktion des Parmesans sichergestellt werden. Allerdings lässt die anhaltende, ökonomische Krise in Italien die zweite Generation der Sikh attraktivere Orte für ihre Zukunft wählen, allen voran englischsprachige Länder wie England, Kanada, die USA. 2012 lebten 552 indische Staatsbürger in Novellara, 2015 waren es noch 464. Ihren Platz werden wahrscheinlich wieder Italiener selbst einnehmen, die bemerkt haben, welchen Schatz sie vor sich haben.

Barbara Bachmann è reporter indipendente. Stabilita in Alto Adige, ha studiato scienze politiche, germanistica e spagnolo all'Università di Innsbruck e si è diplomata alla «Zeitenspiegel Reportageschule». Collabora con «Die Zeit», «NZZ am Sonntag», «Die Süddeutsche Zeitung» e altre testate.



Mahri

Pertes des racines ou appartenance multiple ?

On catégorise parfois les migrants soit par rapport à leur loyauté linguistique vis-à-vis de la langue d'origine, soit par rapport à leur degré d'assimilation à la langue d'accueil. Dans la vision « additionniste » du bilinguisme et de l'appartenance sous-jacente à cette façon de penser, le parler mixte est dévalorisé. Nous proposons, au contraire, de comprendre le « parler bilingue » comme trace d'une intégration à double voie, voire comme indice d'un répertoire linguistique riche et d'une identité multiple complexe.

En Allemagne il existe, comme dans d'autres pays, une littérature florissante d'auteurs issus de l'immigration. Dans un de ces textes, l'auteur rapporte une expérience choquante : « Puis [Saniye] a commencé [sc.] à s'intégrer. Elle parlait très bien l'allemand, maintenant ; et elle se demandait souvent si on remarquait qu'elle était une étrangère. (...) Ses cauchemars se multipliaient. Elle voyait encore et encore des mains qui arrachaient son visage. » (Denizeri 1983).

Ce récit témoigne d'une représentation sociale fréquente : acquérir la langue d'accueil est synonyme, pour les migrants, d'une perte des racines, symbolisées, ici, par le visage de la jeune fille. La langue est perçue comme une trace privilégiée de l'appartenance et cette dernière est conçue comme dichotomique : on appartient ou bien à la langue-culture-communauté d'origine ou bien à la langue-culture-communauté d'accueil ; tertium non datur. La même idéologie est sous-jacente à la proposition d'un conseiller national de l'UDC qui exige que dans toutes les écoles suisses alémaniques les élèves parlent exclusivement l'allemand, même dans les cours de récréation (20 Minuten, 30 janvier 2016). Or, on sait depuis longtemps que la « déprivation de la langue (et, à travers elle, de la culture) maternelle liée à son exclusion totale de l'appareil pédagogique » est à l'origine de troubles psycho-sociaux d'enfants migrants (Berthelmer 1988).

Au contraire, un plurilinguisme élaboré comporte un ensemble notable d'atouts cognitifs concernant le traitement de l'information, la perception de procès et d'objets et la compréhension de réseaux conceptuels. Autres avantages : il affecte l'organisation de l'interaction et les cadres participatifs, influence les formes de négociation, de manifester l'accord ou le désaccord, de construction du *leadership*, et détermine les processus de résolution de problèmes et de prise de décision (Berthoud et al. eds. 2013).

Au 19^e siècle, un scientifique britannique avait formulé une crainte – qui continue à être propagée par des pédiatres et des éducateurs – : « S'il était possible pour un enfant de vivre à la fois et également bien dans deux langues, tant pis. Sa croissance intellectuelle et spirituelle ne serait par là pas doublée, mais réduite de moitié. Une unité d'esprit et de caractère aurait beaucoup de mal à se développer dans de telles circonstances. » (Laurie 1890). Cette opinion a été clairement démentie par des recherches récentes.

Un modèle à double voie de l'intégration menant à une appartenance multiple

Or, il existe, bien entendu, des représentations concurrentielles. Cela commence par un modèle à double voie de l'intégration tel qu'il est propagé par Papademetriou (2003). Il prévoit « *continuous interaction and mutual adjustments and accommodation* » entre migrants et membres des sociétés d'accueil. Sur le plan des répertoires linguistiques, cela signifie qu'il ne s'agit pas d'abandonner la ou les langues d'origine, mais au contraire de les cultiver et de les renforcer tout en intégrant la ou les langues d'accueil – mais aussi d'autres langues comme par exemple l'anglais – dans une compétence plurilingue intégrée. De nombreuses recherches ont démontré que les migrants sont – ou devraient être – capables d'intégrer différentes facettes de leur identité dans un système identitaire multiple, ce que Keupp (1995) appelait *patchwork identity*. Par conséquent, les diverses langues dont est composée le répertoire sont des traces d'une appartenance multiple comme l'exprime un historien bâlois aux racines turques, qui s'appelle lui-même un *best-of-programm* de plusieurs dimensions cultu-

relles, chacune représentant une facette importante de sa personnalité.

« Si des identités sont des chapeaux, il n’y a bientôt plus de place sur mon porte-chapeaux. (...) Comme *secondo* (membre de la seconde génération), je peux porter beaucoup de chapeaux et mener une double vie ou même quatre vies parallèles. (...) Qui suis-je donc ? Je suis un Argovien du Freiamt avec des racines turques qui s’est créé une nouvelle patrie à Bâle. Je suis peut-être aussi un Bâlois avec des racines dans le Freiamt dont les parents ont échangé Istanbul contre la Suisse il y a plus de quarante ans. Une chose est sûre : Je suis pour ainsi dire un *best-of-programm* de tous ces arrière-plans culturels. Quelqu’un qui sait qu’un chapeau va toujours bien. Si je limitais mon existence à « être Turc » ou à ma socialisation à Wohlen (Freiamt), je ne me sentirais pas du tout complet. »

Cela dépasse, et de loin, le simple choix de l’une ou de l’autre langue. Une notion fréquemment employée – et mésusée – dans ce contexte est celle de loyauté linguistique. Proposée par Weinreich dès 1953, elle impliquerait « des efforts, de la part d’une communauté linguistique, de maintenir sa propre langue (première langue ou langue familiale) eu regard à des menaces, réelles ou perçues, pour son statut et usage » (Bowerman, 2006 ma trad.); il s’agirait d’éviter le changement de langue (*language shift*), voire l’attrition de la langue d’origine (*language attrition*). Or, cette terminologie repose précisément sur une conception « additionniste » du bi- ou plurilinguisme. Parler la langue d’origine dans un mode unilingue signifierait manifester son appartenance à la communauté d’origine. Au contraire, apprendre et employer la langue d’accueil – si possible sans accent – serait une preuve d’intégration, de loyauté vis-à-vis du pays d’accueil. Dans cette perspective, des phénomènes de mélange sont considérés comme « impurs », voire comme manque de loyauté de part et d’autre. Si de telles représentations apparaissent fréquemment dans le discours des acteurs – surtout à propos de la transmission intergénérationnelle de la langue d’origine –, des pratiques « mixtes » sont aussi souvent mentionnées – et confirmées par l’observation minutieuse d’interactions.

Le « parler bilingue » comme marqueur identitaire

Bornons-nous à citer l’exemple de deux femmes hispano-américaines mariées à des Suisses alémaniques interrogées par Grimm-Pfefferli (2014). Elles parlent de leurs pratiques bilingues familiales contre lesquelles elles réagissent (fais un effort) :

« Alors, si je ne veux pas que les enfants le perdent, je leur parle toujours en espagnol (...) des fois ils me parlent (...) tu les entends, ils me disent des choses en suisse allemand, mais moi je leur parle en espagnol ; et Samuel maintenant aussi, il me dit : mami c’est (...) il vient du jardin d’enfants et commence à me parler en allemand (...) toi, fiston, parle-moi en espagnol ; il me dit : c’est très difficile pour moi, j’oublie les mots (...) ça me coûte de penser ; alors je lui dis : mais fais un effort, non, moi, je lui parle toujours en espagnol. »

Mais parfois, les réactions sont plutôt molles, surtout que les mères emploient à leur tour la langue d’accueil :

« Et ce que j’exigeais de lui [sc. son fils] parce que... évidemment mon désir qu’en plus de lire – il lit – qu’il écrive aussi en espagnol. Et ehm oui. Bien, c’est un peu, une chose mélangée, non ? Quand je vois que si je dis une chose au petit, il me regarde avec les grands yeux, alors je le répète en allemand. »

Cette pratique n’est pourtant pas fixe mais s’assouplit selon les circonstances du moment, par exemple, quand d’autres personnes sont présentes :

« Ehm, après la naissance du petit, il entend bien sûr que je parle parfois en allemand et qu’il ne doit pas nécessairement répondre en espagnol. Alors il y a parfois une espèce de mélange. Surtout en présence de ses petits copains auxquels je parle en allemand, alors je le dis en espagnol, mais je dois le répéter en allemand pour que les enfants comprennent ce que j’ai dit. »

Dans une perspective plurilingue et transculturelle, ces pratiques ne représentent pas nécessairement un affaiblissement

de la loyauté vis-à-vis de la langue d'origine – même si elles sont parfois vécues comme douloureuses par les mères –, mais plutôt les traces d'un système identitaire multiple. Le « parler bilingue » des mères et des enfants manifeste leur appartenance double aux deux langues et cultures dans une espèce de « double médiation ». Ensemble avec leurs pères, les enfants servent de médiateurs entre leurs mères et la société d'accueil. Inversement, ce sont les mères qui maintiennent le contact entre leurs enfants et la région d'origine, sa langue et sa culture (Lüdi/Py 2013, 49). Dans ce sens, le mélange n'est pas d'abord un indice de compétences déficientes, mais résulte de la mise en œuvre d'un répertoire riche et différencié.

Bibliographie

- Berthelier, Robert**, 1988, *Adaptation sociale, adaptation scolaire*. In: Yahyaoui, A. (éd.) *Troubles du langage et de la filiation chez le maghrébin de la deuxième génération*. Paris, La Pensée Sauvage.
- Berthoud, Anne-Claude et al.** (eds), 2013. *Exploring the Dynamics of Multilingualism*. Amsterdam: John Benjamins.
- Bowerman, S.**, 2006, *Language Loyalty*. In: *Encyclopedia of Language and Linguistics*, ed. by K. Brown. Oxford, Elsevier, 539–541.
- Denizeri, Birol**, *Das verlorene Gesicht. In zwei Sprachen leben*. München: DTV 1983.
- Grimm-Pfefferli, Linda**, 2014, *Loyauté(s) linguistique(s) et formes du plurilinguisme dans des familles binationales : des femmes hispano-américaines à Bâle, une étude de cas*. Thèse, Université de Bâle, Institut d'Études françaises et francophones.
- Keupp, Heiner**, 1995, *Zerstört die Individualisierung die Solidarität? Für eine kommunale Individualität*. In: ders. (Hg.): *Lust an der Erkenntnis: der Mensch als soziales Wesen*. München: Piper, 331-367.
- Laurie, Simon**, 1890, *Lectures on Language and Linguistic Method in School*. Cambridge, CUP.
- Lüdi, Georges et Bernard Py**, 2013, *Etre bilingue*. 4^e édition ajoutée d'une postface, Berne. Francfort s. Main, New York: Lang.
- Papademetriou, Demetrios G.**, 2003, *Policy Considerations for Immigrant Integration*. Migration Policy Institute Europe.

In mehreren Sprachen zu Hause

Migrantinnen und Migranten werden häufig nach dem Kriterium eingeteilt, ob sie sich «loyal» zu ihrer Herkunftssprache verhalten oder ob und zu welchem Grad sie sich die Sprache des «Gastlandes» angeeignet haben. Wer also beispielsweise über sehr gute Kenntnisse in einer der Lokalsprachen der Schweiz verfügt, gilt als besonders gut integriert.

Für viele Menschen mit einer Migrationsgeschichte macht jedoch der Entscheid für die eine oder andere Identität keinen Sinn, und das Sprechen in mehreren Sprachen spricht keineswegs für eine gesplante Persönlichkeit. Urdal Tufan drückt dies folgendermassen aus: «Wenn Identitäten Hüte sind, ist auf meiner Hutablage bald kein Platz mehr. (...) Als Secondo [kann ich] viele Hüte aufhaben (...) beziehungsweise ein Doppel- oder sogar Vielfachleben führen. (...) Was bin ich denn nun? Ich bin ein Aargauer aus dem Freiamt mit türkischen Wurzeln, der sich in Basel eine neue Heimat geschaffen hat. Vielleicht bin ich auch ein Basler mit Freiamter Wurzeln, dessen Eltern vor über vierzig Jahren Istanbul gegen die Schweiz ausgetauscht haben. Sicher ist nur eines: Ich bin sozusagen ein Best-of-Programm all dieser kulturellen Hintergründe. Einer, der weiss, dass ein Hut immer passt. Wenn ich mein Dasein auf mein Türkisch-Sein oder auf meine Sozialisierung in Wohlen (Freiamt) beschränken würde, wäre ich gar nicht komplett.»

Georges Lüdi a enseigné la linguistique générale à l'Université de Neuchâtel et la linguistique française à l'Université de Bâle. Ses travaux ont porté principalement sur l'éducation plurilingue, le plurilinguisme des migrants et les langues en contact dans les systèmes éducatifs ainsi qu'au travail.



Raffaele

Die Heimat der zweiten Sprache.

Das Deutsche, ein «Gewirk aus Bewegungen, Tönen, Gerüchen, Kopf- und Körperhaltungen, aus Augenblicken, Augenfarben, Mundregionen und Wangenleuchten», so hat sich die neue Sprache dem neunjährigen Kind nach dem Umzug aus Jugoslawien dargestellt und, trotz vieler Widerstände, wie ein «wärmendes Kleidungsstück» um sie gelegt. Ein Auszug aus dem Buch «Sterne erben, Sterne färben».

Das Erzählen aus der Geschichte des menschlichen Herzens ist eine Befreiung aus der Umzäunung der Biographie. Die deutsche Sprache baut in mir an einem Gerüst, an einem Lobgesang; an der Erinnerung der Seele. Der Bildteppich bekommt in meinem Inneren ganz eigene Ohren. Europa wird der Kopf, in dem das Gedächtnis sich ankleiden kann wie ein Mensch. In den Bildern wohne ich, als eine mit allem Inneren und Äusseren verwandte Haut.

Die Kindheit führte sich erstmalig als Name in der deutschen Sprache spazieren. Der eigene Name wurde dabei ein mit Buchstabenbackpulver zu erobernder Planet. Die Selbstverständlichkeit, mit der die Wälder des Slawischen in mir liegen, wird mir erst im *Schreibengehen* bewusst. Dieses Unterpand, das immer aus der ersten Sprache herauftönt und mich endlich zu jemanden macht, der etwas von sich *sagen* kann. Aber erst in der deutschen Sprache wird mein eigenes Zuhause für mich selbst hörbar.

Die Buchstaben sind ein Vorzimmer Gottes, in dem sich mir mein eigenes Träumen, die Biographie meiner vormenschlichen Herkunft erzählt. (Habe ich eine Herkunft und gehe ich irgendwo hin?) Das *und* verbindet nicht nur mich und den Satz, näht nicht nur die Lücken in eins, es ruft die Möglichkeit einer fortwährenden Erzählung herauf. Und ist das Versatzstück des Atems, in dem sich eins in eins fügt, ganz auf die Weise der unsichtbaren Welt, nur dass in den Buchstaben beim Erschreiben der Welt diese Hand plötzlich sichtbar wird, die Lungen der Wörter ermunternd und als Jakobsleiter des Sinns.

Die im Gleichmass lebendig werdende Erzählung spricht zu mir in der deutschen Sprache, ist wie ein Telefonanruf eines lieben Menschen, bei dem ich ein Aufnahmegerät hinstellen möchte, um das Gespräch für immer unverlierbar zu machen. Etwas erzählen zu wollen, das begann mit dem Wunsch, etwas bewahren zu wollen, behüten auch, von meinem Grossvater. Wegen ihm nahm ich zum ersten Mal das Erlebnis und Wagnis der Prosa auf mich. Eine im Grunde kindliche Vorstellung brachte mich auf diesen Gedanken, als ich das Leuchten seiner blauen Augen, den rötlichen apfelgleichen Schimmer seiner Wangen eines Tages wie ein Bild vor mir sah, das vielleicht ein grosser Maler erschaffen haben könnte, hätte sich ihm die Aufgabe gestellt, die Innerlichkeit an einem menschlichen Gesicht farblesbar zu gestalten. Mein Grossvater hatte dieses Gesicht, von dem die Maler träumen. Mir ist es stets als das Inbild von Form und Menschlichkeit erschienen. Mein erstmalig bewusst erlebter Verwandter war nicht ein Mensch. Es war das Gesicht meines Grossvaters.

Dieses Bild der unsterblichen Wangen und der in meiner Herzerinnerung fortlebenden blauen Augen habe ich nie in meiner ersten Sprache erinnert. Im Deutschen meldete es sich gleich einem Mitbewohner meines Hauses an und kehrte so lange beharrlich zu mir zurück, bis ich zu einem Stift griff und es zu beschreiben versuchte. Es ist so lange geblieben, bis alles erzählt zu sein schien, was die Farbe von Wangen und Augen mir gesagt hatten, und bis ich verstand, dass der Tod dafür zuständig ist, uns an das gelebte Leben zu erinnern. Er erinnert auch an das Versäumte, an das uns vom Leben Trennende, die Trägheit auch, die uns von der eigentlichen Fähigkeit zu empfinden abhält. Zu empfinden: in der Sprache selbst zu lieben.

In den Sätzen muss der Atem wohnen. Er will das, er ist ein Zuarbeiter des Satzes. Wenn das Herz vor Aufregung klopft oder Tränen selbsttätig die Wangen herunterrollen, geht der Atem ein bisschen schlafen. Der Atem geht, er geht woandershin, vielleicht wird er gerade in diesem Moment von einem anderen Menschen gebraucht, von einer wachsenden Margerite oder einer Katze, die sich einer schlagenden Menschenhand selbstlos zur Verfügung stellt. Die Menschenhand

wüsste nichts von sich, wenn sie nicht auch etwas von sich als Stein wüsste, in dem die Hoffnung wohnt und das Metier der Rose.

Während des Atemschlafs können die Buchstaben nicht zueinanderfinden, die Jakobsleiter ruht sich aus. Das Sprachinnere sortiert sich, bringt sich ins Zählbare. Der Stille bedarf es, um die nun dem Menschenohr zugewandten Buchstaben zu hören, wie sie gehört werden möchten. Der Stille bedarf es, um das Ich und den dazugehörigen Namen auf seine Brauchbarkeit hin zu umpflügen. Und wieder auf eine neue Tonart der Erde zu stossen. Die rote Erde der Maler lebt im Semikolon, im Punkt, im Komma, im Nichts zwischen Wort und Wort, zwischen Gross- und Kleinbuchstabe.

Dieses Fliessen erlebe ich nur in der deutschen Sprache, in der die Wurzeln der Buchstaben ganz mit mir und meinem Nabel verbunden sind. Die Buchstaben sind Bewohner einer inneren Landschaft, in der das Slawische als Rhythmus und als Hintergrundmusik lebt, niemals aber als Chor der Buchstaben, als Singen schon und vielleicht auch als das Innere der Luft.

Die erste Sprache kommt nie aus dem Rund des Nabels. Aber mein Nabel ist auch nicht immer nur rund. Mein Nabel ist wie bei allen Menschen eine runde Narbe in der Bauchwand. Die Ansatzstelle der Nabelschnur. Die Berührungsstelle von *vorher* und *nachher*. Bevor der Nabel ein Nabel war, gab es das althochdeutsche Wort Nabe, ein wallenförmiges Mittelteil des Rades bezeichnete es im neunten Jahrhundert. Mein Nabel ist verwandt mit dem Kreis des Rades. Ob dem Nabel manchmal eng ist in mir?

Nur im Deutschen lässt es sich denken, dass Engel auch etwas mit Enge zu tun haben müssen, einer Enge, die sich in den Buchstaben der Liebe ausdehnt, in die Lebensflure der Imagination, und dass diese Enge zum Menschsein dazugehört, ergänzt und beschirmt vom Buchstaben L, dem sich das Licht von oben her zuspricht, sich aus der Senkrechten in die Waagrechte legend, um der Erde etwas ihr Zugehöriges zu bringen. Lieder aus dem Lichtinneren, Lieder, die in einer direkten Linie zu dem fruchtbaren Land eilen, auf dem die Menschen ihre Häuser, Träume und Schmerzen bauen.

In meiner ersten Muttersprache heisst das Wort für Liebe *ljubav*, auch hier bringt der Buchstabe L es ins Sichtbare, bringt es, so zeigt sich mir dieses Buchstabenbild, hinüber in das Land des Buchstabens J, der zu grossen Teilen in der Erde lebt, dort, wo die Wurzeln der Pflanzen und Bäume verwandt sind mit den Küssen, wo sie sich und die Zukunft ihrer Farben besprechen. Dieser Buchstabe begibt sich ins Erdige wie eine Suppenkelle, um später wieder etwas Neues zu werden. Liebe und das Neue sind mir dadurch immer als ein und dasselbe erschienen, weshalb sie auch manchmal weh tun können, in jener ersten, in jener zweiten, mir mich erzählenden und in jeder anderen lebendigen Sprache. (Und sei es auch, dass diese Sprache die reine Stille wäre.)

In den Namen haben sich hin und wieder beweisbare Regungen der ersten Sprache erhalten. *Filomena*, beispielsweise, ist ein Wort, das sich bei mir wie ein Reisekoffer vor die Türen der deutschen Sprache gestellt hat. Das Wort wollte hier wohnen, auf der anderen Seite meiner selbst eine feste Sprachadresse haben, ansprechbar sein, gleich einem fernge-reisten Verwandten, der nach der Kenntnis anderer Kontinente nun das Eigentliche erleben muss, sich selbst, als Mittler zwischen der Vergangenheit und der eigenhändig gebauten Brücke zur Gegenwart.

Auszug des Textes aus «Sterne erben, Sterne färben. Meine Ankunft in Wörtern», Suhrkamp Verlag, Frankfurt am Main, S. 11-15. Abdruck mit freundlicher Genehmigung des Verlags.

Marica Bodrožić studierte Kulturanthropologie, Psychoanalyse und Slawistik. Sie ist Autorin zahlreicher Werke, für die sie mit renommierten Preisen ausgezeichnet wurde. Sie lebt als freie Schriftstellerin in Berlin.

«Nés comme écrivains de la migration de langue maternelle italienne.»

Les auteurs qui écrivent non pas dans leur langue d'origine, mais dans la langue de leur pays d'accueil sont souvent confrontés à la question du pays et de la langue auxquels ils ont le sentiment d'appartenir. Livia Apa s'entretient avec l'écrivaine Cristina Ali Farah, d'origine somalienne, à propos de son roman «Madre Piccola».

Livia Apa : D'où vient l'idée de votre roman «Madre Piccola» ?

J'ai débuté en écrivant des nouvelles quand je travaillais pour l'agence Migra, une agence de presse liée au monde de l'immigration, et j'ai commencé un recueil d'histoires racontées par des femmes. J'ai beaucoup réfléchi à la question de l'interlocuteur et je me suis rendue compte à quel point est importante la manière dont sont posées les questions et qui est la personne qui les pose. Je faisais mes entretiens avec des femmes immigrées de toutes origines : si avec les Somaliennes je parlais un mélange d'italien et de somalien, avec les autres, je ne parlais qu'italien. Je savais qu'il y avait de fortes potentialités dans la manière dont ces voix se formaient, non pas certes à cause des imperfections, mais pour la forme que prenait la langue grâce aux expressions utilisées par ces femmes.

C'est ainsi que j'ai commencé à écrire mes nouvelles, bon nombre de ces femmes avaient mon âge, il y avait une même césure dans notre vie, à savoir, la guerre civile ; toutes ces femmes avaient un secret lié à ce moment précis. J'ai alors pris la décision d'écrire quelque chose de plus grand : mais comment raconter la diaspora ? L'idée a surgi de ne pas faire raconter les histoires par les voix tout simplement mais de faire en sorte que celles-ci s'adressent directement à un interlocuteur. Parce que ces voix n'existent que dans la relation avec quelqu'un.

En Italie la question des écrivains «italophones» est d'actualité. Est-il naturel pour vous d'écrire en italien ? De quelle

façon travaillez-vous avec la langue ?

Evidemment tous me demandent si j'étais capable de traduire mon livre en somalien. Quel est le public de ce roman ? A vrai dire, j'ai toujours étudié en italien, c'est la langue que je connais le mieux. Bien sûr, il y a certaines choses que je ne sais dire qu'en somalien, mais par exemple la génération de mon père parle parfaitement italien.

Au fur et à mesure que j'avançais dans mon roman, j'ai senti le besoin de créer un rythme différent. Lorsque l'on parle de littérature africaine, la question de l'oralité revient toujours... mon livre essaye plutôt, à travers ses voix, de reconstruire un registre choral. Barni par exemple, l'un des personnages de Madre Piccola, peut-être bien le plus structuré, celui ayant une identité plus consciente et définie, utilise un langage plus concret et utilise donc les registres de notre tradition, elle utilise les mots italiens faisant désormais partie du somalien, elle est plus libre de violer la langue. C'est elle qui nomme Domenica, qui lui permet de reparler, c'est encore elle qui fait parler un personnage devenu muet, elle est sage-femme et a un rapport créatif avec le langage. Le personnage masculin, par contre, invente les mots en italien et est fortement lié à son univers encore enfantin. Domenica est la seule à écrire. Chacun a son propre rapport avec la langue.

Lorsque je suis arrivée en Italie, j'avais environ vingt ans, on me disait que j'utilisais des mots archaïques. J'ai atterri à Vérone qui est une ville très fatigante, fermée où je n'avais que ma mère, je m'y suis sentie rejetée, ma grand-mère n'était déjà plus là. Je n'avais plus de forts repères. Ma compétence linguistique était ma force, il était important pour moi de faire comprendre aux autres que j'avais étudié et que j'excellais en cela, c'était une rigidité de ma part.

A quelles épreuves doit se soumettre une personne qui a une histoire comme la vôtre ?

L'épreuve de la langue, savoir écrire. Pour moi, la chose la plus dure à faire est d'anéantir mon « moi » intérieur, de l'abandonner et le détacher de ses histoires. Mon parlé difficile est l'une de mes faiblesses, comme le fait de m'identifier excessivement aux personnages. Ma compassion à leur égard fait que je ne sais pas me détacher de ce miel sorti des

rapports que nous avons noués. Par rapport à la vie, pour écrire un livre je crois qu'il faut une grande ténacité, rien n'est jamais donné pour acquis.

Pensez-vous que l'on puisse dire, comme certains l'affirment, que la littérature africaine d'aujourd'hui est une littérature de diaspora ?

Pour ce qui est des écrivains « italophones », je me rends compte que les livres que je lis se déroulent ici, il y a toujours une tension entre les deux pôles, il y a quelque chose de continuellement progressif, ne pas réussir à mettre racine, ne pas réussir à s'attacher à un lieu. Même la maternité ne parvient pas à enraciner les gens.

Quel regard portez-vous sur le rapport que les générations précédentes avaient avec l'Italie et sur celui que les Italiens ont aujourd'hui avec l'Afrique ?

J'ai une position différente de celle de Gabriella Ghermandi, autre écrivaine définie italoophone comme moi. Mon père appartenait à la génération de l'indépendance, ensuite la dictature est arrivée et, pour lui, le rapport conflictuel a surgi directement avec son pays et non pas avec l'Italie. Ensuite il a épousé une Italienne et il a vécu un tout autre rapport avec elle.

D'habitude, ici, ce sont les mères qui sont somaliennes, dans mon cas, au contraire, c'est moi qui ai été accueillie dans la société somalienne et mon « italianité » était perçue comme de l'exotisme, comme quelque chose de différent : j'avais une mère italienne, la peau claire, je parlais italien, et j'étais même une enfant cajolée. Je fréquentais la Casa d'Italia, les Somaliens au début n'avaient pas le droit de la fréquenter, moi en quelque sorte, je représentais l'élément de fierté de la famille. La Casa d'Italia était par ailleurs un endroit fermé, lourd et de droite, elle était fréquentée par tous ceux qui exerçaient encore une activité là-bas...

Mon père appartenait à une génération d'intellectuels qui parlait parfaitement italien, mais lorsqu'il est arrivé en Italie personne ne voulait lui accorder cette compétence. Même par les africanistes et les hommes politiques italiens, ils étaient considérés, au mieux, comme des « informateurs », ils

n'étaient jamais considérés au même niveau qu'eux. Cela est très violent. Beaucoup de personnes me demandent quelle image des Italiens ressort dans mon livre, or, personnellement, je n'ai pas de rancœur mais ce rapport devrait être entièrement re-parcouru. J'aimerais travailler sur la mémoire des Somaliens qui vivent ici, ou par exemple sur le théâtre somalien, qui est né à l'intérieur des compagnies italiennes... Il est important de créer une nouvelle mémoire de cette présence. Il y a eu conflit culturel mais il a été très peu étudié.

Quel est, selon vous, le rapport entre la mémoire coloniale et l'immigration en Italie ?

Je crois simplement que si la Corne de l'Afrique est aussi dévastée, cela dépend de la façon dont l'Italie s'est posée sur ces lieux. L'Italie a de très fortes responsabilités. Ce qui me surprend, c'est qu'une littérature post-coloniale abordant ces questions n'existe pas depuis longtemps en Italie. Le passage s'est réalisé avec l'augmentation de l'immigration, nous sommes nés comme écrivains de la migration, et pourtant notre langue maternelle à tous est l'italien !

Dans quelle mesure votre littérature pourrait-elle être considérée comme étant de la littérature italienne, dans le sens d'une littérature qui décrit et interprète une réalité enfin ouverte à une dimension « multiculturelle » ?

Moi comme d'autres écrivains, avons reçu une éducation en italien, nous avons lu les écrivains italiens parce que nous avons fréquenté ce type d'école, notre canon littéraire a été l'italien et notre littérature se confronte aujourd'hui, évidemment à ce type de littérature, pas à une autre.

Est-ce qu'il existe une littérature de la diaspora en Italie ? Qu'est-ce que la littérature italoophone ou post-coloniale italienne ?

Oui, elle a effectivement commencé dans les années 90 par des autobiographies écrites à quatre mains par des migrants. Je pense à « Io venditore di elefanti », qui raconte le début de l'histoire de l'émigration, ensuite il y a eu un grand vide.

Lorsque j'ai commencé à écrire, j'ai été lancée dans ce monde, j'étudiais le portugais, j'ai connu un garçon Cap-

«Siamo nati come scrittori della migrazione, ma la nostra lingua madre è l'italiano»

Spesso agli autori che non scrivono nella lingua d'origine ma in quella dello Stato ospite viene chiesto a quale dei due Paesi o delle due lingue sentono di appartenere. La scrittrice di origine somala Cristina Ali Farah in merito al suo romanzo «Madre Piccola»:

«Ovviamente tutti mi chiedono se sarei capace di tradurre il mio libro in somalo. A dire il vero ho fatto tutti gli studi in italiano, è la lingua che conosco meglio. Certo, ci sono cose che so dire soltanto in somalo, ma per esempio la generazione di mio padre parla perfettamente italiano. A mano a mano che avanzavo nel mio romanzo ho provato il bisogno di creare un ritmo diverso. La questione dell'oralità è sempre presente quando si parla di letteratura africana... Ora, attraverso le sue voci, il mio libro cerca piuttosto di ricostituire un registro corale. Barni, per esempio, uno dei personaggi di Madre Piccola, forse il più strutturato, quello che possiede un'identità più consapevole e definita, utilizza un linguaggio più concreto, dunque utilizza i registri della nostra traduzione. Impiega le parole italiane che ormai fanno parte del somalo, è più libera di violare la lingua. È lei a dare il suo nome a Domenica, a permetterle di reimparare a parlare, è sempre lei a far parlare un personaggio diventato muto. Fa la levatrice e ha un rapporto creativo con il linguaggio. Il personaggio maschile, invece, inventa le parole in italiano ed è fortemente legato al suo universo ancora infantile. Domenica è l'unica a scrivere. Ciascuno ha un proprio rapporto con la lingua.»

Verdien qui écrivait déjà, c'est grâce à lui que j'ai rencontré le groupe « Scritti d'Africa » qui avait un spécialiste par domaine linguistique. C'est à l'intérieur de ce groupe que mes idées ont pris forme. C'est là que pour la première fois j'ai lu l'un de mes textes en public et que j'ai commencé mon parcours dans ce monde. Certains d'entre eux étaient déjà connus, ensuite ils nous ont mis en contact les uns les autres. C'est grâce à ce travail que nous avons mûri. Ensuite, à l'improviste, la question a explosé et des écrivains comme Amara Lakhous sont arrivés, mais nous travaillions depuis longtemps déjà !

Il y a beaucoup d'écrivains définis d'italophones actuellement et qui ont été lancés sans passer par nos mêmes expériences de groupe. A un certain moment, le monde de l'édition nous a lancés, nous étions devenus des écrivains intéressants ! J'étais liée à ce groupe par la possibilité du dialogue, il était difficile de dialoguer par exemple avec les écrivains italiens. Par la suite, il y a eu un numéro de la revue « Nuovi Argomenti » sur les jeunes écrivains « migrants » et c'est à partir de là qu'un dialogue ouvert avec les écrivains italiens a pu naître. Nos histoires et nos thématiques ne concernent plus uniquement que nous, tous ces personnages, comme Domenica dans mon livre, représentent un égarement assez typique de nos jours.

Cet entretien a été mené par l'association « Africultures ». Impression du texte légèrement raccourci avec l'autorisation de l'association « www.africultures.com ».

Cristina Ali Farah est née en Italie d'un père somalien et d'une mère italienne. Elle travaille comme journaliste et a publié plusieurs romans.



Niklas

Infothek:
Zugehörigkeiten

Infothèque:
Appartenances

Infoteca:
Appartenenze

In der Infothek finden Sie Literatur zum Schwerpunktthema der jeweiligen Nummer. Auf Neuerscheinungen zu anderen thematischen Bereichen, die einen Bezug zu Migration haben, wird laufend unter www.ekm.admin.ch (Rubrik «Aktuell») hingewiesen.

La rubrique «infothèque» se concentre sur les ouvrages de référence portant sur le thème principal du numéro en question. Les nouvelles parutions concernant d'autres domaines thématiques en lien avec la migration figurent sous www.ekm.admin.ch (rubrique «Actualité»).

La rubrica «Infoteca» assume una veste nuova: d'ora in poi comprenderà le opere di riferimento sul tema del relativo numero. Le pubblicazioni più recenti, riguardanti altre tematiche sulla migrazione, sono sempre consultabili sotto www.ekm.admin.ch (rubrica «Attualità»).

Wenn es um die Wurst geht, kämpfe ich.

Ursula Binggeli, Roland Maurer, Beat Mazenauer et al.

In der Schweiz lebt die ganze Welt. Viele Menschen sind eingewandert, waren fremd, sind teilweise immer noch fremd, vermissen ihre ursprüngliche Heimat – und haben doch den Wunsch zu bleiben. Weshalb? Das vorliegende Buch rückt sechzehn solche Menschen ins Licht, erzählt von ihren Beweggründen, in der Schweiz zu leben, Schweizerinnen und Schweizer zu werden.

Zürich: Limmat Verlag 2012
ISBN 978-3-85791-650-2, CHF 34.–

Heimat. Eine Grenzerfahrung.
Stapferhaus Lenzburg (Hg.)

Wir reden in diesen Tagen viel über Heimat. Über verlorene Heimat, über neue Heimat und über eine Heimat, die vielleicht nie mehr so sein wird, wie sie einmal war. Diese Publikation führt die Lesenden von den inneren zu den äusseren Grenzen, von der persönlichen zur gesellschaftlichen Heimat, von der Sehnsucht nach Heimat zur Zukunft unseres Zusammenlebens.

Zürich: NZZ Libro 2017
ISBN 978-3-03810-256-4, CHF 34.–

Ausstellung «Yolda Kiosk».

Zehn biografische Erzählungen geben Einblick in den selbstverständlichen, auch kreativen Umgang mit Migration. Denn ein rasant wachsender Teil der Schweizer Bevölkerung lebt mit Mehrfachzugehörigkeiten. Verschiedene Identitäten und Sprachen prägen die Lebensentwürfe der Porträtierten, die in Videobeiträgen von ihren Erfahrungen erzählen. Der «Yolda Kiosk» tourte 2016 in verschiedenen Städten in der Türkei und der Schweiz. Der Kiosk kann auch für weitere Anlässe gebucht werden.

www.yoldayolda.com

Au pied de la forteresse. Rencontres au Maroc, aux frontières de l'Europe.

Johannes Bühler

Sous forme de reportage, l'auteur donne la parole à une quinzaine de personnes bloquées au Maroc dans leur voyage désespéré vers l'Europe. Au travers de leurs récits authentiques et plein de suspens, elles nous montrent comment leur histoire est inéluctablement liée à la nôtre, tandis que se dessine avec réalisme une image du contexte dans lequel des milliers de migrants partent chaque année, dans de petites embarcations, à la recherche du bonheur qu'ils pensent trouver de l'autre côté de la mer.

Lausanne: Editions Antipodes 2016
ISBN 978-2-88901-125-4, CHF 30.–

Imaginerter Gemeinschaft.
Zugehörigkeit und Kritik in der europäischen Einwanderungsgesellschaft.

Nikola Tietze

Palästinenser, Muslime und Kabylen in Deutschland und Frankreich stellen in Interviews dar, über welche imaginerter Gemeinschaft sie ihre Zugehörigkeiten definieren. So entstehen transnationale Zugehörigkeitskonstruktionen, die aufgrund ihrer religiösen, sprachlichen oder auch politischen Bezüge die Einheitsvorstellungen europäischer Nationalstaaten durchbrechen. Mit der Herausbildung von Zugehörigkeiten entstehen Kritikpotenziale, die die Immigrationsgeschichte europäischer Nationalstaaten in den Kontext von rechtlichen, ökonomischen und sozialen Ungleichheiten wie auch Ungerechtigkeiten stellen.

Hamburg: Hamburger Edition 2012
ISBN 978-3-86854-249-3, € 38.–

A Life Beyond Boundaries.
Benedict Anderson

Benedict Anderson was one of the leading historians of nationalism and South-east Asia. His seminal book *Imagined Communities* has changed the way we think about the reason why people live, die and kill in the name of nationhood. In his memoir, he brings to life the in-

tellectual formation of a life spent open to the world, resisting the easy comforts of imagined homes: the joys of learning languages, the importance of field work; and the satisfaction of teaching.

London: Verso 2016
ISBN 9781784784560, £ 15.–

**Alltag und Fest in der Schweiz.
Eine kleine Volkskunde
des kulturellen Wandels.**
Marius Risi

Zu den gängigsten Bildern aus der Kategorie «Land und Leute in der Schweiz» gehören das erhabene Bergpanorama und der urchige Äpler. Was uns sowohl in der Aussen- wie der Innenperspektive als Selbstverständlichkeit erscheint, ist tatsächlich ein historisches Produkt der letzten etwa 250 Jahre. Die Kultur der Vielen – die kulturellen Praxen der grossen Mehrheiten in der Bevölkerung – lässt sich aber nicht auf den engen Horizont folkloristischer Inszenierungen beschränken. Sie findet auch in den alltäglichen Lebenswelten statt, wo sie sich im Spannungsfeld von Innovation und Tradition ständig verändert.

Zürich: Pro Helvetia 2003
ISBN 9783907622544, CHF 24.–

**Die Fremde –
ein seltsamer Lehrmeister.**
*Usama Al Shahmani,
Bernadette Conrad*

Weil er ein regimekritisches Theaterstück geschrieben hat, muss Usama Al Shahmani 2002 den Irak fluchtartig verlassen. Heute lebt er in Frauenfeld, hat eine Familie, baut sich ein zweites Leben auf. Was bedeutet der plötzliche Abbruch eines gewohnten Lebens? Wie geht Ankommen in einem neuen Leben? Was möchte er denen sagen, die jetzt auf der Flucht sind? Ein Gespräch über Krieg, Flucht, Identitätsverlust und Fremdheit, das wir alle bewusst oder unbewusst in uns tragen.

Zürich: Limmat Verlag 2016
ISBN: 978-3-85791-816-2, CHF 34.–

**Les oiseaux migrants.
Témoignages de migrants.**
Clémentine V. Baron

Véritable sujet d'actualité, les migrants ne sont pourtant pas un concept. Car de qui parle-t-on exactement? Ce sont des personnes. Mais qui sont-ils? Pourquoi sont-ils là? L'auteure décide de leur poser la question. Qu'est-ce qu'être «immigré»? Que ressent-on quand on arrive dans un pays étranger? Pour ces hommes et ces femmes, l'occasion est rare de s'exprimer librement et d'être écoutés. Ils raconteront simplement leur histoire. Cet ouvrage recueille leurs points de vue, leurs émotions, leurs ressentis.

Paris: L'Harmattan 2016
ISBN 978-2-343-10573-4, € 20.–

**Schwazzenbach.
Schlaflos in Lützelflüh.**
Francesco Micieli

Am 16. Juni 1970 lehnten die Schweizer Männer die Schwarzenbach-Initiative mit 54 Prozent Nein-Stimmen ab. Der Abstimmungskampf verlief sehr emotional, auch im bernischen Lützelflüh, Schauplatz von Francesco Micielis Erzählung «Schwazzenbach». Die Geschichte ist ein eindringliches Dokument darüber, welche Spuren gesellschaftspolitische Bedingungen im persönlichen Leben hinterlassen.

Basel: Zytglogge Verlag 2012
ISBN 978-3-7296-0850-4, CHF 29.–

**Was die Schweiz zusammen hält.
Vier Essays zu Politik und Gesellschaft eines eigentümlichen Landes.**
Michael Hermann

Welche Kräfte halten dieses heterogene Gebilde «Schweiz» als stabile staatliche Einheit zusammen? Gibt es eine spezifische schweizerische Identität und, wenn

ja, aus welchen Quellen nährt sie sich? Es gibt nicht den einen Faktor, und es gibt keine knappe Antwort. Dieses Buch versucht sich in vier Essays dieser Essenz dessen, «was die Schweiz zusammenhält», anzunähern.

Basel: Zytglogge Verlag 2016
ISBN 978-3-7296-0918-1, CHF 29.–

**Kebab zum Bankgeheimnis.
Geschichten von west-östlichen
Begegnungen.**
Yusuf Yeşilöz

Ob im Kebabhaus oder in der Cafeteria, im Zug oder auf der Strasse: Das Leben des Yusuf Yeşilöz ist reich an komischen und weniger komischen Begegnungen. Etwa, wenn er im Zug mit «Grüezi, Herr Migrant» angesprochen wird oder wenn die Grenzbeamten im Nebenabteil automatisch davon ausgehen, dass «de huere Cheib» mit seinem Aussehen sowieso kein Deutsch versteht. Ohne zu beschönigen, aber mit feinem Humor zeigt Yusuf Yeşilöz die Menschen beim Üben des neuen Zusammenlebens.

Zürich: Limmat Verlag 2012
ISBN 978-3-85791-687-8, CHF 29.–

**Wir neuen Deutschen.
Wer wir sind, was wir wollen.**
Alice Bota, Khuê Pham, Özlem Topçu

Fast 16 Millionen Menschen in Deutschland haben einen sogenannten Migrationshintergrund. Egal, ob sie hier geboren wurden oder zugewandert sind — die meisten von ihnen bekommen immer wieder zu spüren, dass sie vielleicht alles Mögliche sind, nur eines nicht: Deutsche. Doch was heisst das heute überhaupt, deutsch sein?

Reinbeck: Rowohlt Verlag 2012
ISBN 978-3-498-00673-0, € 15.–

**L'immigration Marocaine.
50 Parcours, 50 talents.**
Jamila Ben Azzouz

Ils sont belges francophones ou néerlandophones, et issus de l'immigration marocaine. Ils ont réussi leur parcours

professionnel, alors que rien ne les y prédestinait. Ils nous livrent, à travers leurs témoignages, comment, partis de rien, ils sont arrivés «là où on ne les attendait pas». Ce livre vise la remise en question des stéréotypes et désire offrir aux générations futures des images d'identification positives.

Waterloo: Avant-Propos 2014
ISBN 978-2-930627-97-7, € 30.–

**Ein Leben hier gemacht.
Altern in der Migration aus
biografischer Perspektive.**

Eva Soom Ammann

«Ein Leben hier gemacht» haben viele der ehemaligen italienischen «Gastarbeiterinnen» und «Gastarbeiter» in der Schweiz. Sie haben geheiratet, Kinder grossgezogen, sind alt geworden, aus der Erwerbstätigkeit ausgeschieden. Was dieses Altern ausmacht, das wird in diesem Buch aus einer biographischen Perspektive erörtert. Die Fallanalysen von sieben Ehepaaren bieten einen differenzierten Einblick in die unterschiedlichen Ausgestaltungen des Lebens in der Schweizer «Gastarbeit» und deren Bedeutung für das Altern in der Migration.

Bielefeld: transcript Verlag 2011
ISBN 978-3-8376-1668-2, € 40.–

Rocco e Marittimo.

Vincenzo Todisco

Sul treno della speranza che dal Sud Italia porta intere famiglie al Nord delle Alpi, due neonati vengono scambiati per errore sotto l'occhio attento ma colpevole di don Curte. Quarant'anni dopo Rocco e Marittimo hanno due paesi, due famiglie, due personalità, un unico amore. Prendendo le mosse da questo gioco del destino, Vincenzo Todisco ha scritto un vorticoso romanzo sull'emigrazione italiana: una girandola di storie comiche e dolorose, epiche e fantastiche.

Bellinzona: Edizioni Casagrande 2011
ISBN 978-88-7713-612-1, CHF 25.–

Die undankbare Fremde.

Irena Brežná

«Wir liessen unser Land im vertrauten Dunkel zurück und näherten uns der leuchtenden Fremde.» Im Jahr 1968 beginnt Irena Brežná's Roman. Die Erzählerin verschlägt es in die Schweiz, einen sicheren Hafen von bizarrer Saturatedheit, ein von Zäunen verstelltes Paradies voller Ordnungshüter und Kehrmaschinen – zu viel Widerspruch für ein Mädchen wie sie. Als Heranwachsende rebelliert sie gegen das Gastland, das sie unter seine Regeln zwingt und sie nicht sie selbst sein lässt. Nach vielen Zusammenstößen findet sie einen Ausweg ...

Berlin: Verlag Galiani Berlin 2012
ISBN 978-3-86971-052-5, € 17.–

Wenn die Gäste bleiben.

Luc Degla

Der Autor verarbeitet in seinen Büchern die Erfahrungen, die er als ausländischer Student an Schweizer Universitäten gemacht hat. Wenn der Gast bleibt, dann kann das Fremde zum Eigenen werden – man kommt sich näher, wenn Verständigung jenseits von Sprach- und Kulturbarrieren gewagt wird. Von diesen Erfahrungen, die im heutigen Zeitalter der akademischen Mobilität Studierende weltweit mit Emigranten und Flüchtlingen teilen, erzählt dieses Buch.

Freiburg: Universität Freiburg 2012
ISBN 978-3-7245-1844-0, CHF 10.–

**Auf den Spuren transnationaler
Lebenswelten.**

*Désirée Bender, Tina Hollstein,
Lena Huber, Cornelia Schweppe*

Auf originelle Weise verknüpfen die Autorinnen klassische wissenschaftliche und literarische Darstellungsweisen: Am Beispiel von Migrantinnen und Migranten in Deutschland, deren Lebensverhältnisse durch knappe finanzielle Ressourcen gekennzeichnet sind, betrachtet der Band unterschiedliche Facetten ihres Alltags sowie Herausforderungen und Praktiken, die nationalstaatliche Grenzen überspannen.

Bielefeld: transcript Verlag 2015
ISBN 978-3-8376-2901-9, € 27.–

Auf der Flucht getrennt.

Odysee einer ruandischen Familie.

Johanna Krappf

Die Geschichte von Joséphine Niyikiza und Désiré Nsanzineza ist eine Geschichte von Flucht und Integration, die 1994 mit dem Ausbruch des Bürgerkriegs in Ruanda ihren Anfang nimmt. Was folgt, ist eine jahrelange Odysee durch Zentralafrika, während derer sie eine Familie gründen. Bei einem Überfall werden sie getrennt, erst Jahre später finden sie in der Schweiz wieder zueinander, wo nach Überwindung vieler Hindernisse ihre Integration gelingt.

Zürich: Chronos Verlag 2016
ISBN 978-3-0340-1355-0, CHF 30.–

La Trinité bantoue.

Max Lobe

Mwána vit dans un pays au cœur de l'Europe, avec ses cousins blancs qu'il connaît bien. Certains parmi eux sont décidés à chasser les moutons noirs de leur territoire. La traque est lancée, les esprits s'échauffent. C'est dans ce contexte que Mwána cherche un emploi. Et rien n'est gagné.

Carouge-Genève: Editions Zoe
ISBN 978-2-88182-926-0, CHF 28.–

Switzers.

Die 193 Nationen der Schweiz.

Reiner Roduner (Hg.)

Dieses Buch reflektiert, was in der Schweiz lebende Menschen aus aller Welt zu ihrer neuen Heimat mitzuteilen haben. Verbunden mit einer aufwändigen Suche aller 193 Protagonisten wurden während drei Jahren in 14 Foto-Shootings je eine Person aus allen hier in der Schweiz vertretenen Nationen porträtiert und interviewt. In diesem einzigartigen Bildband finden sich nicht nur sehr persönliche Fotografien der Porträtierten, man wird auch auf eine Reise durch die ganze Welt mitgenommen.

Zürich: Switzers 2016
ISBN 978-3-906055-58-9, CHF 98.–



Nina

Staat – Raum – Grenzen.

Festung Europa? Offene Grenzen? Nicht erst seit der Flüchtlingschutzkrise der vergangenen Jahre wird über Grenzen, deren Bedeutung und deren Sinn oder Unsinn diskutiert. Seit der Existenz von Nationalstaaten überhaupt sind Grenzen Gegenstand von Debatten und Auseinandersetzungen, zuweilen auch konfliktbeladenen und gewaltsamen.

Obwohl Grenzen eine bestimmte Raumordnung herstellen und Menschen juristisch jeweils einem konkreten Staatsterritorium zuweisen, sieht die Realität im gelebten Alltag oft anders aus. Grenzüberschreitende Beziehungen existieren trotz der auf Landkarten eingezeichneten Grenzlinien. Dies ist nicht nur auf alte Traditionen des Austauschs zurückzuführen, sondern auch gewollt: Seit der Unterzeichnung des Personenfreizügigkeitsabkommens mit der Europäischen Union im Juni 1999 partizipiert die Schweiz an der Bewegungsfreiheit, welche die Unionsbürgerschaft EU-Bürgerinnen und -Bürgern innerhalb des Territoriums der EU garantiert. Sehr viel länger schon existiert das Phänomen des grenzüberschreitenden Austauschs und der Berufswanderung von Tagesspendlern zwischen ihrem Wohnort im einen und ihrem Arbeitsort im andern Land – immerhin grenzen 18 Kantone an die schweizerische Staatsgrenze. Der Begriff des «Grenzgängers» wurde allerdings erst in den 1950er-Jahren eingeführt, als die Behörden für diese Gruppe von Ausländern eine eigene Bewilligung schufen. Doch auch Schweizerinnen und Schweizer überschreiten täglich die Grenze, sei es, weil sie im nahen Ausland arbeiten, dort einkaufen, eine Ausbildung absolvieren oder weil sie dort ihren Wohnsitz haben.

terra cognita beleuchtet in der kommenden Ausgabe diverse Aspekte rund um das «Grenzgängerwesen», widmet sich aber weiteren Fragen, die sich im Zusammenhang mit dem Themenkomplex «Staat – Raum – Grenzen» stellen: Ist die Einschränkung der Bewegungsfreiheit innerhalb der Schweiz für Angehörige bestimmter Aufenthaltstitel angesichts einer Gesellschaft, die auf Mobilität ausgerichtet ist, noch zeitgemäss? Sollten im Namen einer globalen Gerechtigkeit Grenzkontrollen aufgehoben werden? Welche Funktion kommt dem Nationalstaat in einer globalisierten Welt noch zu? Hebelt die Digitalisierung die territorialen Grenzen langfristig aus? In welche Abkommen des Grenzschutzes ist die Schweiz international eingebunden und welche Interessen vertritt sie dabei?

Etat – espace – frontières.

Forteresse Europe? Frontières ouvertes? Il y a longtemps que l'on parle des frontières, de leur importance, de leur utilité ou de leur inutilité, et cela non seulement depuis la crise migratoire de ces dernières années. Depuis l'existence d'Etats nationaux, les frontières font l'objet de débats et d'affrontements, parfois conflictuels et violents.

Bien que les frontières délimitent les territoires et assignent juridiquement les personnes à un espace national concret, il en va souvent autrement dans la réalité du vécu au quotidien. Les relations transfrontalières existent malgré les frontières qui sont tracées sur les cartes. Cela ne tient pas seulement aux anciennes traditions d'échange, mais répond à une volonté. En effet, depuis la signature de l'accord sur la libre circulation des personnes avec l'Union européenne en 1999, la Suisse participe à la liberté de circulation que garantit la citoyenneté européenne aux ressortissants de l'UE au sein du territoire de l'UE. Le phénomène de l'échange transfrontalier et celui du déplacement professionnel de migrants journaliers entre leur domicile et leur lieu de travail dans un autre pays existe depuis bien plus longtemps – n'oublions pas que 18 cantons confinent aux frontières du pays. Cependant, la notion de «frontalier» n'a été introduite que dans les années 50, lorsque les autorités créèrent une autorisation particulière pour ce groupe d'étrangers. Mais il y a aussi des Suisses qui franchissent tous les jours la frontière, que ce soit pour aller travailler dans un pays voisin, pour y faire des achats, y suivre une formation ou parce qu'ils y habitent.

Dans son édition à venir, *terra cognita* éclairera divers aspects du «statut de frontalier», mais se consacrera aussi à d'autres questions en lien avec la complexe thématique «Etat – espace – frontières». Par exemple la restriction de la liberté de circulation au sein de la Suisse pour les détenteurs de certains titres de séjour est-elle encore adaptée au regard d'une société tournée vers la mobilité? Devrait-on supprimer les contrôles aux frontières au nom d'une certaine justice mondiale? Que reste-t-il comme fonction à l'Etat national dans un monde globalisé? La numérisation va-t-elle faire sauter les frontières territoriales à long terme? Dans quels accords de surveillance des frontières la Suisse est-elle impliquée sur le plan international, et quels intérêts représente-t-elle dans ce contexte?

Stato – spazio – frontiere.

Fortezza europea? Frontiere aperte? Il tema delle frontiere, della loro importanza, del loro senso e della loro assurdità non è nato con la crisi dei rifugiati degli scorsi anni. Le frontiere sono al centro di dibattiti e discussioni, in parte anche conflittuali o addirittura violenti, sin dalla nascita degli Stati nazionali.

Sebbene le frontiere introducano un certo ordine territoriale e attribuiscono giuridicamente le persone a un territorio statale concreto, la realtà quotidiana è spesso diversa. Le relazioni transfrontaliere non si arrestano davanti alle linee di confine tracciate sulle carte geografiche. Ciò non solo in ragione di vecchie tradizioni di scambio, ma anche per una volontà ben precisa: dalla firma dell'Accordo di libera circolazione delle persone con l'Unione europea (UE), nel giugno 1999, la Svizzera partecipa alla libertà di movimento garantita ai cittadini dell'unione entro il territorio dell'UE. Vi è inoltre il fenomeno, di ben più lunga data, dello scambio transfrontaliero e della mobilità professionale dei pendolari che, giorno dopo giorno, fanno la spola tra il loro domicilio e il luogo di lavoro in un altro Stato – ben 18 Cantoni si trovano infatti lungo la linea di confine svizzera. La nozione di «frontaliero», tuttavia, è stata coniata soltanto agli anni 1950, quando le autorità hanno creato uno speciale permesso riservato a questo gruppo di stranieri. Ci sono del resto anche numerosi cittadini svizzeri che ogni giorno varcano il confine per andare all'estero a lavorare, fare gli acquisti, seguire una formazione o raggiungere il loro domicilio.

Il prossimo numero di *terra cognita* illustrerà diversi aspetti del fenomeno dei frontalieri. Tratterà però anche altre questioni connesse alla triplice tematica «Stato – spazio – frontiere»: al giorno d'oggi e in una società viepiù tributaria della mobilità, è ancora pensabile limitare la libertà di movimento all'interno della Svizzera per persone titolari di un dato permesso di soggiorno? Non si dovrebbe, in nome di una giustizia globale, abolire i controlli alla frontiera? Quale funzione riveste lo Stato nazionale in un mondo globalizzato? A lungo termine la digitalizzazione non è un modo per bypassare le frontiere territoriali? Di quali accordi internazionali in materia di protezione delle frontiere è parte la Svizzera e quali interessi vi rappresenta?

terra cognita

- 01 Welche Kultur?/Quelle culture?
- 02 Bildung/Formation
- 03 Iuvrar/arbeiten /travailler/lavorare
- 04 einbürgern/naturaliser
- 05 wohnen/habitat
- 06 Gewalt / Violence / Violenza
- 07 Ouverture
- 08 Créations suisses
- 09 Welche Integration?/Quelle integration?
- 10 Sprachen/Langues/Lingue
- 11 Die Medien/Les médias/I media
- 12 Sport
- 13 Identitäten/identité/identità
- 14 Neue Migrationslandschaft / Le nouveau paysage migratoire
- 15 Transnationalität/Transnationalité/ Transnazionalità
- 16 Kinder und Jugendliche/Enfants et jeunes/ Bambini e giovani
- 17 Citoyenneté
- 18 Die Schweiz verlassen/Quitter la Suisse/ Lasciare la Svizzera
- 19 Föderalismus / Fédéralisme/ Federalismo
- 20 Essen und trinken /Manger et boire / Mangiare e bere
- 21 Öffnung und Abwehr im Widerstreit / Esprit d'ouverture et attitude défensive en conflit /Apertura e difesa in conflitto
- 22 Übers Land/ De la campagne/ Dalla campagna
- 23 Demographie und Migration/Démographie et migration/Demografia e migrazione
- 24 Liebe in Zeiten der Migration/L'amour au temps de la migration/L'amore in tempi di migrazione
- 25 Auf der Flucht/En fuite/In fuga
- 26 Emotionen/Emotions/Emozioni
- 27 Potenzial/Potentiel/Potenziale
- 28 Religion/Religione
- 29 Wirtschaft und Arbeit im Fokus/ Economie et travail en point de mire/ Economia e lavoro sotto l'obiettivo

vergriffen / épuisé / esaurito

Für weitere kostenlose Exemplare von *terra cognita* wenden Sie sich an:
Pour obtenir gratuitement d'autres exemplaires de *terra cognita* s'adresser à:
Per ottenere gratuitamente esemplari supplementari di *terra cognita* indirizzarsi a:

www.bundespublikationen.admin.ch
Suchbegriff/Critère de recherche/Parola da cercare: *terra cognita*

Die Zahl der Menschen, die über eine Migrationsgeschichte verfügt, nimmt stetig zu. Was bedeutet das für eine Gesellschaft, wie stellt sie sich dazu? Wie geht der Staat, der darüber entscheiden kann, wer dazu gehört und wer nicht, mit diesem Phänomen um? Wie verorten sich die Menschen selbst – ob mit oder ohne Migrationserfahrung? Wie wichtig ist es, einen Ort als das eigene «Zuhause», als die eigene «Heimat» bezeichnen zu können?

Die aktuelle Ausgabe von *terra cognita* geht den mit Migrationsgeschichten einhergehenden «Zugehörigkeiten» nach: Porträts, Interviews, Essays und Kurzanalysen geben Einblick in die vielen Facetten, welche die Frage nach Zugehörigkeit in verschiedensten Zusammenhängen erzeugt.

Le nombre de personnes avec un parcours migratoire augmente sans cesse. Qu'est-ce que cela signifie pour la société, comment la société réagit-elle? Comment l'Etat, lui qui doit décider de leur statut, gère-t-il ce phénomène? Comment les personnes elles-mêmes se positionnent-elles – qu'elles soient issues de l'immigration ou non? A quel point est-il important de pouvoir désigner un lieu comme son «chez soi», son «pays»?

Le numéro actuel de *terra cognita* se penche sur les «appartenances» associées aux parcours migratoires: portraits, interviews, essais et analyses succinctes livrent un aperçu des nombreuses facettes révélées par la question de l'appartenance dans les contextes les plus divers.

Le persone con un passato migratorio sono sempre più numerose. Questo cosa significa per la società? Come si pone la società di fronte a questa realtà? Lo Stato come gestisce il fenomeno, lui che ha potere di decidere «chi fa parte e chi no»? Come si posizionano le persone, a prescindere dal loro passato migratorio o no? Quanta importanza ha poter designare un luogo in cui ci si senta «a casa propria», un luogo che si possa chiamare «patria»?

L'ultima edizione di *terra cognita* tratta le «appartenenze», indissociabili da un percorso migratorio: ritratti, interviste, saggi e brevi analisi percorrono le numerose sfaccettature e i loro risvolti nei più svariati contesti.